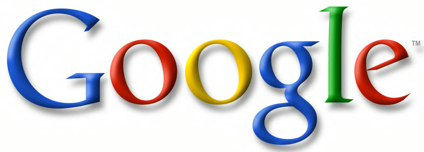
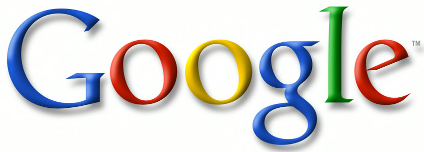
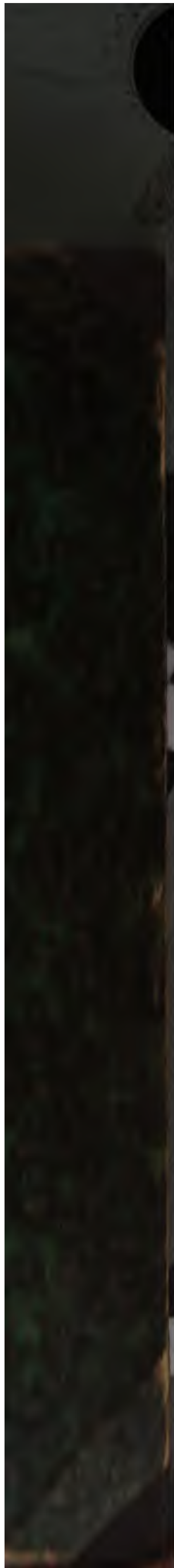








STUDIEN ÜBER GOBINEAU

KRITIK SEINER BEDEUTUNG FÜR DIE WISSENSCHAFT

VON

FRITZ FRIEDRICH

Motto:
La faculté d'admirer la véritable grandeur à travers les fautes de goût en littérature comme à travers les inconséquences de la vie, cette faculté est la seule qui honore celui qui juge.
Mme de Staël, De l'Allemagne II 15.



LEIPZIG
EDUARD AVENARIUS
1906

HERRN

PROFESSOR DR. GUSTAV BUCHHOLZ

MEINEM VEREHRTEN LEHRER

GEWIDMET

VORWORT UND EINLEITUNG

Vor einem Jahrzehnt noch fast völlig vergessen, ist der Name Gobineau seitdem von Jahr zu Jahr häufiger genannt und weiteren Kreisen, zumal in Deutschland, bekannt geworden. Abgesehen von den hier nicht zu erörternden, tieferen, zeitgeschichtlichen Gründen, die den „französischen Germanen" wieder zeitgemäß machen, haben dazu zwei äußere Ereignisse hauptsächlich beigetragen: Gründung und Wirken der 1894 von Professor Dr. Ludwig Schemann in Freiburg i. Br. ins Leben gerufenen Deutschen Gobineau-Vereinigung, und die wahrhaft mustergiltige Verdeutschung von vier Werken Gobineaus gleichfalls durch Schemann. Einige davon, namentlich die „Renaissance", haben inzwischen feste Wurzel bei uns geschlagen, und Gobineau selbst ist zwanzig Jahre nach seinem Tode zu einer Kraft in unserem Geistesleben geworden. Allerdings zu einer mannigfach umstrittenen Kraft. In der fast unübersehbaren Flut kurzlebiger Preßartikel, die durch Schemanns Veröffentlichungen angeregt wurden, übertönte der volle Chorus begeisterter Zustimmung die zurückhaltenden, kritischen oder geradezu ablehnenden Äußerungen einzelner; man konnte damals kaum eine Zeitung oder Zeitschrift aufschlagen, ohne darin Gobineau als Kronzeugen für Gott weiß was angeführt zu finden; und einen zusammenfassenden Ausdruck fand diese Stimmung in Eugen Kretzers Buch: Joseph Arthur Graf von Gobineau. Sein Leben und sein Werk

(auch unter dem Titel: Männer der Zeit. Band XI). Leipzig 1902, Hermann Seemann Nachfolger. 264 S. 8⁰ [1]).

Inzwischen aber hat sich auch die Kritik zum Worte gemeldet und einen unübertrefflich schneidigen Vertreter gefunden in Ernest Seillière mit seinem Buche La philosophie de l'Impérialisme. Band I: Le Comte de Gobineau et l'Aryanisme historique. Paris 1903, Plon-Nourrit et Cie., 450 S. gr. 8⁰. Es entsteht die Frage, ob und inwiefern über diese Arbeiten hinaus ein Fortschritt möglich und wünschenswert erscheint.

Kretzer hat zum ersten Male ein vollständiges Verzeichnis aller Schriften Gobineaus, auch der verschwundenen[2]), der unvollendeten und unveröffentlichten, gegeben, sowie von einigen der weniger oder gar nicht gekannten, denen er zu größerer Wertschätzung zu verhelfen wünschte, ausführliche Inhaltsangaben geboten. Aber weit entfernt, sie alle oder doch wenigstens die bedeutenderen annähernd gleichmäßig zu berücksichtigen, vereinigt er seine ganze Teilnahme auf das Rassenwerk und die Rassentheorie, neben denen ihm alles andere im Grunde nebensächlich ist. Obschon nun das Rassenbuch in gewissem Sinne tatsächlich der Mittel- und Kernpunkt von Gobineaus gesamtem Schaffen ist, so läßt sich eine so einseitige Bevorzugung, zumal in einem Lebensbild, doch nicht durch sachliche Gründe rechtfertigen, sondern nur durch die persönliche Vorliebe des Verfassers erklären. Das aber, was er über Rassenbuch und -theorie gesagt hat, kann unmöglich auch nur vorläufig das letzte Wort bleiben, das auf Seiten der Freunde und Verehrer Gobineaus in dieser Sache gesprochen wird, sondern fordert gerade sie zu einer Revision und Korrektur heraus. Denn Kretzer hat sich

---

[1]) Das neueste Buch über Gobineau, Robert Dreyfus, La vie et les prophéties du Comte de Gobineau (datiert 15. Mai 1905), steht ungefähr auf demselben Standpunkt; s. u. S. 218 Anm. 1. [2]) Diese werden bibliographisch noch etwas genauer bestimmt bei Dreyfus a. a. O. S. 47.

seinem Helden so vollkommen verschrieben, daß ihm die eigene Freiheit des Geistes in allem, was ihn betrifft, fast ganz verloren gegangen ist. Im übrigen ein Mann von durchaus selbständigem Denken und unabhängigem Urteil, ist er in diesem einen Punkte ein Fanatiker des Buchstabens geworden, der uns das Rassenbuch in Bausch und Bogen aufnötigen und uns zum schlichten Glauben an jeden, auch den verwegensten Satz der vier Bände überreden möchte. Es darf durchaus nicht den Anschein gewinnen, als ob die Verehrer Gobineaus und seiner Ideen alle diesen Standpunkt billigten und teilten; vielmehr muß gerade aus ihren Reihen heraus der dithyrambischen, dabei gegen Andersdenkende äußerst unduldsamen Verherrlichung durch Kretzer eine nach gerechter Würdigung strebende, kritische Betrachtung entgegengestellt werden.

Gerechte Würdigung ist nicht dasselbe wie die kalte Objektivität der Gleichgiltigkeit; am wenigsten wird sie erreicht werden durch eine feindselige Gesinnung. Eine solche hat das Buch von Seillière hervorgebracht. Es war dies Buch eines der ersten Anzeigen dafür, daß man endlich auch in Frankreich sich des lange vergessenen Landsmannes wieder erinnerte, aber zugleich ein neues Zeugnis zu so viel alten, daß man ihn dort noch immer nicht recht verstand, mit jenem Verständnis nämlich, das ohne Sympathie nicht geboren wird. Seillières Buch ist eine außergewöhnlich bedeutende Leistung, die in Deutschlaud bisher noch nicht nach Gebühr beachtet zu sein scheint. Ein unbestechlich scharfer Logiker, der Gobineaus Welt- und Geschichtsauffassung grundsätzlich mißbilligt, unterzieht jede seiner größeren Schriften — mit einer merkwürdigen Ausnahme[1]) — einer mehr oder weniger ausführlichen, aber stets gleich eindringenden, gleich unbarmherzigen Kritik, und überläßt es zuletzt dem Leser, das Fazit der Gerichtsverhandlung selbst zu ziehen. Dieses

[1]) Les religions et les philosophies dans l'Asie Centrale.

glänzend stilisierte, geistreiche, boshafte, sarkastische, von bewunderndem Haß erfüllte, durch und durch französische Buch ist zweifellos das Interessanteste, was bis jetzt über Gobineau geschrieben worden ist. Von einer gerechten Würdigung ist es allerdings sehr weit entfernt. Die vollkommene Ehrfurchtlosigkeit des Verfassers, die nichts ernst zu nehmen vermag, macht eine solche nach unseren Begriffen von vornherein unmöglich. Dazu fehlt seinem rein rationalistisch gerichteten Geiste im tiefsten Grunde jedes wahre Verständnis für einen so schwer faßbaren, phantastischen, aus tausend Gegensätzen zusammengesetzten Künstlergeist, wie es Gobineau war. Das bekundet am besten das gänzliche Versagen des kritischen Scharfsinns gegenüber Gobineaus poetischen Schöpfungen. Kurz, auch dieses Buch erforderte dringend eine Erwiderung, aus genau dem entgegengesetzten Grunde, wie das Kretzers.

Doch nicht nur Kritik an der Kritik zu üben kann die Aufgabe sein, die ich mir gestellt habe. Nicht nur von einem anderen und, wie ich hoffe, freieren und unbefangeneren Standpunkte aus, sondern auch mit zum guten Teil anderen Mitteln, als Kretzer und Seillière, will ich das Ziel zu erreichen suchen, das mir vorerst als das wünschenswerteste erscheint und den Untertitel dieses Buches rechtfertigen möge: Herbeiführung einer Klärung der Meinungen über die wissenschaftliche Bedeutung der einzelnen Arbeiten und damit des gesamten Lebenswerkes des Grafen Gobineau, wodurch dann die endgiltige Einreihung seiner Erscheinung in der Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts wenigstens vorbereitet werden würde. Damit scheidet zunächst alles Biographische aus. So dürftig das auch ist, was wir in den beiden, der zweiten Auflage des Essai sur l'inégalité des races humaines und dem Amadis, vorgedruckten Mitteilungen, sowie in der Einleitung zu Schemanns Übersetzung der „Asiatischen Novellen“ (Reclam 3103/4), endlich bei Kretzer, Seillière

und Dreyfus über Gobineaus Leben erfahren, es kann nicht eher wesentlich vervollständigt werden, als bis die Nachlaßpublikationen vollendet, vor allem aber, die reichen Schätze seiner Briefe der Öffentlichkeit zugänglich sein werden. Daß ich trotzdem hoffe, durch meine Untersuchungen auch zum Verständnis des Mannes und Schriftstellers, seiner Persönlichkeit und Eigenart, mittelbar beizutragen, versteht sich von selbst. — Es scheiden ferner die rein poetischen Arbeiten von der Betrachtung aus. Denn obschon Gobineau, trotz seiner von allen französischen Beurteilern getadelten, also wohl wirklich mangelhaften Verstechnik, zweifellos seinem Wesen nach weit mehr Dichter als Mann der Wissenschaft war, sind es doch nicht seine Dichtungen, sondern seine gelehrten Werke, die ihm das Interesse der Gegenwart erworben haben. Es wird sich aber allerdings herausstellen, daß einigen seiner in künstlerische Form gekleideten Arbeiten dennoch wissenschaftlicher Gehalt innewohnt, so daß sie auch hier nicht unberücksichtigt bleiben konnten: ich meine vorzüglich die Asiatischen Novellen und die Renaissance. — Die genannte Aufgabe schon jetzt zu lösen, kann nicht als verfrüht erscheinen, denn was von Gobineaus wissenschaftlichen Arbeiten noch unpubliziert ist, dürfte das Gesamtbild schwerlich irgendwie verschieben.

Die Methode der Untersuchung mußte ich der Art der behandelten Gegenstände anpassen. Durfte ich die historischen Werke Gobineaus einer selbständigen kritischen Betrachtung mindestens der Methode, zum guten Teil auch der Stoffe und Ergebnisse unterziehen, so war gegenüber den orientalischen Arbeiten ein mehr referierendes Verfahren, mit Verweisung auf die Urteile anerkannter Sachverständiger, am Platze. Wenn dies ein Mangel ist, so bitte ich zu erwägen, daß sich 1) schwerlich so leicht jemand finden dürfte, der sich inbezug auf alle von Gobineau schriftstellerisch erörterten Gegenstände ausreichende Sachkenntnis zuschreiben könnte, und daß 2) gerade den orientalischen

Büchern Gobineaus, vor allem den Religions et philosophies dans l'Asie Centrale, zunächst damit am besten gedient scheint, daß sie überhaupt bekannt und den Lesern eingehend vorgeführt werden. Daß ich auch ihnen gegenüber ein vorsichtiges Urteil nicht gescheut habe, bedarf kaum der Erwähnung. Nur die beiden Arbeiten über die Keilschrift habe ich, als mir überhaupt unzugänglich, gänzlich von der Erörterung ausgeschlossen. Auf den Wegen meiner Vorgänger zu wandeln, habe ich nach Möglichkeit vermieden, immer bestrebt, neue Gesichtspunkte aufzufinden und die Untersuchung, ungeachtet der Notwendigkeit, Urteile zu fällen und Entscheidungen zu treffen, also Partei zu ergreifen, doch jeder Art von parteiischer Einseitigkeit zu entrücken. Ohne eine tiefe Sympathie für Gobineau würde ich nie versucht haben, eine Aufgabe zu lösen, die sich mir, immer wieder fortgeschoben, doch schließlich aufgedrängt hat; blinde Voreingenommenheit aber würde notwendig zum Scheitern des Versuches geführt haben.

Obwohl es sich fast von selbst versteht, will ich doch bemerken, daß meine Arbeit von der Gobineau-Vereinigung vollkommen unabhängig ist; dagegen bin ich Herrn Professor Schemann persönlich für mancherlei gütige Unterstützung zu großem Danke verpflichtet.

Bei der Einschätzung gewisser Mängel dieses Buches, deren ich mir wohl bewußt bin, wolle man entschuldigend in Betracht ziehen, daß es in einem kleinen und entlegenen Orte geschrieben ist, wo meist schon die Beschaffung des einfachsten wissenschaftlichen Handwerkszeugs, um wie viel mehr die anderer bibliothekarischer Hilfsmittel zum mindesten umständlich und kostspielig, nur zu oft aber überhaupt nicht zu ermöglichen war. Der angedeutete Mangel wird vielleicht dadurch weniger empfindlich, daß eine auch nur annähernd vollständige Heranziehung der einschlägigen Literatur bei der Mannigfaltigkeit und radikalen Verschiedenartigkeit der von Gobineau erörterten und daher hier

mindestens zu streifenden Themata von vornherein nicht beabsichtigt sein konnte. Der Verfasser hatte nur die Pflicht, sich über sie soweit, als es die Bedeutung der Sache erheischte, zu orientieren und zu diesem Zwecke die zuverlässigsten Gewährsmänner auszuwählen. Ich hoffe, daß mir dies gelungen ist, und schulde für Unterstützung in meinem Bemühen vorzüglich der Leipziger Universitätsbibliothek lebhaften Dank.

Aus mancherlei Gründen habe ich es für richtig gehalten, mich auch im Text der Ich-Rede zu bedienen. Was endlich den Druck anlangt, so sind alle gesperrten Stellen, auch in Zitaten, von mir gesperrt.

Schneeberg, 14. Januar 1906

DR. FRITZ FRIEDRICH

INHALTSVERZEICHNIS

I. ABSCHNITT. DAS RASSENWERK

II. ABSCHNITT. DIE GESCHICHTE DER PERSER

V. ABSCHNITT. DIE RENAISSANCE

I. ABSCHNITT

DAS RASSENWERK

Gobineau begann die Aufzeichnung seines Rassenwerks, als er Gesandtschaftssekretär in Bern war. Daß er den Stoff dazu, wie gewöhnlich angegeben wird, vierzehn Jahre lang gesammelt habe, scheint, nach einer Mitteilung Professor Schemanns, irrtümlich zu sein. Als er in Hannover war, erschienen 1853 die ersten beiden Bände bei Didot, mit einer Widmung an König Georg V. von Hannover; die beiden letzten kamen 1855 heraus. Der bescheidene Titel lautet: Essai sur l'inégalité des races humaines. Eine zweite, schlecht gedruckte, billige Ausgabe in zwei Bänden erschien in demselben Verlag 1884, zwei Jahre nach Gobineaus Tode, aber mit einer noch von ihm geschriebenen Vorrede, in der er unter anderem auseinandersetzt, warum er kein Wort an seinem Texte geändert hat. In der Tat weist die zweite Ausgabe sogar die Druckfehler der ersten wieder auf. Da diese kaum noch aufzutreiben ist, jene aber schwerlich das endgiltige Gefäß des Textes bleiben wird, so zitiere ich zunächst überall nach der sich stets gleichbleibenden Buch- und Kapiteleinteilung, und füge dann Band- und Seitenzahl nach der deutschen Übersetzung Schemanns hinzu[1]. Diese

---

[1] V 7; B. 3 S. 397 heißt also: Buch V Kapitel 7; Band 3 Seite 397 der Übersetzung. Beim ersten Buch ist die Bandzahl (1) weggelassen. Hier das Schema der Ausgaben:

1. französische 1853/55.

Band I: Buch I—II, Kap. 4.	Band III: Buch V—VI, Kap. 1.
Band II: Buch II, 5—IV.	Band IV: Buch VI, 2—Schluß.

ist unter dem Titel: „Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen. Vom Grafen Gobineau. Deutsche Ausgabe von Ludwig Schemann“, 1898 bis 1901 in vier Bänden bei Frommann in Stuttgart erschienen und mit peinlicher philologischer Sorgfalt gearbeitet. Unter anderem hat Schemann alle Zitate Gobineaus nachgeprüft. Da der deutsche Leser nach dieser Ausgabe doch zunächst greifen wird, bediene ich mich ihrer überall beim Zitieren.

KAPITEL I. THEORETISCHE GRUNDLAGEN

§ 1. DARSTELLUNG

Unter allen Aufgaben, die einem Darsteller von Gobineaus Schaffen gestellt werden, ist die Erörterung seiner Rassentheorie die dornigste. Denn die Rassefragen sind in den letzten Jahren Gegenstand leidenschaftlichen Streites geworden, in dem eine Meinung zu haben und also Partei zu ergreifen der Gobineau-Historiker sich weder versagen kann noch darf. Seine erste Pflicht wird es jedenfalls sein, an sie nicht mit irgend einem dogmatisch-absoluten, sondern mit historisch gerichtetem Urteil heranzutreten, sich durch Zeitströmungen und Tagesmoden den freien Blick nicht trüben zu lassen, und sich stets zu vergegenwärtigen, daß er im Falle Gobineaus nicht nur die objektive Richtigkeit des Werkes begutachten, sondern vor allem seine geschichtliche Bedeutung für die Wissenschaft zu erfassen bemüht sein muß.

---

2. französische 1884.

Band I: Buch I—IV, Kap. 2.	Band II: Buch IV, 3—VI.

deutsche 1898—1901.

Band I: Buch I.	Band III: Buch IV—V.
Band II: Buch II—III.	Band IV: Buch VI.

Dem Gange des Essai kapitelweise zu folgen, wie es Seillière getan hat, dürfte auch bei der Darstellung des theoretischen Teiles um der Klärung und Präzisierung der Probleme willen nicht empfehlenswert sein. Wer denselben so kennen lernen möchte, wie ihn Gobineau selbst entwickelt hat, der greife zu dem kurzen, aber getreuen Auszug von Dr. Paul Kleinecke[1]).

Die geschichtliche Erscheinung, von der Gobineau ausgeht, ist die Tatsache, daß alle großen Zivilisationen samt ihren Trägern zugrunde gegangen sind. Den verschiedenen mißlungenen Versuchen, die Ursachen ihres Unterganges im Fanatismus oder der Irreligiosität, im Luxus oder der Sittenverderbnis, oder auch in den Sünden der Regierungen zu finden, sind die ersten drei Kapitel seines Werkes gewidmet, Ausführungen, die nicht gerade überall sehr tief graben, aber doch das Verdienst haben, eine Reihe von zu Gemeinplätzen gewordenen Leitsätzen der Geschichtsbetrachtung — soviel ich weiß, zum ersten Male — einer Prüfung auf ihre Glaubwürdigkeit und Berechtigung zu unterziehen[2]).

Zu seinem eigentlichen Gegenstand kommt Gobineau erst im vierten Kapitel. Die Zivilisationen, so heißt es da, gehen zugrunde, weil ihre Träger degenerieren. Degeneration aber sei nicht, wie man vor ihm geglaubt, der Inbegriff aller der vorhin erwähnten Laster und Verirrungen; damit bewege man sich nur in einem circulus vitiosus. Degenerieren heiße vielmehr, durch Blutverschlechterung seines inneren Wertes verlustig gehen; es sei ein physiologischer Vorgang, der psychologische und kulturelle Folgen habe. „Das Wort degeneriert, auf ein Volk angewandt, bedeutet, daß dieses Volk nicht mehr den

[1]) Gobineaus Rassenphilosophie, Berlin 1902, 84 S. Die „Plaudereien" von R. Dreyfus, La vie et les prophéties du Comte de Gobineau, Paris 1905, sind weniger zu empfehlen. [2]) Gegen die völlige Ausschaltung jener Ursachen erhob Quatrefages in der Revue des deux mondes, 1er mars 1857, Einspruch.

inneren Wert hat, den es ehedem besaß, weil es nicht mehr das nämliche Blut in seinen Adern hat, dessen Wert fortwährende Vermischungen allmählich eingeschränkt haben; anders ausgedrückt, weil es mit dem gleichen Namen nicht auch die gleiche Art, wie seine Begründer, bewahrt hat, kurz, weil der Mensch des Verfalls, derjenige, den wir den degenerierten Menschen nennen, ein unter dem ethnographischen Gesichtspunkte von dem Helden der großen Epochen verschiedenes Subjekt ist. . . Er gehört denen, die er noch für seine Väter ausgibt, nur sehr in Seitenlinie an"[1]).

Die Zivilisationen hängen also von dem Rassenwerte ihrer Träger ab. Dieser Satz hat aber nur dann einen Sinn, wenn nicht alle Menschen den gleichen Rassenwert besitzen, und dies ist in der Tat der Fall. Die Rassen sind nach Art und Wert grundverschieden.

Ehe wir das Wie? erörtern, fragen wir: Was sind denn Rassen? Gobineau bleibt die Antwort darauf schuldig. Er gebraucht das Wort bald für die drei von ihm angenommenen Urbestandteile der Menschheit, die Gelben, die Schwarzen und die Weißen, bald für die durch Mischungen zwischen denselben hervorgebrachten Neubildungen, spricht also von races primaires, secondaires, tertiaires, quaternaires (je nach der Zahl der vorausgegangenen Mischungen); aber er nennt auch bisweilen die Urelemente wie die Mischungsergebnisse variété oder type[2]), ohne irgendwie genau zu unterscheiden. Man hat ihm diesen Mangel einer naturwissenschaftlichen Begriffsbestimmung sehr verübelt. Schon sein Zeitgenosse Quatrefages bemerkte in der Anzeige des Buches (a. a. O.) vorwurfsvoll: „Lorsqu'un écrivain fait reposer tout un ensemble d'idées sur un mot, on doit s'attendre à ce qu'il précise exactement le sens de ce seul mot. M. de Gobineau ne l'a pas fait, et c'est un grand reproche à

[1]) I 4; S. 31 f. [2]) I 4. 12.

lui adresser;“ und neuerdings hat besonders Chamberlain, mit Berufung auf Darwin, darauf hingewiesen, daß jene drei Urbestandteile gar keine Rassen, sondern Arten wären; sonst hätten Worte keinen Sinn[1]). Quatrefages' Ausstellung ist zweifellos berechtigt; doch diene zu Gobineaus Entschuldigung, daß er eine allgemein giltige, genaue Terminologie nicht vorgefunden hat, was ihn freilich gerade hätte dazu anregen können, sie zu schaffen. Allerdings hatte Kant, wegweisend auch auf diesem Gebiete der Forschung, neben allen andern einschlagenden Begriffen auch „Rasse“ scharfsinnig auf Grund der Lebensfunktionen und ihrer Wirkungen definiert als „Klassenunterschied der Tiere eines und desselben Stammes, sofern er unausbleiblich erblich ist“[2]); durchgedrungen aber war und ist er mit seinen Bestimmungen nicht. Als Gobineaus Freund Paul de Rémusat am 15. Mai 1854 eine Arbeit über Menschenrassen in der Revue des deux mondes veröffentlichte, gab er sich verzweifelte Mühe, den Begriff „espèce“ einwandfrei festzulegen; aber die Worte „race“ und „nation“ brauchte er ohne Unterscheidung. Daß es auch heute noch nicht viel besser steht, verrät gerade Chamberlain, wenn er die Anthropologen anklagt, daß die einen „Rasse“ im Sinne Voltaires für eine unterschiedene Art, die andern (im Sinne Kants) für eine bloße Varietät gebrauchen, während er selbst es wie ein Tier- und Pflanzenzüchter anwendet[3]). Dieser populäre, wertbestimmende Rassenbegriff, der einen besonders eigenartig geratenen Schlag Menschen oder Tiere bezeichnet (vgl. Rassepferd), ist hier einfach auszuschalten.

Um dem Wort einen festen, naturwissenschaftlichen Sinn an-

---

[1]) Vorwort zur 3. Auflage der „Grundlagen des XIX. Jahrhunderts“, S. 13. [2]) Vgl. Elsenhans, Kants Rassentheorie und ihre bleibende Bedeutung. Leipzig 1904. [3]) Vorwort zur 4. Auflage der „Grundlagen“, S. 15 f. Das „im Sinne Kants“ ist falsch.

zuweisen, gälte es, ein einheitliches Einteilungsprinzip ausfindig zu machen, wie dies Kant versucht hat, auf Grund dessen die ganze Menschheit in ein hierarchisch abgestuftes System von Klassen und Abteilungen einzuordnen wäre. Welche von diesen „Rasse“ heißen sollten, wäre doch wohl einfach Sache des Übereinkommens. Kant hat den Artbegriff für die Menschheit als Ganzes reserviert, und als Rassen diejenigen Gruppen voneinander geschieden, deren Angehörige miteinander stets halbschlächtige Kinder erzeugen. Welche das sind, könnte nur empirische Untersuchung ergeben[1]. Kant selbst führt als Beispiel die „Weißen“ und die „Schwarzen“ an, so daß sich Gobineau mit seiner gleichartigen Verwendung des Rassenbegriffs also in recht guter Gesellschaft befindet, nur daß er, wie gesagt, nicht konsequent dabei geblieben ist. Das ist aber ganz begreiflich, denn wenn jene Einteilung und Einordnung der heutigen Menschheit auch wirklich gelänge — wozu ungeheure Schwierigkeiten zu überwinden wären — so bliebe immer noch der dritte, gleichfalls populäre, schillernde und unbestimmte Rassebegriff übrig, der ganz allgemein einen an vererblichen Eigenschaften des Körpers und Geistes kenntlichen Menschentypus bezeichnet und sich besonders in Bildungen wie Rassenmerkmal, -eigenschaft, -charakter eingebürgert hat, Bildungen, die schwerlich wieder auszurotten, noch schwerer durch treffendere zu ersetzen sein dürften. Wenn die Dinge heute noch so stehen, so darf man Gobineau das Schwanken der Terminologie wohl kaum sehr verargen, um so mehr, als darunter die Klarheit der Sache, auf die es in erster Linie ankam, nicht erheblich gelitten hat. Ich füge hinzu, daß auch ich mich vergebens bemüht habe, eine vollkommen einheitliche und

[1] Wertvolle Ausführungen über Rasse, als anthropologischen, und Volk, als ethnologischen Begriff, bei Ernst Große, Kunstwissenschaftliche Studien, 1890, Kap. 4.

konsequente Terminologie durchzuführen. Gelänge es wohl bei der Erläuterung von Gobineaus Hierarchie der Menschengruppen, so kommt man doch um die genannten Zusammensetzungen und den ihnen zugrunde liegenden fließenden Rassenbegriff nicht herum. Schließlich habe ich mich entschlossen, die drei hypothetischen Urbestandteile der Menschheit vorsichtig „Typen“ zu nennen, ihre Unterabteilungen „Varietäten“, und das Wort „Rasse“ ebenso unwissenschaftlich bald so, bald so zu verwenden, wie Gobineau und der gewöhnliche Sprachgebrauch.

Kehren wir also zu den Rassenunterschieden zurück. Dieselben erstrecken sich, immer nach Gobineau, nicht nur auf die Farbe, welche allerdings das augenfälligste Merkmal ist und die drei Haupttypen der Menschheit deutlich voneinander abgrenzt, auch nicht nur auf Schönheit und Muskelkraft[1]), sondern namentlich auf die Fähigkeit, sich zu vervollkommnen und zu zivilisieren[2]). Während manche Menschengruppen nie über ein rohes Hordenleben hinauskommen, andere den sozialen Trieb nur bis zur Bildung von Stämmen betätigen, um sich dann gegen jede weitere Ausdehnung des sozialen Körpers abzuschließen und zu erstarren, bringen es wieder andere bis zur Nation. Nur die, die den angeborenen Widerwillen des Naturmenschen gegen die Blutmischung überwinden, durch kriegerische oder friedliche Eroberung sich andere Volksbestandteile angliedern und derart zahlreich und mächtig werden, nur die sind fähig, Zivilisationen zu erzeugen. Diese Behauptung würde geringe Bedeutung besitzen, wenn nicht die Rassenunterschiede dauernd wären[3]). Daß sie es sind, zeigt Gobineau[4]) an drei sehr geschickt gewählten Beispielen, den Arabern, den Juden und den Zigeunern, hier wesentlich die Unveränderlichkeit der körperlichen Eigentümlichkeiten betonend, während er die

---

1) I 12. 2) I 4. 13. 3) Nur in diesem Falle, erklärt Paul de Rémusat a. a. O., sei die Rassenforschung überhaupt interessant. 4) I 11.

der geistigen einer anderen Stelle vorbehält. Die aus der neueren Geschichte entnommenen Gegenbeweise, welche in der Veränderung des körperlichen Typus der Türken und der Magyaren liegen sollen, weist er mit großem Geschick und viel Gelehrsamkeit zurück, und wir dürfen ihm in diesem Punkte um so eher Glauben schenken, als ein Ethnograph ersten Ranges, der inbezug auf den Kulturwert der Menschenrassen den genau entgegengesetzten Standpunkt vertritt[1]), als Friedrich Ratzel in der Frage der Rassenzugehörigkeit der Magyaren und Türken geradezu Gobineaus Eideshelfer wird[2]). Die Dauerhaftigkeit der Gattungsmerkmale (caractères génériques) hat also „die Tragweite von Naturgesetzen". Zu diesen Merkmalen gehört aber auch und vornehmlich der Grad der Befähigung für die verschiedenen Arten und Formen geistiger Tätigkeit: solange die Rasse rein bleibt, solange das Blut nicht gemischt wird, solange bleibt auch dieser Grad unverändert; und von ihm allein hängt es ab, ob und wie ein Volk sich zivilisiert.

Gegenüber dem Begriff Zivilisation, den er von Kultur nicht unterscheidet, fühlt Gobineau nun doch die Verpflichtung, ihn zu definieren. Es gelingt ihm ziemlich schlecht, denn nachdem er Guizots und W. v. Humboldts Definitionen, jene als zu eng, diese als zu unklar, abgelehnt hat[3]), bestimmt er den Begriff als „einen Zustand von relativer Dauerhaftigkeit, in welchem Volksmengen sich bemühen, auf friedlichem Wege die Befriedigung ihrer Bedürfnisse zu suchen und ihren Geist und ihre Sitten zu verfeinern"[4]). Um zu dem von Gobineau gewollten Zwecke, nämlich zur begrifflichen Unterscheidung von Kulturvölkern und Naturvölkern, brauchbar zu sein, bedurfte diese „Zivilisation" allerdings dringend der Ergänzung durch einen Kulturbegriff. Diese Unklarheit ist schuld an starken

---

1) Ratzel, Völkerkunde I¹, Einleitung S. 10. 2) Ebda. III¹, S. 736 u. 737.
3) I 8. 4) I 9; S. 118.

Inkonsequenzen und Schiefheiten in der Beweisführung, z. B. im siebenten Kapitel (also vor der ausdrücklichen Definition), wo Zivilisation unversehens zu einem Bestreben, sich in rein materiellen Dingen zu vervollkommnen, zusammenschrumpft[1]), womit sich dann leicht dartun läßt, daß Zivilisation und Christentum nichts miteinander zu schaffen haben. An anderen, und zwar gerade an für den Beweisgang wichtigen Stellen, wo nicht, wie hier, sein Blick durch ein Vorurteil getrübt ist, bleibt Gobineau jedoch bei dieser Verengerung des Begriffes nicht stehen, bezieht vielmehr in denselben Religion und Sitte, Dichtung und Kunst ausdrücklich mit hinein[2]) — Dinge, die wir heute lieber und richtiger als „Kultur“erzeugnisse bezeichnen — und so wollen auch wir uns nicht an die etwas brüchige Theorie, sondern an die bessere Praxis halten und im folgenden unter Zivilisation alle diese Dinge mitbegriffen denken, da ein einziger Ausdruck doch einmal wünschenswert ist, wenn auch „Kultur“, nach heutigem Sprachgebrauch, entschieden vorzuziehen wäre[3]). Dasein, Grad und Art der Zivilisation also hängt von der Rasse, d. h. vom Blute ab; alle anderen, zur Erklärung der Unterschiede der Zivilisationen unter sich und ihrer Verschiedenheit vom Naturzustand jeweils ins Feld geführten Tatsachen sind gänzlich bedeutungslos. Dem Beweise für diese Behauptung widmet Gobineau wieder drei Kapitel. Die Gesetze und gesetzlichen Einrichtungen machen die Völker nicht zu dem, was sie sind, weder, wenn die Völker sie sich selbst gegeben haben — dann sind sie im Gegenteil Wirkungen, nicht Ursachen des Volkscharakters —, noch, wenn sie ihnen von außen auferlegt worden sind[4]). Den besten Beweis liefert Frankreich, dessen Gesetze römischen, germanischen und christlichen Geist atmen, der Sinnesart der Kelten aber

[1]) Ganz kraß z. B. S. 87. [2]) I 9. 13. [3]) Gobineau bringt die richtige Unterscheidung in der Histoire d'Ottar Jarl (1879), S. 23. [4]) I 5.

z. T. schnurstracks zuwiderlaufen. Sie haben auch in Jahrhunderten nicht vermocht, diese Sinnesart zu ändern. Gobineau führt an, daß die tief eingewurzelte Vorliebe der Kelten für Menschenopfer sich bei den Armorikanern bis ins 17. Jahrhundert erhalten und im Strandrecht ausgewirkt habe; er könnte hinzufügen, was er anderswo[1]) von der Geheimreligion der bäuerlichen Bevölkerung Frankreichs und von ihrer unbesieglichen Abneigung selbst gegen die Elemente der modernen Zivilisation erzählt[2]). Er zeigt, wie Indien auch unter englischer Herrschaft ganz wie vor Jahrhunderten lebt, wie die europäischen Gesetze und Sitten weder die Eingeborenen unserer überseeischen Kolonien, noch die Orientalen bezwingen, wie die Urbevölkerungen Amerikas und Ozeaniens aussterben, ohne die europäische Kultur angenommen zu haben, und wie die Neger der Republik Haiti, trotz ihres Firnisses europäischer Staatseinrichtungen, eben weil sie sich mit diesen ganz selber überlassen geblieben sind, gerade so rohe Barbaren sind wie ihre afrikanischen Ahnen[3]). Ebensowenig hängt die Kulturentwicklung der Völker vom Klima oder vom Grund und Boden ab[4]), so weit verbreitet, dank Montesquieu und Herder[5]), auch diese Annahme sein mag. Der größte Teil des von der Natur außerordentlich begünstigten Amerika ward jahrhundertelang von Völkern durchzogen, denen alle Schätze des Landes nicht den Weg zur Kultur wiesen. China und Indien, Ägypten und namentlich Mesopotamien sind, wenigstens in großen Gebieten, erst durch Menschenhand zu fruchtbaren Kulturländern umgewandelt worden; der Untergang der alten Bevölkerung hat das Land zwischen den Strömen wieder zur Wüste werden

---

[1]) I 9. [2]) s. u. S. 132 f. [3]) Dieselben Beispiele sind von lebenden Vertretern ähnlicher Anschauungen, z. B. Le Bon und Ammon, wiederholt angeführt worden. [4]) I 6. [5]) Merkwürdigerweise nennt Gobineau Herder nirgends, scheint ihn also nicht zu kennen.

lassen. Weder Attika, noch Latium waren blühende Fruchtgärten. Wenn man andrerseits sagt, daß eben die Not erfinderisch mache, so fragt Gobineau, warum sie denn diese Wirkung bei so sehr vielen wilden Stämmen aller möglichen Himmelsstriche nicht ausübe? Er weist auf die Verkehrsgeschichte des Abendlandes hin, welche die Meinung von der ausschlaggebenden Bedeutung der geographischen Lage einer Stadt für ihre kulturelle Wichtigkeit gänzlich widerlege, und wenn auch gewisse Punkte des Erdballs zu einer großen Rolle vorausbestimmt schienen (Konstantinopel, Alexandria, Panama), so komme es doch ganz auf das besitzende Volk an, ob es diese Rolle gut oder schlecht spiele[1]).

Was Seillière auf S. 15 gegen diese Aufstellungen einwendet, führt völlig an der Sache vorbei, denn es bezieht sich tatsächlich auf die hier gar nicht erörterte Entstehung der Grundtypen und läßt Gobineaus geschichtliche Beweise in voller Kraft bestehen. Dagegen finden sich in Friedr. Hertz' Buch „Moderne Rassentheorien" (Wien 1904) zahlreiche Berichtigungen. Im siebenten Kapitel endlich wird — unter sehr viel anfechtbaren Ausführungen, auf die ich noch werde zurückzukommen haben — dargelegt, daß auch das Christentum, wenngleich es „nebenbei" zivilisatorisch wirkt, doch die Anlage zur Zivilisation weder schafft noch verändert. Ein Volk, das diese nicht von Natur hat, wird auch durch seine Bekehrung zum Christentum nicht zivilisiert, und die bloße Fähigkeit der Nachahmung, wie sie z. B. Neger oft in hohem Grad besitzen, ist kein Beweis für deren Zivilisierbarkeit[2]).

Nach Beseitigung all dieser falschen Ursachen der Entstehung

---

1) Gobineau weiß, daß er nicht zuerst diese Gedanken gehegt hat, und führt als Vorgänger an Ewald, Geschichte des Volkes Israel I S. 259.
2) Das letztere betont Le Bon allenthalben mit dem stärksten Nachdruck in seinem prachtvollen Buche Lois psychologiques de l'évolution des peuples, 3. Aufl., 1898; (z. B. S. 33).

von Zivilisationen bleibt als einzig mögliche und einzig richtige nur die Rasse mit ihrem angeborenen Werte übrig.

Da nun die Rassen, auch die zivilisierbaren, unter sich ungleich sind, so sind es auch die Zivilisationen; und aus demselben Grunde sind sie unübertragbar[1]). Die Indianer sterben lieber, als daß sie sich zivilisieren; aber auch die zahlreichen Bestandteile aller Kulturnationen, welche Nachkommen von den Kulturerzeugern ursprünglich rassefremden Ahnen sind, lehnen deren Kultur ab, oder eignen sich doch nur gewisse Errungenschaften derselben äußerlich an, „ohne doch Früchte zu zeitigen, und in allmählicher Abnahme“[2]). Die gegenwärtig wilden Völker sind es immer gewesen und werden es immer sein. Wenn ein wildes Volk den Aufenthalt in einem zivilisierten Lebenskreise auch nur soll aushalten können, so muß das diesen Lebenskreis schaffende Volk ein edlerer Zweig derselben Art sein. Der nämliche Umstand ist erforderlich, wenn verschiedene Zivilisationen einander kräftig beeinflussen, andere aus ihren eigenen Elementen zusammengesetzte Zivilisationen ins Leben rufen sollen. Solche, die aus einander völlig fremden Rassen hervorgegangen sind, können sich nur an der Oberfläche berühren, einander aber nie durchdringen[3]). Für den letzten Fall gibt Gobineau eine Reihe geschichtlicher Beispiele. In seiner Beweisführung ist nicht bedeutungslos die Behauptung, die sogen. hellenistische Mischkultur habe nur in von Mischlingen bewohnten Gebieten geherrscht, an der asiatischen Küste und in Ägypten. Denn der einzige Weg, auf dem Völker sich Bestandteile einer fremden Kultur aneignen können, ist der der Blutmischungen. Sie sind die eigentliche Grundtatsache aller Weltgeschichte, ohne die alles, was so genannt wird, ein Haufe toter, unverständlicher Einzelheiten bleibt. Durch Blutmischungen entstehen, welken und vergehen Völker, Staaten und Kulturen.

[1]) I 9. 14. [2]) I 14. [3]) I 14; S. 232 f.

§ 2. KRITIK

Im Vorstehenden habe ich mich bemüht, die Grundzüge der Theorie Gobineaus, befreit von allem Schmuck der Beredsamkeit und allen Abschweifungen und Seitensprüngen, zu denen ihr Urheber nur allzusehr neigt, auf das knappste Schema zu bringen, das die Deutlichkeit eben noch zuließ. Ihrer glänzenden rhetorischen Einkleidung und Ausführung beraubt, muten uns diese programmatischen Sätze nüchtern und trocken an, gerade je mehr wir an Erörterungen dieser Gegenstände bereits gewöhnt sind. Seillière hat die Argumente Gobineaus „größtenteils mittelmäßig und kindisch" (pour la plupart médiocres et puérils, S. 13) genannt und Kleinecke verspottet, weil er es für zweckmäßig gehalten hat, gerade diese allgemeinen, rein theoretischen Ausführungen „des gewaltigen Denkers" in seinem Auszug weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Er selbst erblickt die Größe des Rassenbuchs weit eher in der bei aller Einseitigkeit großartigen und hochpoetischen Konzeption der Weltgeschichte, die das zweite bis sechste Buch füllen. Von deren Bedeutung wird bald zu reden sein. Dennoch hat, grundsätzlich gesprochen, Kleinecke recht und Seillière unrecht. Nur seit und dank Gobineau — ich zitiere Schemann — erscheinen uns diese Gedanken mehr oder weniger vertraut, bis zur Selbstverständlichkeit. Daß sie ihm so sehr einfältig vorkamen, hätte Seillière doch nicht davon zurückhalten sollen, sie zu widerlegen, auch wenn er die Aufgabe für unter seiner Würde ansah. Dazu hat er aber auch nicht den leisesten Versuch gemacht. Was kritisiert, zurückgewiesen, als unhaltbar dargelegt wird, sind immer nur Einzelheiten. Das System als Ganzes bedenkt er zwar auf jeder Seite mit einer unerschöpflichen Auswahl spöttischer Epitheta und sucht es dadurch zu

diskreditieren, daß er als seine unlautere Quelle politische Leidenschaft bezeichnet: aber das alles kann die Tatsache nicht verschleiern, daß Seillière nirgends versucht, die Grundlagen der Theorie ernstlich zu erschüttern oder das System andeutungsweise durch ein besseres zu ersetzen. Es ist dies vielleicht der stärkste, der eigentliche Lebensfehler seines trotz allem äußerst bedeutenden Buches. Wenn übrigens Seillière auf S. 17 einmal die Bemerkung entschlüpft: „Si nous avons rejeté, d'accord avec notre guide, la plupart des influences extérieures qui sont d'ordinaire considérées comme façonnant les dispositions innées des hommes et des peuples", so gestattet dieses Zugeständnis recht weittragende Schlüsse auch nach der positiven Seite.

Ich wiederhole also: diese theoretischen Ausführungen des ersten Buches sind die unerläßliche Grundlage des Ganzen, das eigentliche Gerüst des Baues, auf das man nimmermehr verzichten könnte, und ich wage hinzuzufügen: sollten auch alle Einzelheiten, ja selbst wesentliche Hauptzüge der angeblichen geschichtlichen Auswirkung dieser anthropologischen Gegebenheiten, Rassen genannt, irrig sein und verworfen werden, die beiden Säulen der Theorie selbst, Ungleichwertigkeit der Menschenrassen und Rassenkreuzungen, als wesentliche, wenn auch vielleicht nicht tiefste noch auch einzige, Triebkräfte der Geschichte gefaßt, werden ihren Wert nicht wieder ganz verlieren. Nicht nur in den Lehrbüchern der geschichtsphilosophischen Theorien werden sie ein blutleeres Schemendasein führen, sondern alle praktische, unter die Oberfläche der Dinge dringende Geschichtsforschung wird ihrem Wirken in Zukunft nachspüren und irgendwie gerecht werden müssen. Darin liegt Gobineaus Eroberung für die Wissenschaft, und gerade weil wir genötigt sein werden, in der Folge seine rein wissenschaftlichen

Qualitäten mit allerlei Verschränkungen und Verzäunungen zu versehen, wollen wir diese seine wissenschaftliche Großtat um so stärker betonen. Auf ihr haben alle die weitergebaut, die jetzt an der Arbeit sind, die großen Rassefragen zu klären. Soweit sie sich auch zum Teil von Gobineau entfernt haben, er ist der geistige Vater der ganzen Bewegung, und es ist Pflicht der Gerechtigkeit, ihm diesen Ruf unverkürzt zu erhalten. Erkennt doch selbst ein moderner Biolog wie W. Schallmayer, der den Inhalt der Theorie Gobineaus fast ganz ablehnt und von Arier- und Germanenschwärmerei gleich gar nichts wissen will, unumwunden als Gobineaus Verdienst an, „zuerst eine biologische Geschichtsauffassung, allerdings nicht in unserem, sondern einem engeren Sinne, nämlich nur vom Gesichtspunkt der Rassenmengung, versucht zu haben, ein Verdienst, das weite Kreise ganz mit Unrecht Houston Stewart Chamberlain zuschreiben“ [1]).

Verweilen wir noch einen Augenblick bei der Tragweite seiner Aufstellungen. Gobineau selbst war überzeugt, die noch unentdeckte Grundlage der Geschichte bloßgelegt, den Schlüssel, der alle ihre Rätsel löst, gefunden zu haben [2]). Und in der Tat ist seine Entdeckung eine geistige Großtat von hervorragender Bedeutung. Nichts weniger ist damit erreicht, als daß die treibende Kraft aller Geschichte, die letzte, die für den menschlichen Geist faßbar ist, aus der äußeren in die innere Natur hineinverlegt, zu einer nicht weiter ableitbaren Tatsache, — denn eine solche ist die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Menschentypus — erklärt wird. Damit ist wieder eine Summe von physiologischen und psychologischen Tatsachen gegeben, deren Zusammengehörigkeit für Gobineau feststeht, wenn er

---

1) W. Schallmayer in der gekrönten Preisschrift „Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker“, Jena 1903, S. 182 (a. u. d. T. Natur und Staat, Bd. 3). 2) Widmung und Vorwort zur 2. Ausgabe.

sich auch im Bewußtsein der Unzulänglichkeit seines Wissens auf naturwissenschaftlichem Gebiete wohl hütet, die Art ihres Aneinandergebundenseins zu erörtern. Aus dieser Zurückhaltung sollte ihm doch niemand einen Vorwurf machen. Er hat trotz allem der Geschicht eine naturhafte Grundlage gegeben und sie zu den Naturwissenschaften in ein Verhältnis gesetzt; dies ist aber, dünkt mich, mehr, als die von manchen klugen, aber phantastischen Köpfen erträumte, erstrebte, ja sogar kühnlich behauptete Gleichsetzung dieser beiden ungleichartigen Gebiete unserer Forschung[1]). Dabei ist nicht ausgeschlossen — und mir nicht zweifelhaft — daß das Verhältnis eines Tages noch etwas anders, in strenger biologischem Sinne, wird zu formulieren sein, als es Gobineau getan hat.

Ist die Theorie aber nicht nur geistvoll und bedeutsam, ist sie auch richtig? Ist sie nicht eine bloße Dichtung? Eine Dichtung wohl! Eines großen Dichters würdig wäre Gobineaus Gedankengebäude auch dann noch, wenn es sich vor der nüchteren Prüfung als ein phantastisches Luftschloß erweisen sollte. Wir aber glauben dies nicht. Denn wenn es das Wesen einer guten Theorie ist, eine große Anzahl unerklärter Erscheinungen mit einem Schlage verständlich zu machen, ohne dabei anderen sicheren Tatsachen zu widersprechen oder Gewalt anzutun, dann ist Gobineaus Theorie ein brauchbarer Führer in dem Wirrsal der geschichtlichen Ereignisse. Schon ist durch sie auf eine Reihe schattendunkler Geheimnisse

---

[1]) Gobineau selbst hat Ähnliches erträumt, wenn er in den Schlußbetrachtungen (B. 4 S. 363) schreibt: Es gilt, der Geschichte den Eintritt in die Familie der Naturwissenschaften zu erwirken, ihr die ganze Genauigkeit dieser Klasse von Kenntnissen zu verleihen, usw. Das sind Utopien. Das Beste, was ich über den Gegenstand kenne, ist ein Vortrag von Prof. H. Rickert, Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft, 1899, und die Ausführungen von A. Grotenfeld, Die Wertschätzung in der Geschichte, 1903.

helles Licht gefallen[1]), und wir glauben, daß ihre Kraft erst begonnen hat sich auszuwirken.

Selbstverständlich soll damit nicht gesagt sein, daß das System absolute Wahrheit enthalte und Anspruch auf dogmatische Geltung erheben könne. Auch von diesem Werke gilt, wie von allem, was der Menschengeist gefunden, daß sich in ihm Irriges mit Richtigem mischt, daß sein Wert relativ ist, und daß möglicherweise die Anregung zu weiterem Forschen und Suchen, die es bietet, bedeutender ist als das Stück endgiltiger Erkenntnis, das es umschließt. Nur auf einige naheliegende Einwände kann hier eingegangen werden.

Unter den Faktoren, denen Gobineau jeden Einfluß auf Entstehung und Gestaltung der Zivilisationen abspricht, befindet sich auch der, den man jetzt gewöhnlich das Milieu nennt, ein Wort, in dem man eine Reihe äußerer Kräfte, wie Klima, geographische Lage, Bodenbeschaffenheit, Beschäftigung und Ernährung zusammenfaßt; bisweilen unterscheidet man von diesem Naturmilieu noch das Kulturmilieu und versteht darunter einfach die Gesamtheit der Lebensbedingungen, in die sich ein Einzel- oder Sammelwesen hineingestellt sieht. Gobineaus gänzlich ablehnendes Gutachten hat nicht gehindert, daß gerade nach dem Erscheinen des Rassenwerks die Milieutheorie, die aus diesen Dingen alles und jedes restlos zu erklären sich vermaß, sich am kühnsten gebärdete und den lebhaftesten Anklang fand. Die beiden Werke, die sie am eindringlichsten predigten, sind Buckles History of Civilization in England, 1857, und Taines Philosophie de l'Art, 1865; und noch heute ist sie keineswegs überwunden, sondern besitzt Anhänger, deren Stimme so gewichtig ist, wie Friedrich Ratzels. Endlich hat man neuerdings versucht, beide Einseitigkeiten vermeidend das Verhältnis

---

1) Ob durch Gobineaus eigenes Buch, darüber vgl. u. Kap. 4 u. 5.

von Rasse und Milieu gegenseitig abzugrenzen und jedem sein Recht zuteil werden zu lassen, Versuche, die allerdings der Natur der Sache nach nur zu einem annähernd richtigen Schlußergebnis führen können. Neben einer Reihe feinsinniger Bemerkungen in Le Bons wiederholt genanntem Buche ist hier Driesmans' Arbeit „Rasse und Milieu" (Berlin 1902) zu nennen, die freilich wissenschaftlich nicht sehr hoch steht, aber doch manches zur Förderung des Problems beiträgt. Es ist nun wohl unbefangener Betrachtung ganz unmöglich zu bestreiten, daß das Milieu — um das häßliche Wort beizubehalten — Werden und Wesen der Menschen und ihrer Schöpfungen bald stärker, bald schwächer beeinflußt, daß z. B. in Schneegebirgen andere Menschen werden müssen als in Steppen, unterm Äquator andere als unterm Polarkreis, daß der Islam nur in der Wüste und die holländische Malerei — Taines berühmtes Paradepferd — nur in Holland entstehen konnte; ja auch das muß man zugeben, daß das Milieu das Äußere und die Psyche der Menschengeschlechter zu verändern und zwar, wie neuere Beobachtungen lehren, in ziemlich kurzen Zeiträumen zu verändern, und daß es die Entstehung der Kultur zu erleichtern oder zu erschweren vermag[1]). Damit ist aber durchaus nicht zugegeben, daß das Milieu alles sei und die Rasse nichts, und daß das Milieu allein die Rasse mache, wie es besonders kraß Karl Jentsch in seinem Buche „Sozialauslese" (Leipzig 1898) ausdrückt: „Nie kann aus einem Affen ein Mensch, aus einem Menschen ein anderes Wesen werden, wohl aber können im Laufe der Jahrtausende durch Verpflanzung in andere Länder aus Kaukasiern Neger, aus Negern Kaukasier werden"[2]). Gegenüber solchem Doktrinarismus halte ich es

---

1) Dafür zahlreiche gute Belege zusammengestellt bei F. Hertz, Moderne Rassentheorien, Wien 1904. 2) S. 171. Genau so hat sich auch Jhering geäußert, nach Hertz a. a. O. S. 306. Das Verwildern eines in der Wild-

immer noch lieber mit Gobineau, überzeugt, daß die Rasse zwar bei weitem nicht alles, aber doch sehr viel mehr bedeutet als das Milieu und daß kein Milieu der Welt aus Deutschen kulturlose Wilde, aus Hottentotten ein Kulturvolk machen kann. Die Berufung Jentschs auf Ratzel in allen Ehren; aber trotz aller schuldigen Ehrerbietung vor den bahnbrechenden Forschungen des großen der Wissenschaft allzu früh entrissenen Gelehrten, dürfen uns doch seine Ansichten nicht für unfehlbar gelten, erscheinen vielmehr in diesem Falle eher als das eine Extrem der Einseitigkeit, während Gobineau das andere darstellt.

Ratzel ist ja auch der Meinung, daß der tiefe Kulturstand selbst der am niedrigsten stehenden Naturvölker sich nicht aus einem Mangel an Anlagen, sondern aus besonders ungünstigen Lebensbedingungen erklärt, und Jentsch schreibt ihm dies freudig nach, ebenso wie F. Hertz a. a. O. und Dr. Ernst Müller in den Preußischen Jahrbüchern[1]). Sie halten also alle Rassen für virtuell gleich begabt. Was ist damit gesagt? Daß es verschieden hoch und verschiedenartig begabte Individuen gibt, räumen natürlich auch die Gegner ein. Wenn sie das Gleiche für die ethnographischen Gruppen, man nenne sie, wie man wolle, bestreiten, so behaupten sie damit, daß diese verschiedenen Begabungen in allen Gruppen quantitativ gleichmäßig verteilt sind. Diese Behauptung ist empirisch ebenso unbeweisbar wie ihr Gegenteil. Verweist man aber auf die verschiedenartigen Leistungen, die den Rückschluß auf eine verschiedene Begabung nahe legen, so stößt man stets wieder auf die Entgegnung, nur das Dasein oder der Mangel günstiger Umstände gestatte oder verhindere die Entfaltung der überall gleichen Begabung. Das Verlangen dürfte nicht unberechtigt

---

nis isolierten Kulturmenschen beweist natürlich hierbei gar nichts.

1) Mai 1905, „Über Nationalcharakter und nationale Anlagen“.

sein, die Gegner möchten doch einmal die Umstände klar und deutlich angeben, die vorhanden sein müssen, damit jede beliebige ethnographische Gruppe, ob Mitteleuropäer oder Papua, Kultur entwickele, womöglich: dieselbe Kultur; denn einige gehen so weit, auch die Verschiedenartigkeit der wirklich vorhandenen Kulturen einzig und allein auf die Umwelt und die Umstände zurückzuführen. Manche Rassentheoretiker haben unstreitig sehr viel Unsinn behauptet, aber ihre Gegner stehen ihnen an Einseitigkeit nicht im geringsten nach. Die Blindheit, mit der z. B. ein Mann wie Friedrich Hertz, unbeschadet seines ausgezeichneten kritischen Scharfsinns, all und jedes auf die soziale Organisation, die er für eine primäre, letzte Ursache hält[1]), zurückführen möchte, ist eine Wirkung genau desselben wissenschaftlichen Fanatismus, den er den Rassentheoretikern vorwirft. Zugleich verpflanzt er, ähnlich wie Chamberlain und Seillière, die Gehässigkeit des politischen Parteikampfs in die Arena der Wissenschaft, indem er den Gegnern unlautere Beweggründe unterschiebt. Denn was ist es anders, wenn er die Rassentheorien „nichts anderes als die ideologische Verkleidung des Beherrschungs- und Ausbeutungsinteresses“ nennt, Erzeugnisse des Klerikalismus, des politischen und des Ständekampfes[2]), während sie zwar gelegentlich deren Werkzeuge geworden[3]), in ihrem Kern aber lediglich die Formulierung natürlicher Gegebenheiten und wissenschaftlicher Erkenntnisse sind. Man könnte ganz wohl den Spieß umdrehen und sagen: die Ansicht der Gegner ist ein rein ideologisches Gebilde, denn sie geht letzten Endes auf einen der Erfahrung trotzenden, apriorischen Humanitätsbegriff zurück, der zur Stütze ihrer praktisch-sozialistischen Bestrebungen erforderlich ist. Damit träfe man wenig-

---

[1]) a. a. O. S. 114 und 280. [2]) S. 308—315. [3]) z. B. in des klerikalen Grafen Leusse Etudes d'histoire ethnique (2 Bde., Straßburg, o. J.), die den Untertitel tragen: La démocratie voilà l'ennemi!

stens den Sozialisten Hertz nicht übel. Doch man lasse dieses unwürdige Verdächtigungsverfahren im Streite der Meinungen beiseite. Tatsächlich können diesen nur Beobachtungen und Erfahrungen entscheiden, und solche sprechen schon jetzt mit genügender Deutlichkeit dafür, daß keiner der Faktoren, für dessen ausschließliche Geltung die Parteien zu Felde ziehen, diesen Anspruch behaupten, sondern jeder sich mit einer relativen Bedeutung wird begnügen müssen: der gewöhnliche Ausgang der großen Theorienkämpfe. Die Rasse und ihre Begabung als Element der geschichtlichen Entwicklung ganz auszuschalten, als „leere Phrase, puren Schwindel" zu verwerfen[1]), ist ebenso unberechtigt, wie, außer ihr gar nichts als bedeutungsvoll anzuerkennen. Das von den Gegnern als die beste wissenschaftliche Leistung der rassengeschichtlichen Richtung angesehene Buch von Woltmann sagt daher knapp und entschieden: „Im Gegensatz zu Ratzels Anschauung muß bei Beurteilung der Völkerleistungen in erster Linie an den Unterschied der Begabung und erst in zweiter Linie an den Unterschied der Umstände gedacht werden"[2]), und ein von den Rassengegnern mit besonderer Vorliebe ins Treffen geführtes Argument, die angebliche Entwicklungsfähigkeit der Neger, weist ein so vorsichtiger und ruhiger Forscher wie Gustave Le Bon, der gründliche Kenner Asiens, ganz im Sinne Gobineaus zurück mit den beachtenswerten Sätzen: „Il n'y a pas d'exemple dans l'histoire ancienne ou moderne qu'une peuplade nègre se soit élevée à un certain niveau de civilisation; et toutes les fois que, par un de ces accidents qui, dans l'antiquité, se sont produits en Ethiopie, de nos jours à Haïti, une civilisation élevée est tombée entre les mains de la race nègre, cette civilisation

[1]) Ausspruch des Ethnographen Friedrich Müller, nach Hertz a. a. O. S. 306. [2]) Woltmann, Politische Anthropologie (Eisenach u. Leipzig 1903), S. 230.

a été rapidement ramenée à des formes misérablement inférieures"[1]).

Wieviel durch die Konstatierung der verschiedenen Begabung der Menschenrassen für die wissenschaftliche Praxis gewonnen ist, wird sich erst aus langer, ruhiger Arbeit ergeben. Daß sich gewisse Rassentheoretiker in unhaltbaren Illusionen über die Verwertbarkeit ihres Prinzips wiegen und ganz gewaltig werden einlenken müssen, soll man sie überhaupt noch für ernst nehmen, liegt jetzt schon am Tage. Wenn Hertz bemerkt: „Der Rassentheoretiker hat ein Leitprinzip, mit dem sich eigentlich alles beweisen und erklären läßt", und „Ein Prinzip, das alles erklärt, erklärt gar nichts"[2]), so bezeichnet er ganz richtig die Schwäche solcher allzu allgemeinen und umfassenden Prinzipien der Geschichtsbetrachtung; nur vergißt er hinzuzufügen, daß es sich mit dem Milieu gerade so verhält. Nun ist das Milieu allerdings etwas Konkretes, Beschreibbares, während Rasseneigenart, Nationalcharakter, Volksseele so schwer zu bestimmende, zarte und prekäre Größen sind, daß wirklich ein gewisses Feingefühl, eine Art Intuition, dazu gehört, um sie zu erkennen und zu bewerten. Deshalb wird in der Tat über nichts leichtfertiger geurteilt als über Nationalcharaktere, und in voreiliger Verallgemeinerung diesen zugeschrieben, was nur für bestimmte Individuen oder bestimmte Stände eines Volkes oder bestimmte Kulturstufen eines Volkes oder aller Völker gilt[3]); deshalb auch sind die Rassefragen mit Vorliebe von Dilet-

[1]) Le Bon, Lois psychologiques de l'évolution des peuples, S. 82. Ebenso A. Plœtz, Die Tüchtigkeit unserer Rasse und der Schutz der Schwachen (1895) S. 94 f., auf Grund der Analphabetenstatistik und der Gehirnmessungen. Plœtz, der ganz und gar kein Rassenfanatiker ist, behauptet auch: „Die mangelhaftere Ausbildungsfähigkeit der Negerkinder, selbst wenn die Erziehung mit der der Weißen gleich ist, ist eine Tatsache, die jedem amerikanischen Volksschullehrer geläufig ist", was sonst oft bestritten wird, vgl. Anm. 2 auf S. 27. [2]) a. a. O. S. 336 f. [3]) Hierüber hat Dr. E. Müller (Preuß. Jahrbücher, Mai 1905) in seinem sonst allzu radi-

tanten als Sport erkoren worden. Aber die sehr abschreckenden Erfahrungen, die wir in dieser Hinsicht gemacht haben, berechtigen nicht dazu, der Forschung ein Halt zu gebieten[1]). Sie muß dem völkerpsychologischen Faktor, der Rassenseele, genau so nahe zu kommen suchen, wie dem individual-psychologischen. Sie wird sich dabei wohl mehr aufs Konstatieren als aufs Erklären verlegen, und sich mit annähernden Ergebnissen begnügen müssen. Sie wird endlich nie vergessen dürfen, daß sie hiermit nur einen Faktor des geschichtlichen Lebens neben anderen aufzuhellen bemüht ist. Sehr vielfach, das ist für mich keine Frage, wird sie gerade den Rassenfaktor nicht ermitteln können, und zwar um so weniger, je verwickelter die Rassenverhältnisse sind. Aber auch darin liegt kein grundsätzlicher Einwand gegen die Theorie an und für sich, sondern nur ein praktisches Hindernis ihrer Verwertung.

Eine Ausgleichung zwischen Rassen- und Milieutheorie scheint übrigens auch den biologischen Tatsachen der auf Darwin zurückgehenden Lehren von der Vererbung und Auslese zu entsprechen, wie sie in bezug auf das Leben der Völker Wilhelm Schallmayer in seinem wiederholt genannten, außerordentlich belehrenden Werke dargestellt hat, nur eben unter Verzicht auf den Nachweis und die Annahme bestimmter, für bestimmte Völker typischer, physischer und seelischer Anlagen. Diese Annahme bedarf zwar wohl noch eingehender Prüfung; cum

---

kalen und im Material anfechtbaren Aufsatz Lehrreiches ausgeführt. [1]) Dies möchte W. Schallmayer, Vererbung und Auslese, S. 79. Er erklärt, die Wirklichkeit kenne keine Rassentypen, dies seien phantastisch-willkürliche Kombinationen, und innerhalb einer jeden menschlichen Rasse wichen die individuellen Variationen stärker voneinander ab als Durchschnittsindividuen der zwei verschiedensten Menschenrassen. Man solle sich deshalb auf das Studium dieser individuellen Variationen beschränken; Rassenseele oder gar Volksseele seien für unser Begriffsvermögen kaum faßbare Größen. Ich halte diesen Standpunkt doch für allzu skeptisch. Es gibt einige recht gute völkerpsychologische Arbeiten.

grano salis verstanden, dürfte sie aber kaum ernstlich abzuweisen sein. Dann aber muß die Wertschätzung der „Rasse“, des „Blutes“ oder wie man die Gesamtheit der angeborenen Anlagen nennen will, im gleichen Verhältnis mit der Anerkennung der Bedeutung der Vererbung wachsen. Insofern steht Gobineau der von ihm verabscheuten Lehre Darwins näher, als er geahnt hat; ja sogar zu der neudarwinistischen Schule Weismanns läßt sich der Übergang zwanglos herstellen, immer vorausgesetzt die Berechtigung der Annahme von Rassentypen. Dagegen erscheint es im Lichte dieser biologischen Forschungen als unbegründete Einseitigkeit, wenn Gobineau den Rassencharakter nur durch Mischung sich ändern läßt. Überträgt man Weismanns Lehre sinngemäß vom Individuum auf unter ähnlichen Bedingungen lebende Gruppen von solchen, so würde vielmehr jene Wirkung hervorgerufen werden durch alle die menschliche Vererbungssubstanz, das Keimplasma, modifizierenden Einflüsse. Zu diesen gehören aber (neben Alkohol und Syphilis!) auch die Ernährungsverhältnisse des Individuums, die wieder gutenteils vom Klima abhängen: also ein Teil, freilich nur ein bescheidener Teil dessen, was man gewöhnlich Milieu nennt. Zweifellos können daneben Völker auch durch die Aneignung nicht vererbbarer „Traditionswerte“ (Kulturmilieu) ihren Typus, mehr scheinbar als wirklich, verändern; über die Möglichkeit und den Grad solcher Aneignung entscheidet aber letzthin doch wieder die angeborene Anlage (Japaner!).

Einen weiteren, grundsätzlichen Einwand gegen Gobineau erhebt Dr. E. Müller auf Grund der Gattungseinheit des Menschengeschlechts, der gemäß die Verschiedenheiten erworben wären, „und was erworben ist, das kann auch wieder verloren gehen“. An der Gattungseinheit des Menschengeschlechts mit Gobineau zu zweifeln liegt kein genügender Grund vor; aber diese

beruht doch auf psychischen und physischen Übereinstimmungen des gesamten Typus, die mit ebensolchen Verschiedenheiten im einzelnen vollkommen vereinbar sind, deckt sich aber nicht mit der unwahrscheinlichen Annahme einer leiblichen Abstammung sämtlicher Menschen von einem einzigen Paare. Für diese Annahme kann man unmöglich, wie kürzlich irgendwo zu lesen war, anführen, die Voraussetzung einer mehrfachen Urzeugung des Menschen widerspreche dem allgemeinen Prinzip der größtmöglichen Kraftersparnis. Denn mit geringem Recht übertrüge man dies Prinzip der Technik in die frei schaffende Natur, deren Prinzip, wie schon der Laie sehen kann und der Naturforscher tausendfach nachweist, nicht Ersparnis, sondern Verschwendung heißt. Es bleibt also durchaus die Möglichkeit bestehen, daß neben äußeren Umständen auch die Mischung ursprünglich verschiedener Typen die jetzt vorhandenen Verschiedenheiten erzeugt hat.

Von ganz anderer, religiös interessierter Seite her kommt ein Einwand gegen Gobineau, der darauf hinausläuft, daß die Rassenzugehörigkeit den einzelnen Menschen unter ein furchtbares, unentrinnbares Fatum stelle. Dafür sei ein Gewährsmann angeführt, der mir freilich ganz zufällig in den Weg kommt, aber gewiß eine verbreitete Ansicht ausspricht. Leopold Ragaz sagt in seinem Büchlein „Du sollst!“ S. 15: „Wer das Glück hat, einer guten Rasse, genauer, der arischen, anzugehören, dem ist der Weg zu den höchsten geistigen Gütern: Idealismus, Innerlichkeit, echter Religiosität, Kunst, Wissenschaft, aufgetan; wen aber der Zufall der Geburt in eine schlechtere Völkerfamilie verpflanzt hat, etwa die semitische, der ist in geistigen Dingen ein Paria. Auch das ist Naturalismus. Der Geist in seinen höchsten Formen ist hier Blüte der Natur, nicht der Durchbruch einer überlegenen Welt. Das Gesetz der Vererbung, das auf dem Einzeldasein lastet, kehrt

im Völkerleben wieder, und nimmt hier noch viel grausamere Züge an." Den letzten Satz hätte Gobineau natürlich unterschrieben. Es kommt auf den Beweis an. Wird der geliefert, so müssen, und werden wir uns mit dieser, wie mit soviel anderen Grausamkeiten dieser besten Welt irgendwie abfinden[1]) — und dazu sind eben die philosophischen Spekulationen da. Der letzte Satz ist aber gleichzeitig dem Vorausgehenden unlogisch angefügt. Denn der Geist in seinen höchsten Formen, also wahre Religiosität, wahre Sittlichkeit, wahres Genie, offenbart sich nur in der Einzelpersönlichkeit. Daß er aber über deren geistigen und sittlichen Wert streite, dagegen verwahrt sich Gobineau aufs entschiedenste. Der Persönlichkeit mag es einmal vergönnt sein, die Durchschnittsleistungen der Rasse, zu der sie gehört, weit zu übertreffen[2]): das gestattet keinen Rückschluß auf den Wert dieser Rasse selbst.

Es ist von Wert, die betreffenden Sätze Gobineaus hier wörtlich anzuführen[3]):

„Ich wiederhole nochmals, daß hier keine Rede davon sein kann, in eine bei den Ethnologen leider nur zu beliebte, zum mindesten lächerliche Methode zurück zu verfallen. Ich streite nicht, wie sie, über den sittlichen und geistigen Wert der Individuen, einzeln genommen. — — — Ich will nicht erst warten, bis die Freunde der Rassengleichheit herkommen und mir diese und jene Stelle aus diesem und jenem Buche eines Missionars oder Seefahrers zeigen, woraus erhellt, daß ein Jolof sich als kräftiger Zimmermann bewährt hat, daß ein Kaffer tanzt und Violine spielt, und daß ein Bambara Arithmetik versteht. Ich gebe zu, ja ehe man es mir nur beweist,

---

[1]) s. Le Bon a. a. O. S. 6: Avec la vieillesse et la mort, ces inégalités font partie des iniquités apparentes dont la nature est pleine et que l'homme doit subir. [2]) Ganz ähnlich Chamberlain, Grundlagen S. 484: Wer sich als Germane bewährt, ist, stamme er, woher er wolle, Germane usw. [3]) aus I 14; S. 240 ff.

gebe ich alles zu, was man in dieser Art Wunderbares von den vertiertesten Wilden erzählen kann. — — Ich gehe sogar weiter als meine Gegner, indem ich nicht in Zweifel ziehe, daß eine gute Zahl von Negerhäuptlingen an Kraft und Reichtum ihrer Vorstellungen, an Kombinationsvermögen, an Intensität der Tatkraft das gewöhnliche Niveau überschreiten, das unsere Bauern, ja selbst unsere anständig unterrichteten und begabten Bürger erreichen können. Noch einmal und hundertmal sei es gesagt, nicht auf den beschränkten Boden der Individualitäten stelle ich mich. — Wenn Mungo Park oder Lander irgend einem Neger ein Attest seiner geistigen Begabung ausgestellt hat, wer steht mir dafür, daß ein anderer Reisender, wenn er diesem selben Unikum begegnet, nicht eine diametral entgegengesetzte Überzeugung auf dessen Haupt begründet hat? Lassen wir also diese Kindereien, und vergleichen wir nicht die Menschen, sondern die Menschengruppen."

Diese Sätze hätten sich viele recht genau ansehen und beherzigen sollen, sowohl unter denen, die in Gobineaus Bahnen wandeln, wie unter denen, die gegen ihn ankämpfen; z. B. wird ein guter Teil der umständlichen und weitschweifigen Gegengründe Potts durch sie von vornherein entkräftet[1]), und nicht besser steht es mit denen Jentschs und Müllers, wenn sie den alten abgestandenen Schwindel von den begabten Negerknaben und dem einen schwarzen Violinvirtuosen wieder aufwärmen und durch die skrupelloseste Verallgemeinerung solcher Fälle etwas zu erweisen glauben[2]). Aber nicht weniger unzulässig, als diese Methode, ist es, aus der Geistesart eines

[1]) Die Ungleichheit der menschlichen Rassen, Lemgo und Detmold, 1856.
[2]) Jentsch, Sozialauslese, bes. S. 157 und 162; Müller a. a. O. Was die Begabung der Negerknaben angeht, so weist Woltmann, Politische Anthropologie, S. 250 f., nach Spencer und Johnston, auf die lehrreiche Tatsache hin, daß sie offenbar durch den frühen Eintritt der Geschlechtsreife gehemmt wird, weshalb die erwachsenen Neger nicht leisten, was

Menschen auf seine Rasse zu schließen, wenigstens wenn damit mehr als die Andeutung einer Möglichkeit gegeben werden soll. Die Zugehörigkeit eines einzelnen zu einem anthropologischen Typus mag man durch Messungen erweisen; die aber zu einer historischen Rasse ließe sich nur durch die eingehendsten genealogischen Untersuchungen feststellen, zu denen es jedoch in den meisten Fällen an dem nötigen Materiale fehlt[1]). Gegen diese doch ganz selbstverständliche Forderung wird gerade heute in der leichtfertigsten Weise gesündigt, und nach ganz unzulänglichen Kriterien, die auch völlig in die Irre leiten können, wird den großen Männern der Weltgeschichte irgend eine Rasse zudiktiert. Da werden die Renaissance-Heroen bald für die Romanen, bald für die Germanen beansprucht; Lessing wird als Slavogermane, Goethe als Keltogermane, Byron als reiner Kelte etikettiert. Dante wird zum Germanen gestempelt, lediglich, weil Allighieri ein lombardischer Name ist, als ob nicht Namen auf alle mögliche Weise von einer Familie auf die andere, z. B. von dem Herrengeschlecht auf seine Klienten und Hörigen, übergehen könnten; ja Driesmans, dem die ersten Beispiele entlehnt sind, geht so weit, zu dekretieren: Alle Germanen sind geborene Ketzer, alle Kelten geborene Autoritätsgläubige; folglich sind ein Wessenberg, als „protestantischer Katholik", germanischen, Stöcker, Bosse, Nathusius, als „katholische Protestanten", keltischen Geblüts[2]). Das ist ein Unfug,

sie als Kinder versprachen. Der Umstand habe also, keine Beweiskraft für die geistige Ebenbürtigkeit der Negerrasse. [1]) Eine Verbindung von anthropologischer, genealogischer und philologischer Untersuchung liegt vor, wenn Woltmann (Politisch-anthropol. Revue, Juli 1904) für die Maler der italienischen Renaissance auf Grund ihres nordischen Typus, ihrer Namen und ihrer Herkunft germanische Abstammung nachzuweisen sucht. Seine Ausführungen haben viel Überzeugendes, namentlich wegen der großen Übereinstimmung der verschiedenen Beweismomente in zahlreichen Einzelfällen. Eine Erweiterung dieser Untersuchungen ist Woltmanns Buch „Die Germanen und die Renaissance in Italien", 1905. [2]) Driesmans, Das

mit dem sich alles Mögliche „beweisen" läßt, gegen den aber ernste Wissenschaft, der es um die Sache und nicht um den Effekt zu tun ist, Front machen muß, wie es z. B. H. Böhmer-Romundt tut, wenn er mit Bezug auf Loyola sagt, es sei „der Rekurs auf die Rasse auch in diesem Falle ein recursus ad indefinitum, ein Versuch X durch Y zu erklären, ein verhülltes Geständnis der Unwissenheit, das nur Dilettanten über seinen wahren Wert täuschen kann"[1]). Gobineau, und darauf kommt es hier an, hat dergleichen nicht nur nie selbst getan, sondern sich mit den oben angeführten Sätzen im voraus gegen dies ganze Treiben verwahrt.

Verschiedenartige Vorwürfe hat ihm ferner sein Gesetz von der Repulsion und Attraktion der Rassen eingebracht[2]). Er bezeichnet es, wie erwähnt, als unerläßliche Bedingung der Zivilisationsfähigkeit einer Horde, eines Stammes, daß er den natürlichen Widerwillen gegen die Blutkreuzung überwinde. Indem dies aber geschieht, ist auch der erste Schritt zur Rassenentwertung getan. Denn die sich mischenden Bestandteile werden in den weitaus meisten Fällen nicht gleich-, sondern sehr verschiedenwertig sein; das Produkt wird aber vielleicht etwas

---

Keltentum in der europäischen Blutmischung, Leipzig 1900, und „Rasse und Milieu", Berlin 1902. Driesmans arbeitet flüchtig; seine Bücher sind reich an oberflächlichen und voreiligen Behauptungen, Ungereimtheiten, Widersprüchen und gesuchten Geistreicheleien. Dennoch kann ich mich dem unbedingten Verdammungsurteil, das Ludwig Wilser in der Politisch-anthropologischen Revue (1902; I 5) über sie gefällt hat, nicht anschließen, sondern finde, daß wenigstens das Buch über das Keltentum viel gute Gedanken, feine Würdigungen, gelungene Analysen komplizierter Verhältnisse enthält. Exakte Wissenschaft ist es freilich nicht, kann es aber auch nicht sein. Übrigens ist Wilsers eigenen historischen Arbeiten in der Deutschen Literaturzeitung und in der Histor. Zeitschrift (NF 58) genau so mitgespielt worden, wie er denen Driesmans' mitspielt, während ihn W. Schallmayer als Biologen hart mitnimmt („Beiträge zu einer Nationalbiologie", 1905, Anhang). [1]) H. Böhmer-Romundt, Die Jesuiten, Leipzig 1904, S. 12. [2]) I 4.

über dem Niveau des geringeren, aber unter dem des besseren von beiden stehen, und dieses Niveau wird mit jeder weiteren Kreuzung sinken. Die Mischung ist also zugleich l'indice de l'aptitude à la civilisation d'une race et l'agent de sa décadence. Seillière kann sich gar nicht genug tun, die Ungereimtheit dieser Sätze darzulegen. Seiner Ansicht nach müßte man sich auf Grund derselben einen von dem wirklichen ganz verschiedenen Gobineau vorstellen. Er preise hier die nämliche Blutkreuzung als heilsam, deren Verfluchung er den Rest seines Buches und seines Lebens widmen sollte[1]). Vielleicht wolle er sie nur in homöopathischer Dosis[2]) angewendet wissen, usw. Es ist nun gewiß nicht nötig, Gobineaus Behauptung von der Unerläßlichkeit einer der Kulturentstehung vorausgehenden Blutkreuzung als richtig anzuerkennen (darauf komme ich gleich); aber eine Folgewidrigkeit im System, ein Widerspruch in sich selbst, etwas unauflöslich Irrationelles ist schlechterdings nicht darin zu erblicken. Es wird vielmehr damit nur für die tiefsten Wurzelkräfte der Entwicklung der Menschheit die Giltigkeit desselben Gesetzes festgestellt, das, wie Gobineau anderswo[3]) mit überzeugenden Gründen ausführt, den Verlauf jeder einzelnen Zivilisation beherrscht und dessen unentrinnbare Starrheit — so könnte man hinzufügen — auch in jedem einzelnen Menschenleben waltet, des Gesetzes, daß alles „auf Kosten" geschieht und daß wir jede Errungenschaft teuer erkaufen müssen. Es ist, wie Gobineau sagt, die traurige Bedingung des Menschentums, immer auf der einen Seite zu verlieren, wenn wir auf der anderen gewinnen[4]). Darin liegt nichts Irrationelles[5]), wie es dem hypertrophisch entwickelten Intellekte Seillières vor-

---

1) Schon Quatrefages behauptete in der Revue des deux mondes, 1er mars 1857, diese Sätze seien „en contradiction avec tout le reste de l'ouvrage". 2) Diese Bemerkung ist übrigens richtig; s. VI 5; Bd. 4, S. 197; vgl. u., S. 65. 3) I 13. 4) I 13; S. 219. 5) Deshalb kann ein so kühler und klarer Denker wie Le Bon in diesem Punkte völlig mit Gobineau über-

kommt, sondern eine tiefe echte Tragik. Und so, das dürfen wir bestimmt annehmen, hat es auch Gobineau empfunden. Ja, diese Empfindung ist sogar der Grundton, der bald leiser, bald lauter durch sein Werk, durch sein Leben hindurchtönt; sie hat ihm eine Reihe seiner hinreißendsten Kapitel eingegeben, sie ist die Mutter jenes schwermütigen Ernstes, den auch das zürnende Pathos mehr nur verkleidet als verhüllt; wer sie nicht versteht, versteht Gobineau nicht. Daß für einen so gerichteten Geist die vergänglichen, um den Preis der Reinheit edler Rassen erkauften Zivilisationen nicht unbedingt höchste Güter sein können, ist leicht zu begreifen; wenn sein Verstand auch zustimmte, sein Gefühl würde widersprechen. Dennoch ist die Behauptung seines französischen Widerparts, für ihn sei die Zivilisation „une décadence dès qu'elle dépasse un certain degré rudimentaire" (S. 19) eine eben so starke Übertreibung wie die, er schätze die materielle Seite unserer Gesellschaft gering[1]). Gerade der unabwendbare Untergang aller Kulturen hat ja zuerst seinen Blick auf die Erforschung der Rassenfragen gelenkt. Er preist sie als ruhmreiche Denkmäler des Menschengeistes, selbst die, die er verhältnismäßig niedrig einschätzt[2]); aber er kann nie vergessen, wie teuer sie — seiner Meinung nach — die Menschheit zu stehen kommen. Das bringt die große Abwägung von Gewinn und Verlust im Schlußkapitel des ersten Buchs zu einem Ausdruck, der der Großartigkeit nicht entbehrt. Was darin einem Seillière nur Anlaß zu witzelndem Spott gibt, was auch tatsächlich einer ernsten Prüfung auf sachliche Genauigkeit wohl schwerlich standhalten würde, das gerade kann uns den Sinn öffnen für die Stimmung,

einstimmen. Er sagt S. 46 wörtlich: Ce qui précède montre que les croisements doivent être considérés à la fois comme un élément fondamental de la formation de races nouvelles, et comme un puissant facteur de dissolution des races anciennes. [1]) S. 20: Il fait volontiers fi des conquêtes matérielles de notre société contemporaine. [2]) I 9.

die sich hinter der wissenschaftlichen Dialektik des Rassenbuchs nur mangelhaft verbirgt.

Ganz unabhängig, wie gesagt, von dieser Frage der „Konsequenz“ ist die, ob Gobineaus These richtig ist. Darüber gehen auch unter denen, die den Wert der Rassefragen anerkennen, die Meinungen aufs äußerste auseinander. Während die einen in der völligen Ungemischtheit des Blutes, also in dem, was man gemeinhin Rassenreinheit nennt, alles Heil auch für die Kultur erblicken, erachten andere, mit Gobineau, deren Entstehung, manche auch deren Weiterentwicklung an Blutkreuzungen gebunden. Die Geschichte, glaube ich, entscheidet auch diese Streitfrage deutlich genug. Sie zeigt uns, daß nicht in den fernsten Urzeiten, wo es allein, wenn überhaupt je, wirklich reine Arten gegeben haben kann, die Blüteepochen der Kultur liegen, sondern daß diesen in der Tat stets gewisse, wenn auch in Ausdehnung und Intensität beschränkte Blutkreuzungen vorausgegangen sind, und daß die verhältnismäßig am wenigsten gemischten Stämme der höchsten, der arischen Varietät, die Skandinavier, auch die kulturell unfruchtbarsten sind[1]. Ob dies auf einer unverbrüchlichen Bedingung, auf einem „historischen Gesetz“ beruht, weiß ich nicht, und ich würde mich hüten, es zu behaupten, wie Gobineau es tut; davon abgesehen aber scheint er mir das Richtige getroffen zu haben.

Was endlich die Theorie von der Unübertragbarkeit der „Zivilisationen“ anlangt, so wird sie dadurch nicht widerlegt, daß ein paar vereinzelte Chinesen, Japaner und Neger völlig ins abendländische Geistesleben eingehen, sich seine Errungen-

[1]) L. Wilser freilich will das nicht Wort haben und bemerkt, daß ganz reine Germanen die Kulturen der Steinzeit, des Erz- und Eisenalters, den norischen, keltischen und germanischen Stil geschaffen hatten. Aber diese primitiven Erhebungen über die roheste Barbarei sind doch nicht gemeint, wenn wir hier von Kultur reden.

schaften aneignen und aus diesem Besitz heraus sogar selbst produzieren. Die Theorie betrachtet nicht ein paar Ausnahmeindividuen, sondern die Massen. Und da ist es nun nicht einmal wahr, daß die Germanen, obwohl sie doch Griechen und Römern ziemlich nahe verwandt waren, deren Kultur in einem Zeitraum von mehr als tausend Jahren verarbeitet hätten[1]. Gewisse fertige Techniken, wie die des Steinbaus und die der literarischen Ausdrucksmittel, haben sie wohl von ihnen übernommen, viele Vorstellungen von ihrer Autorität beeinflussen lassen, aber nie ist ihr Geist und Herz von griechischem oder römischem Wesen innerlich erfüllt worden. Und doch könnte nur dies Aufnahme der antiken Kultur bedeuten. Das römische Recht haben sie rezipiert, aber erst im 13. Jahrhundert, unter dem heftigsten Widerstande der Massen, denen es noch heute vielfach fremdartig und unverständlich scheint. Allenfalls von den Italienern der Renaissance könnte man sagen, daß wirklich echt antikes Leben in ihnen pulsierte; und doch steht auch von ihnen fest, daß es sich nicht entfernt so sehr um Aufnahme und Nachahmung des Alten, als um freischöpferische Neugestaltung aus einer der spätantiken eng verwandten geistigen Disposition heraus handelt[2]. Das nichtigste Argument, mit dem man Gobineaus Satz von der Unübertragbarkeit der Kulturen auf wirklich fremde Arten abtun zu können glaubt, ist der Hinweis auf „die Japaner, denen niemand den Namen eines Kulturvolks ersten Ranges absprechen wird“; von ihnen liest man ja jetzt in jedem Wurstblatt, daß sie „sich die europäische Kultur in kürzester Zeit angeeignet“ haben. Diese unglaublich oberflächliche Phrase wird dadurch nicht gescheiter, daß sie immer wieder nachgeredet wird. Freilich sind die Japaner ein Kulturvolk, aber ihre Kultur ist nicht unsere, sondern eben

[1]) Hertz a. a. O. S. 73. [2]) vgl. meine Zusammenstellung „Renaissance und Antike“, Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1903, Nr. 60/61.

ihre originelle, japanische Kultur, deren höchste Leistung ihre bildende Kunst ist. „Nur Leute, die nicht begriffen haben, daß Kultur etwas anderes ist als ein System rationell geleiteter Fabriken und zeitsparender Verkehrsinstitutionen, können von solch unorganischen Mißbildungen, wie der Zusammenschweißung zweier heterogener Gedankenkreise, etwas Wertvolles erwarten", sagt mit Bezug auf Japan Emil Lucka (Zur Psychologie des Philosophierens, Preuß. Jahrb., Bd. 121, S. 391 Anm.). In der Tat: Alles was Technik und Wissen heißt, was Fertigkeit und Geschick erfordert, auch im wissenschaftlichen Betrieb, das hat uns dieses hochbegabte gelbe Volk abgelernt; aber unsere Kultur? Dazu gehört doch wohl unsere Religion zum mindesten in ihren Grundbegriffen vom Göttlichen und Menschlichen, unsere Anschauung von Sitte und Recht, unsere Poesie und Musik, unsere Auffassung der Natur und ihrer Ordnungen, kurz, unsere Seele. Daß die Japaner sich aber diese „angeeignet" hätten, daß sie sie auch nur verstehen und schätzen könnten, ja daß sie irgend welche Neigung verspürten, sich damit vertraut zu machen und sie anstelle ihrer eigenen Seele einzutauschen, das müßte doch wohl erst noch bewiesen werden, und dürfte zu beweisen etwas schwer halten. Ob die Japaner in jeder Hinsicht ein gutes Geschäft dabei machen würden, ist die Frage; sicherlich würden sie ihre nationale Art einbüßen; aber es ist keine Gefahr: Volksseelen entwickeln und beeinflussen sich, aber sie vertauschen sich nicht.

Besonders herben Tadel hat in unseren Tagen Gobineaus Theorie wegen der Unzulänglichkeit ihrer naturwissenschaftlichen Begründung erfahren, — obschon sie sich, wie gezeigt, mit den Grundtatsachen der neueren biologischen Forschung leidlich gut verträgt. Die Tadler denken denn auch mehr an Kraniologie und verwandte Spezialitäten. Nun ist richtig, daß Gobineau den Hauptbeweis für seine Thesen in geschicht-

lichen Tatsachen erblickt, von denen er nur einige im ersten Buch erörtert oder doch erwähnt, die meisten jedoch den ausführenden Teilen des Werkes (Buch 2 bis 6) vorbehält. Doch kommt er im zehnten Kapitel immerhin auch auf die anatomischen Merkmale der Rassen zu sprechen. Daß nun ein Mann wie Gobineau, „der von Anatomie, Zoologie, Anthropologie, Prähistorie keine blasseste Ahnung hatte“[1]), über anatomische Fragen nicht irgendwie autoritativ urteilen durfte, versteht sich von selbst. Er hat es auch nicht getan, sondern sich auf ein im wesentlichen referierendes Verfahren beschränkt[2]), indem er die ihm bekannten Systeme der Schädelmessung von Kampers, Blumenbach, Owen und Morton und die Versuche, auf Grund ihrer Ergebnisse die Menschenrassen abzuteilen, ziemlich summarisch bespricht und sich, mit gewissen Vorbehalten, für das Mortonsche entscheidet, ohne daß dies für ihn weiter wichtige Folgen nach sich zöge. Wenn daß Rassenbuch heute erschiene, würde man diesem Anatomiekapitelchen mit Recht den Vorwurf gänzlicher Unzulänglichkeit machen, und ein Fachmann würde ja auch schon 1853 mehr und Gründlicheres zu dem Gegenstand haben beisteuern können. Aber die virtuose Ausbildung der Kraniometrie und verwandter anatomischer Meßmethoden und ihre Anwendung auf Tausende von lebenden und toten Exemplaren aller Menschensorten ist doch weit jüngeren Datums, und ein so blendendes Beispiel anatomischer Rassenanalysis, wie es Chamberlains Kapitel vom „Eintritt der Juden in die abendländische Welt“ darstellt, konnte vor einem halben Jahrhundert wohl überhaupt nicht gegeben werden[3]). Sollte trotzdem ein fachwissenschaftlicher Pedant

---

1) Chamberlain, Vorwort zur 3. Auflage der „Grundlagen“, S. 12. 2) Daß er die ganze Frage unter dem Gesichtspunkte der Entstehung der Rassen betrachtet, ist dabei ohne Bedeutung. 3) Über die Richtigkeit jener Analyse soll damit natürlich nichts ausgesagt sein.

Gobineau von vornherein das Recht, über Rassenfragen mitzureden, bestreiten und sich dabei auf Chamberlains Wort berufen, die Rassenfrage gehöre ganz und gar in das Gebiet der anatomischen Anthropologie und könne durch keine Dikta der Sprach- und Geschichtsforscher gelöst werden[1]), so rufen wir denselben Gewährsmann an, der, vielleicht in der Absicht, jene Übertreibung richtig zu stellen, im Vorwort zur dritten Auflage (S. 13) den Naturforscher, den Philologen und den Historiker als die nennt, „in deren Kompetenzbereich die Rassenfrage liegt“, und im Vorwort zur vierten Auflage (S. 14) zwar das Überwiegen der naturwissenschaftlichen Richtung segnet, aber doch hinzufügt: „ohne Philologie und Prähistorie und Geschichte läßt sich nichts Sicheres über die menschliche Rassenfrage ausmachen“, und aus diesem Grunde die Berechtigung der Mitarbeit von teilweisen Dilettanten herleitet. Es kommt hinzu, daß die Forschungsergebnisse der exakten Anthropologie anscheinend doch nicht so exakt sind, wie die Herren wollen glauben machen. Allerdings geziemt mir, als völligem Laien, in diesen Dingen äußerste Zurückhaltung. Ich habe nur, um mich einigermaßen zu unterrichten, eine kleine Anzahl einschlägiger Werke durchgearbeitet, und ich werde mich hüten, daraufhin die Fachleute meistern zu wollen; aber die Überzeugung hat die Lektüre jener Werke allerdings bei mir hervorgerufen, daß in jenen mit so großem Schwunge vorgetragenen Lehren noch außerordentlich viel des Anfechtbaren, Unsicheren, Einseitigen, ja große Widersprüche und Ungereimtheiten enthalten sind, und als ich dann beim Grafen Leusse, dessen Belesenheit kolossal ist, das Wort fand, er kenne keinen Satz der Kraniologie, den man nicht durch einen diametral entgegengesetzten Satz derselben Wissenschaft umstoßen könne[2]), so

---

[1]) Die Grundlagen des XIX. Jahrhunderts, S. 218. [2]) Comte de Leusse, Etudes d'histoire ethnique, depuis les temps préhistoriques jusqu'au com-

schien mir dies Paradoxon nicht mehr so ganz unbegreiflich. Soviel ist jedenfalls gewiß, daß im letzten Grunde auch dem exakten Anthropologen und Kraniologen die Rasse ein Rätsel, ein letztes unauflösliches X ist, und die Rasseneigentümlichkeiten keineswegs, wie es so oft fälschlich aufgefaßt wird, an irgend eine Schädelform gebunden, sondern (gleich dieser?) Merkmale der Rasse sind, deren Wesen Geheimnis bleibt[1]). Wenn dem aber so ist, so mag man wohl auch mit Gobineau nicht allzu streng ins Gericht gehen, weil er nicht mit anthropologischen Kenntnissen ausgestattet gewesen ist und die naturwissenschaftliche Seite der Frage vernachlässigt hat. Er hat es selbst erkannt und ausgesprochen, daß „Ergebnisse gänzlich unvollständig, zufällig und ohne wissenschaftlichen Wert sind“, wenn sie, wie die Mortons, auf einer ganz ungenügenden Zahl von Beobachtungen beruhen[2]). Er tat nicht unrecht daran, wenn er sie beiseite ließ. Sollten trotzdem gelegentlich die vervollkommneten Methoden moderner Kraniologen für Dinge, die er ohne sie mit intuitivem Scharfblick gefunden hatte, eine Bestätigung mit Maß und Zahl erbringen, so könnte ihm das wohl nur zur Ehre gereichen. Man findet übrigens alles, was man bei ihm vermißt, in Ludwig Woltmanns „Politischer Anthropologie“.

Zum Schlusse dieser kritischen Besprechung müssen noch zwei wirkliche, wunderliche Inkonsequenzen innerhalb des Systems erörtert werden. Die erste, durch Gobineaus religiös-

---

mencement de la Renaissance I S. 50. [1]) Vacher de Lapouge, L'Aryen, S. 352, Anm., sagt dies mit aller wünschenswerten Klarheit, wenn er einen Irrtum Fouillées so berichtigt: Il demande pourquoi le nègre, dolichocéphale, n'est pas supérieur comme le dolicho-blond, oubliant que la supériorité du dernier tient à sa race, dont elle est un caractère comme la dolichocéphalie même, et n'est pas l'effet de cette dolichocéphalie, qui sert seulement de critérium dans l'analyse ethnique, où il faut se servir d'éléments appréciables par l'œil et les instruments. [2]) I 10; S. 149.

dogmatische Unfreiheit zu erklären, besteht darin, daß er behauptet, für das Christentum seien alle Rassen gleich begabt: „Ich . . . fühle nicht das mindeste Bedenken darin, vollkommen anzuerkennen, daß alle Menschenrassen mit der gleichen Fähigkeit begabt sind, in den Schoß der christlichen Gemeinschaft einzugehen. In dieser Beziehung gibt es kein anerschaffenes Hindernis, keine Behemmung in der Art der Rassen; ihre Ungleichheiten machen hierin nichts aus[1]). Soweit pflegen sonst auch die nicht zu gehen, die auf die wörtliche Erfüllung der Weissagungen im Ev. Matth. 28, 19 und Ev. Joh. 10, 16 Wert legen und in Jesu Christo den einzig möglichen Weg zum Heile für alle Völker erblicken. Wie unangemessen jene Behauptung gerade im Munde eines Gobineau ist, lehrt ein Blick auf die fast unmittelbar folgende Stelle, wo er von den unvergleichlichen Genies spricht, „welchen die Völker auf den Wegen, auf die sie sich wagen, nur dann folgen, wenn sie selbst so geartet sind, daß sie sie verstehen und unter ihrer Führung voranschreiten können"[2]). Mußte er sich da nicht sagen: und Jesus, Paulus, Augustinus, Franz von Assissi — von den Reformatoren zu schweigen, die Gobineau kaum recht kannte — sollten keine solchen Genies sein, und jede Horde stumpfer Barbaren sollte in ihre Fußstapfen treten können? Gesetze und Verfassungen, Künste und technisches Wissen sollen nicht ohne Einbuße auf fremde Rassen übertragen werden können, weil die Voraussetzungen zur Aufnahme fehlen, und das Tiefste und Innerlichste, die feinste und zarteste Ausstrahlung des Genius, die Religion Jesu, sollte allen, den Germanen wie den Botokuden, gleich leicht und gleich vollständig zugänglich sein? Mußte er sich nicht fragen, warum sie sie dann nicht alle gleich freudig aufgenommen, gleich tiefsinnig weitergebildet haben? Konnte ihn nicht die Kirchengeschichte lehren, wie das Christen-

[1]) I 7; S. 82. [2]) S. 90.

tum bei den Orientalen, den Griechen, den Slaven, den Romanen, den Germanen, überall, und überall anders, umgestaltet, teilweise bis zur Unkenntlichkeit entstellt worden ist, und wie unter seiner Hülle die mannigfachsten, mit ihm völlig unvereinbaren Religionsformen ruhig fortwuchern?[1]) Gobineaus Beweis auf S. 88ff., wo er einige der namhaftesten Erfolge der äußeren Mission erwähnt, besticht auf den ersten Blick nur deshalb, weil ihm, wenn er vom Christentum spricht, immer hauptsächlich der Begriff „Kirche" vorschwebt. Inwieweit alle diese Völker — mit einzelnen Individuen wollte Gobineau ja nicht rechnen —, die „in den Schoß der Kirche eingegangen sind", wirklich Christen, verständnisvolle Jünger Jesu, geworden sind, das ist ja eine ganz andere Frage. Allerdings scheint für den Gobineau des Rassenbuchs die Religion wesentlich Lehre und Befolgung von Geboten, nicht Leben in einer Gesinnung zu sein[2]); aber selbst diese Einschränkung zugestanden, muß man sich noch fragen, ob es einem Gobineau gestattet war, jene These aufzustellen. Man vergleiche nur einmal seine Schilderung der schwarzen und der gelben Menschenart mit den Voraussetzungen des Christwerdens, und die Antwort ergibt sich ganz von selbst.

Die Schwäche dieser Ausführungen ist natürlich auch Seillière nicht entgangen; aber gemäß der Tendenz seines Buches greift er sie von einer ganz anderen Seite aus an. Er erklärt für eine unerschütterliche Wahrheit, daß das Christentum der unbedingte Gegensatz der von Gobineau vertretenen Geschichtsauffassung sei, obschon diese nur zu oft dazu neige, mit ihm zu liebäugeln. Das habe Gobineau instinktiv gefühlt, und des-

[1]) Man vgl. Le Bon, Lois psychologiques, der immer wieder betont, daß bei Völkerbekehrungen zumeist nur der Name sich ändert, die Religion nach ihrem innersten Wesen aber dieselbe bleibt; z. B. S. 67, 70, mit lehrreichen Beispielen aus der Religionsgeschichte des Morgen- und Abendlandes. [2]) I 7; S. 87f.

halb habe er verfügt, die Rassen und das Christentum hätten nichts miteinander zu tun, da das Christentum nicht von dieser Welt sei. Dies sei zwar ein äußerst gewandter Schachzug, aber ebenso augenscheinlich ein Entschlüpfen durch die Hintertür (formule souverainement habile, mais évidente échappatoire), und wer sich derart eine Rückzugslinie sichere, könne uns nicht überzeugen. Seillière schließt also: Da das Christentum von allen Völkern ergriffen werden soll und kann, ist Gobineaus Rassentheorie unhaltbar; ich dagegen: Wenn die Rassentheorie richtig ist, sind Gobineaus Ansichten über das Verhältnis von Rasse und Christentum falsch. Da dies in der Tat der Fall ist, kann man sie auch nicht gegen die Rassentheorie ausspielen.

Einer anderen, kaum weniger groben Inkonsequenz, macht sich Gobineau da schuldig, wo er auf die Entstehung der Rassenunterschiede zu sprechen kommt. Man müßte überhaupt lediglich bedauern, daß er sich auf eine Erörterung dieser Frage eingelassen hat, wenn nicht gerade dabei seine Denkungsart und sein wissenschaftlicher Charakter sich besonders deutlich offenbarten. Nichts ist natürlicher, als daß ihm, der die Unveränderlichkeit der Rassenunterschiede stärker, als irgend einer, betont und nach Möglichkeit bewiesen hatte, die Frage nach ihrem Ursprung kam. Aber es leuchtet auch sofort ein, daß es im Grunde eine metaphysische Frage ist, ebenso wie die nach der Entstehung der Welt, auf die sich mit den Mitteln der Erfahrungswissenschaft keine Antwort geben läßt. Der Versuch, sie dennoch, wenn auch nur mit Wahrscheinlichkeit, zu beantworten, ließe sich etwa im Rahmen eines großen biogenetischen Systems, wie es der Darwinismus ist, rechtfertigen; ohne solche Eingliederung kann er über ein Aussprechen besser oder schlechter begründeter persönlicher Meinungen nicht viel hinauskommen. Gobineau hat aber weder in Theorie noch in

Praxis je zugegeben, daß die Zurückhaltung gegenüber unlösbaren Fragen eine wissenschaftliche Pflicht sei. Er hatte über diese soviel nachgedacht, daß er dem Wunsche, das Ergebnis dieses Nachdenkens der Welt mitzuteilen, nicht widerstand. Und so sagt er denn, die Gemeinsamkeit der Abstammung aller Menschen von einem Ahnen voraussetzend, daß die Menschenrassen infolge der furchtbaren Erdumwälzungen, deren Zeitgenosse die junge Menschheit in der Periode der Eiszeit und der Gebirgsfaltungen war, entstanden seien[1]). Mit dieser Erklärung trifft er einmal ausnahmsweise so ziemlich die Ansicht seines Gegenparts Seillière[2]), nur daß dieser mehr der langsamen Wirkung der geologischen Riesenzeiträume zutraut[3]), was Gobineau für eine Folge plötzlicher ungeheuerlicher Erschütterungen unseres Planeten hält. Man muß aber gestehen, daß trotz aller Vorbehalte die Erklärung nicht eben glücklich ist bei einem Manne, der dem Klima und den geographischen Verhältnissen in historischer Zeit so gut wie keinen Einfluß auf die Entwicklung der Menschheit zugesteht, und dies um so weniger, als er die vorhistorische Dauer der Menschheit auf wenig länger als die historische, die Gesamtdauer auf kaum mehr als 7000 Jahre schätzt[4]). Dafür ist die Erklärung aber auch nichts als ein Notbehelf, eine Krücke für eine Ansicht, die Gobineau in seines Herzens Grunde gar nicht teilt[5]). In Wahrheit sträubt sich sein ganzes Empfinden gegen die Vorstellung, daß die weiße Edelrasse von demselben Ahnen abstamme wie die Schwarzen und die Gelben. Schon die Art, wie er beständig von den „Unitariern", d. h. den Vertretern der einheitlichen Abstammung, redet, zeigt, daß er sich nicht zu ihnen zählt, daß er sich in einem Gegensatz zu ihnen fühlt.

1) I 11; S. 182 u. 185. 2) Auch die von Driesmans, Hentschel u. a. Dagegen nennt P. Ehrenreich im „Globus", Bd. 73 Nr. 20, diese Erklärung „überaus phantastisch". 3) S. 15. 4) I 11; S. 162. 5) Das haben Pott und Quatrefages ganz übersehen.

Nur zwei Gründe halten ihn davon ab, diesen Gegensatz ausdrücklich zu verkündigen[1]): Die Tatsache, daß auch die einander rassenfremdesten Menschen fortpflanzungsfähige Bastarde erzeugen können, und der Wortlaut der Genesis. Von jenem Argument glaubte er, es werde nicht immer so beweiskräftig bleiben wie jetzt[2]); dieses sucht er durch die Erwägung abzuschwächen, daß in der Bibel die gelben Völker gar nicht erwähnt sind, und die Negerfarbe des Patriarchen Ham auch nicht darin steht, sondern nur hineingedeutet wird, so daß es wohl denkbar sei, Adam nur für den Stammvater der Weißen anzusehen. Immerhin lautet die anerkannte Textauslegung anders, und er will ihr nicht widersprechen. Aber um so nachdrücklicher betont er nun, daß die sekundären Typen unter sich nicht verschiedener seien, als jede von dem Urmenschen sein müsse; daß durch ihre Bildung die Ureinheit endgiltig gebrochen, und daß „die konsequente unzerstörbare Dauerhaftigkeit der Züge und Formen . . . der Stempel und die Bekräftigung dieser Trennung der Rassen auf ewig“ sei[3]).

So ist denn dies Kapitel trotz seines undankbaren und unfruchtbaren Gegenstandes eines der lehrreichsten für den, der Gobineau kennen lernen will. Es zeigt in ihm selbst, wenn man so sagen darf, die Rasse unbewußt am Werke. Über die dogmatische Befangenheit, selbst über ein ihm vorläufig unwiderleglich dünkendes wissenschaftliches Argument triumphiert, unausgesprochen und doch für jeden, der zwischen den Zeilen zu lesen weiß, sichtbar, nicht zu beweisen und doch unwiderstehlich, die aus dem Rassenbewußtsein erwachsene, tiefinnerste, gefühlsmäßige Überzeugung[4]).

---

[1]) Außerordentlich bezeichnend die Wendung S. 185: „Angesichts . . . ist es unmöglich, sich kategorisch auszusprechen usw. Vgl. die betr. Stellen bei Seillière S. 165. [2]) I 11; S. 156. [3]) I 11, Schluß. [4]) Ganz unverhüllt geht dies hervor aus späteren Stellen: II 1 und III 6; B. 2 S. 9, 379 und 381; vgl. auch unten S. 55.

KAPITEL II. DIE AUSFÜHRUNG: DIE DREI URTYPEN. DIE ARIER

§ 1. DIE DREI URTYPEN

Es konnte an einigen Stellen der bisherigen Darlegung nicht vermieden werden zu erwähnen, daß nach Gobineau drei große Grundtypen, die Weißen, die Gelben und die Schwarzen, der gegenwärtigen Rassenvielheit zugrunde liegen; aber eine eingehende Schilderung dieser Drei-Typen-Hypothese wurde absichtlich unterlassen und einem neuen Kapitel vorbehalten. Diese scharfe Trennung möchte vielleicht den Absichten und Ansichten Gobineaus nicht entsprechen; aber sie genügt nicht allein dem Bedürfnis nach Gliederung des Stoffs, sondern ist auch der Natur der Sache selbst angemessen. Der wesentliche Inhalt der bisher analysierten Rassentheorie wurde, oder könnte doch, auch ohne die genannte Hypothese in Geltung bleiben, sie aber nicht ohne ihn. Von den verschiedenen möglichen Variationen des Themas ist sie nur eine; sie ist nicht mehr das Exempel selbst, sondern nur die Probe darauf, oder, mit einem vielleicht zutreffenderen Bilde, sie gleicht der Ersetzung einer algebraischen Gleichung durch Zahlengrößen, die fehlerhaft sein können, ohne daß dadurch die Richtigkeit der algebraischen Gleichung beeinträchtigt wird.

Die modernen Rassenforscher stellen mit den Methoden anthropologischer Messungen und mit den Mitteln der Völkerpsychologie die gegenwärtig vorhandenen Menschentypen, vielleicht auch schon ihre nähere oder fernere Verwandtschaft, fest. Haben sie hier sicheren Grund gefunden, so vermögen

sie, unterstützt von der vergleichenden Sprachwissenschaft, der Prähistorie und der Geschichte, vorsichtig in die Vergangenheit der Menschheit hineinzuleuchten[1]), das Verschwinden gewisser Typen und die Entstehung anderer zu beôbachten, den Ursachen beider Erscheinungen mit mehr oder weniger Sicherheit beizukommen, unter denen dann wohl die Kreuzung verschiedener Arten keine der seltensten sein mag. So mag es ihnen gelingen, von dem Gegebenen aus schrittweise dem Verborgenen, Vergangenen nachspürend, in das Chaos des heutigen Völkerbabels Ordnung zu bringen und schließlich die bunte Mannigfaltigkeit der Rassen auf eine größere oder kleinere Zahl von Grundtypen zurückzuführen. Das Streben nach solcher Vereinfachung ist unzweifelhaft berechtigt und entspricht einer aller wissenschaftlichen Betrachtungsweise gemeinsamen, notwendigen Tendenz[2]). Um zu ihr zu gelangen, hat aber Gobineau den genau entgegengesetzten Weg eingeschlagen. Was nur das Endergebnis einer langen und mühsamen Forschung sein kann, das nimmt er postulierend als gegeben an und macht es zum Ausgangspunkte seiner ganzen weiteren Untersuchung. Es wäre kurzsichtig, einem solchen Verfahren jede Berechtigung abzusprechen. Es könnte ein heuristischer Kunstgriff von großem Werte sein, der reiche Frucht brächte, wenn sich der Verfasser der hypothetischen Natur seiner Annahme bewußt wäre und sich die Aufgabe stellte, nicht, ihre Richtigkeit unter allen Umständen zu beweisen, sondern, sie auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen[3]). Ganz anders Gobineau. Trotz seines eigenen, stichhaltigen Einwandes gegen die Berechnungen Mortons[4])

---

[1]) Solches Verfahren forderte im Gegensatz zu Gobineau Pott S. VI [2]) Gobineaus eigene Polemik gegen solche vereinfachende Tätigkeit (in den Schlußbetrachtungen, B. 4 S. 292) nimmt sich bei ihm merkwürdig genug aus; alles was er dort dagegen sagt, trifft ihn selbst am allermeisten. [3]) Diesen Standpunkt läßt ihn Kretzer, Graf Gob[illegible] (S. 13[illegible] einnehmen, aber es ist tatsächlich nicht derjenige Gobine[illegible]

bildet er sich allen Ernstes ein, es mit einem Ergebnis der Wissenschaft zu tun zu haben, wenn er drei Grundrassen, wie er sagt, annimmt. „Die Anatomie, wiewohl unzuverlässig in ihren Wegen, wenig sicher in ihren Mitteln, und mangelhaft in ihren Methoden, hat mir trotzdem ermöglicht, drei große, deutlich gesonderte Rassen zu unterscheiden, die schwarze, die gelbe und die weiße“ [1]). Hierin liegt ein schwerer methodischer Fehler, dessen Folgen sich auf Schritt und Tritt aufdrängen. Die bedauerlichste ist, daß wir damit von vornherein den festen Grund gesicherten Wissens für alle ferneren Operationen mit dem Flugsande subjektiver Meinungen und dem schwanken Gerüst kühner Konstruktionen vertauscht haben. Daß solche, wenn von wahrhaft großen Geistern erdacht, die Wissenschaft oft mit einem Schlage weiter gefördert haben, als die mühsame Kleinarbeit der Gelehrten vermochte, ist gewiss; aber Hypothesen und Konstruktionen sind wenig am Platze als Antwort auf eine Frage, deren Lösung doch nur ein methodisches induktives Verfahren bringen kann. Eine Theorie wie die im vorigen Kapitel analysierte muß zunächst als eine Art regulatives Prinzip der Geschichtsbetrachtung angenommen werden, ehe sie sich bewähren oder nicht bewähren kann; eine Hypothese wie die von den drei ursprünglichen Menschentypen ist eine unzulässige Willkür. Da sie aber die Grundlage alles Weiteren ist, so muß hier näher auf sie eingegangen werden.

Hatte Gobineau früher den adamitischen Urmenschen theoretisch noch vorausgesetzt, so läßt er ihn doch jetzt, abgesehen von der Terminologie (sekundär usw.), völlig aus dem Spiele,

---

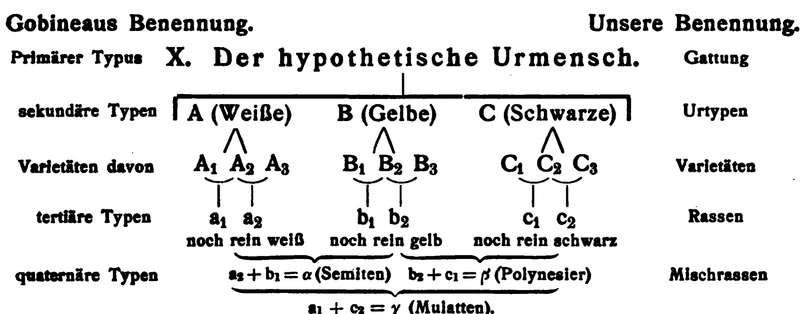
[1]) I 16; S. 278; die Dreiteilung billigt u. a. Quatrefages, Revue des deux mondes, 1er mars 1857; auch Woltmann a. a. O. S. 63 bezeichnet die Annahme derselben drei Grundrassen „als Ergebnis des gegenwärtigen Standes der Anthropologie“, läßt aber zahlreiche Nebenrassen als Varia- [illegible] ischtypen gelten.

„da es unmöglich ist, irgend etwas von seinen eigentümlichen Merkmalen, wie auch davon zu wissen, wieviel jede der neuen Familien von der Ähnlichkeit mit ihm bewahrt oder verloren hat“[1]). Er beschränkt sich auf die sekundären Typen, oder, wie es hier heißt, die „Rassen zweiter Bildung“. Deren gibt es nur drei, die weiße, die schwarze und die gelbe, indem die Rothäute Amerikas zu der letzteren gerechnet werden. Daß die gewählten Namen nicht unbedenklich sind, weiß Gobineau; doch hält er sie für verhältnismäßig noch am besten, und namentlich für harmlos. Er erläutert sie dahin, daß er „unter Weißen die Menschen verstehe, die man auch mit dem Namen kaukasische, semitische, japhetidische Rasse bezeichnet“; unter Schwarzen „die Hamiten“, unter Gelben „den altaischen, mongolischen, finnischen, tatarischen Zweig“. „Keine der drei Urtypen hat vermutlich jemals für sich allein eine vollkommene Einheit dargestellt. Die großen bei der Weltentstehung wirksamen Ursachen hatten nicht allein sehr ausgeprägte Verschiedenheiten in der Gattung geschaffen: sie hatten auch . . . bei allen drei Hauptvarietäten das Auftreten mehrerer Familien bewirkt, welche außer den allgemeinen Merkmalen ihres Zweigs besondere unterscheidende Züge besaßen“[2]). Für solche Varietäten innerhalb derselben Art hält Gobineau bei den Schwarzen den prognathen Typus mit wolligem Haar, den Hinduneger und den Australneger. Die Verbindung zweier solcher Varietäten erzeugt die „tertiären Rassen“. Obschon dieselben nur einem und demselben Urtypus angehören, sagen wir z. B. dem weissen, ohne jede Beimischung schwarzen oder gelben Blutes, spricht ihnen Gobineau doch das Prädikat der „echten und absoluten Rassenreinheit“ ab[3]). Das muß man wohl aristokratische Exklusivität nennen. Die Quaternärrassen erst entstammen der Kreuzung zweier „großer Varietäten“[4]), gemeint ist,

[1]) I 12; S. 195. [2]) I 12, S. 196. [3]) I 12; S. 198. [4]) S. 200.

zweier **verschiedener** Urtypen[1]), z. B. der Gelben und der Schwarzen.

Es entsteht also etwa folgendes Schema:



Gobineau unternimmt es, die drei Grundtypen der Menschheit nach ihren körperlichen und geistigen Merkmalen zu charakterisieren. Diese außerordentlich bezeichnenden Seiten aus dem 16. Kapitel des 1. Buches müssen in vollem Wortlaut hier wiedergegeben werden:

„Die schwarze Varietät ist die geringste und nimmt die unterste Stufe der Leiter ein. Der Charakter von Tierheit, der sich in der Form ihres Beckens ausprägt, erlegt ihr vom ersten Augenblick der Empfängnis an ihre Bestimmung auf. Sie soll geistig nie aus dem engsten Kreise herauskommen. Und doch ist's nicht reinweg nur ein Stück Vieh, dieser Neger mit der schmalen, schiefen Stirn, der in der mittleren Partie seines Schädels die Anzeichen gewisser plump gewaltiger Kräfte trägt. Wenn sein Denkvermögen mittelmäßig, oder sogar gleich Null ist, so besitzt er dafür im Begehren, und folglich im Willen, eine oft furchtbare Heftigkeit. Mehrere seiner Sinne sind in einer Stärke entwickelt, die den beiden anderen Rassen unbekannt ist: hauptsächlich der Geschmack und der Geruch. Aber just hier, in eben dieser Gierigkeit seines Empfindungs-

1) so erklärt es Gobineau deutlich I 16; S. 282.

lebens, liegt das auffälligste Merkzeichen seines niederen Ranges. Alle Nahrungsmittel sind ihm recht, keines erfüllt ihn mit Widerwillen, keines stößt ihn ab. Was er wünscht, ist nur, zu essen, unmäßig, toll darauflos zu essen; es gibt kein ekelhaftes Aas, das unwürdig befunden würde, in seinem Magen zu versinken. Ebenso ist es mit den Gerüchen, und seine Sinnlichkeit findet sich nicht nur mit den stärksten, sondern auch mit den widerwärtigsten ab. Mit diesen Hauptcharakterzügen verbindet er eine Unbeständigkeit der Laune, eine Veränderlichkeit der Gefühle, in die nichts einen Halt zu bringen vermag, und die für ihn die Tugend wie das Laster aufhebt. Man kann sagen, daß gerade die Leidenschaft, mit welcher er den Gegenstand, der seine sinnliche Empfindung in Schwingung versetzt und seine Gier entflammt hat, verfolgt, ein Unterpfand für die schnelle Beruhigung der einen und das rasche Vergessen der anderen ist. Endlich legt er gleich wenig Wert auf sein Leben wie auf das anderer; er tötet gerne, um zu töten, und diese so leicht in Bewegung zu setzende menschliche Maschine ist angesichts des Leidens entweder von einer Feigheit, die sich gern in den Tod flüchtet, oder von einer entsetzlichen Unempfindlichkeit[1]).

Die gelbe Rasse stellt sich als das Widerspiel dieser Menschenart dar. (Es folgt eine Beschreibung ihrer Körperlichkeit.) Wenig physische Kraft, Hang zur Gleichgiltigkeit. Im Gefühlsleben keiner jener seltsamen Exzesse, die bei den Schwarzen so gewöhnlich sind. Schwaches Begehren, ein eher eigensinniger als ausschweifender Wille, ein beständiger, aber ruhiger Sinn für materielle Genüsse; bei einer seltenen Gefräßigkeit mehr Auswahl unter den Speisen, die sie befriedigen sollen, als bei den Negern. In allen Dingen Tendenz zur Mittelmäßigkeit; ein

[1]) Dazu als Ergänzung Bd. 2 S. 3—4 für die Schwarzen, S. 293—295 für die Gelben.

ziemlich leichtes Begreifen alles dessen, was nicht zu hoch noch zu tief ist; Liebe zum Nützlichen, Achtung vor der Regel, Bewußtsein von den Vorteilen einer gewissen Dosis Freiheit. Die Gelben sind praktische Leute im engern Sinne des Worts. Sie träumen nicht, finden keinen Geschmack an Theorien, erfinden wenig, sind aber imstande, zu würdigen und sich anzueignen, was ihnen frommt. Ihre Wünsche beschränken sich darauf, so angenehm und so bequem als möglich zu leben. Es ist eine Volksmasse und ein Kleinbürgerstand, den jeder Zivilisator zur Grundlage seiner Gesellschaft zu wählen wünschen dürfte: nicht aber ein Material, daraus sich diese Gesellschaft schaffen läßt, oder das ihr Nerv, Schönheit und Tatkraft geben könnte.

Es kommen nun die weißen Völker. Besonnene Energie, oder besser gesagt, ein energischer Geist[1]), Sinn für das Nützliche, aber in einer viel weiteren, höheren, kühneren, idealeren Bedeutung dieses Wortes als bei den gelben Völkern; eine Beharrlichkeit, die sich Rechenschaft von den Hindernissen gibt und auf die Dauer die Mittel findet, um sie zu beseitigen; bei größerer physischer Kraft ein außerordentlicher Instinkt für die Ordnung, nicht mehr lediglich als Unterpfand von Ruhe und Frieden, sondern als unerläßliches Mittel der Erhaltung, und zugleich ein ausgesprochener Sinn für die Freiheit, selbst im Übermaße; eine erklärte Feindseligkeit gegen das Formenwesen, worin die Chinesen sich willig einlullen lassen, ebensowohl wie gegen den hochmütigen Despotismus, den einzigen Zaum, der für die schwarzen Völker ausreicht.

Die Weißen zeichnen sich ferner aus durch eine eigentümliche Liebe zum Leben. Es scheint, daß sie darum, weil sie besseren Gebrauch davon zu machen wissen, ihm mehr Wert beilegen, es mehr schonen, an sich selbst wie an anderen.

[1]) de l'[illegible] ur mieux dire, une intelligence énergique.

Ihre Grausamkeit ist sich, wenn sie einmal zur Ausübung kommt, ihrer Ausschreitungen bewußt — eine Empfindung, die bei den Schwarzen sehr zweifelhaft ist. Gleichzeitig aber haben sie Motive entdeckt, dieses wohl ausgefüllte Leben, das ihnen so kostbar ist, ohne Murren hinzugeben. Die erste dieser Triebfedern ist die Ehre, welche seit Beginn der Gattung unter fast gleichem Namen einen ungeheuern Raum in ihren Vorstellungen eingenommen hat . . . (und) den Gelben wie den Schwarzen gleich unbekannt (ist).

Um das Bild zu vollenden, bemerke ich noch, daß die gewaltige Überlegenheit der Weißen im Gesamtbereiche des geistigen Lebens mit einem nicht minder entschiedenen Zurückstehen in der Stärke der Empfindungen Hand in Hand geht. Der Weiße ist nach Seiten der Sinnlichkeit weit weniger reich ausgestattet als der Schwarze und der Gelbe. Er wird so durch die Körpertätigkeit weniger in Anspruch genommen und absorbiert, wiewohl sein Bau bedeutend kräftiger ist.“

Man begegnet hier Gobineau auf einem Gebiete, für das er, wie sich anderswo noch klarer zeigen wird, eine ungewöhnliche Begabung besaß, dem der Völkerpsychologie. Auch diese Schilderungen verleugnen das nicht, und ein Sachkundiger würde wohl in diesen plastischen Konterfeis der „Schwarzen“ und der „Gelben“ das wohlgetroffene Porträt dieses oder jenes Neger- oder Mongolenstammes erkennen, vielleicht sogar zugeben, daß auf die meisten derselben die wesentlichen Züge passen. Insofern sind diese „idealen“ Charakterbilder nicht ohne realen Untergrund. Aber darin liegt nur eine sehr geringe Gewähr dafür, daß sie uns wirklich die Geistesverfassung der Urtypen — deren Wirklichkeit einstweilen zugestanden werde — vergegenwärtigen. Auch der Laie sieht wohl, daß z. B. die amerikanischen Indianer sich schwerlich in Gobineaus gelbe Schablone pressen lassen, daß diese vielmehr fast aus-

schließlich auf die Chinesen zugeschnitten ist. Dem Einwande, daß die Schilderungen, eben weil sie nur einen idealen Extrakt des allen Varietäten der einzelnen Urtypen Gemeinsamen darstellten, auf irgend ein konkretes modernes Volk gar nicht genau passen sollten und könnten, da von diesen keines ganz ohne Kreuzung entstanden sei, müßte noch immer erwidert werden, daß es doch ein ziemlich billiger Spaß ist, erst den Rassen die gewünschten Eigenschaften zuzuerteilen, um überall da die Rassen konstatieren zu können, wo sich die Auswirkungen der Eigenschaften zu zeigen scheinen. Es liegt in der Tat hier dasselbe unzulässige Postulatverfahren vor, auf das schon S. 44f. hingewiesen wurde, und auf das ich bei der Darstellung der Methode Gobineaus näher einzugehen habe. Hier beschäftige uns zunächst eine etwas genauere Betrachtung des weißen Typus, und zwar speziell der arischen Varietät.

§ 2. DIE ARIER IN DER URZEIT

Das Bild der Weißen bei Gobineau ist im Vergleich zu dem der Gelben und der Schwarzen unsicher in den Umrissen, verschwommen in den Farbentönen[1]), und bedarf reichlicher Ergänzungen aus anderen Stellen des Werks, ohne doch irgendwo plastische Anschaulichkeit zu gewinnen. Von der leiblichen Bildung der Weißen hören wir da, wo von den Indern geredet

[1]) Seillière S. 25: ... cette physionomie qu'on se trouverait embarrassé cette fois de résumer par un mot, malgré l'abondance des superlatifs qui l'illustrent. S'il fallait pourtant le faire, ce serait, croyons-nous, non celui d'apogée ou de „grandeur", comme paraît le désirer l'auteur, mais bien plutôt celui de juste milieu, si exécré des romantiques de sa sorte, ou même celui d'opportunisme, non moins honni en son temps, qui semblerait le plus convenable. Juste milieu entre les deux extrêmes noir et jaune: passionné sans excès pour des choses dignes d'amour, utilitaire sans bassesse et sans sacrifice de la liberté individuelle au bien-être social, tel apparaît le blanc sous la plume de Gobineau.

wird[1]), sie sei die schönste gewesen, von der man je gehört habe. Ihre Haut war weiß und blaßrot, ihr Haar und Bart meist blond; mit dem „Adel ihrer Züge, der Kraft und Hoheit ihrer schlanken Glieder, ihrer Muskelkraft“ bildeten sie „die schönste Menschenart, an deren Anblick Himmel und Erde sich nur je haben erfreuen können“. Anderswo wird den Weißen die epische Poesie als Privileg zugesprochen[2]); nur bei ihnen gibt es Geschichte[3]), und sie allein sind die Schöpfer und Träger aller Zivilisationen, die es je gegeben hat[4]). Von jeher haben sie alle Menschen in jeder Hinsicht übertroffen. Was unser Dichter von ihrer Urzeit zu sagen weiß, ist erstaunlich viel, und man muß das Talent bewundern, mit dem der wißbegierige Sucher eben so gut die halbverklungenen Ursprungssagen der Inder und Perser, wie die stummen Zeugen, die der schützende Erdboden durch die Jahrtausende hindurch gerettet hat, zu befragen versteht. Er gibt seinen Helden, unter Anführung sprachlicher, geschichtlicher und praktischer Gründe, den Namen Arier — französisch Arians, statt des sonst üblichen Aryens — und verwirft alle anderen Bezeichnungen, wie Japhetiden, Kaukasier, Indogermanen, „deren Unzuträglichkeiten man gar nicht genug hervorheben kann“[5]). Ihre Urheimat ist Zentralasien; eine Linie, die vom Aralsee über das Nordende des Kaspisees zum mittleren Ural, von da quer durch Sibirien bis etwa zum Baikalsee, von hier zum Kuku-noor, und von diesem zurück zum Aralsee liefe, würde ihre Sitze ungefähr umschreiben[6]).

---

1) III 1; B. 2 S. 189 f. 2) II 7; B. 2 S. 167. 3) IV 1; B. 3 S. 1 ff. 4) I 9; S. 122, dann allenthalben ausgeführt. 5) B. 2 S. 188. 6) Die Nordgrenze gewinnt Gobineau dadurch, daß er die seit Peters des Großen Zeit im südwestlichen Sibirien gefundenen und, soweit sie transportabel waren, in St. Petersburg aufbewahrten tschudischen oder daurischen Denkmäler (Gräber mit Schmuck und Geräten, Befestigungen, sogar Ruinen von Städten (!) für die Arier in Anspruch nimmt. Unter den Beweisen für diese Annahme führt Gobineau das häufige Vorkommen der Sphinx an,

Damit befindet er sich im wesentlichen in Übereinstimmung mit der zu seiner Zeit landläufigen Ansicht, von der man ja inzwischen immer mehr abgekommen ist[1]). „Die Arier, in Stämme oder kleine, in größeren Dörfern versammelte Völkerschaften geteilt, setzten an ihre Spitze Häuptlinge, deren sehr eingeschränkte Gewalt nichts gemein hatte mit der absoluten Machtvollkommenheit, welche die Herrscher bei den schwarzen Völkern oder bei den gelben Volksstämmen übten“. „Diese Könige der Arier saßen in ihren Dörfern zwischen Herden von Rindern, Kühen und Pferden als unentbehrliche Richter in den heftigen Streitigkeiten, welche das Leben der Hirtenvölker jeden Augenblick beunruhigen; ihre Umgebung bildeten Mannen, die noch mehr Krieger als Hirten waren“. „Diese Ehrenmänner (nämlich die Arier) kannten nichts der Bewunderung so Würdiges als einen Krieger, der, von seinem Knappen sekundiert, auf einem Streitwagen dahineilt, um seine Pfeile im Kampfe gegen einen Nachbarstamm zu verschießen.“ „Die Tugend war der Heroismus des Kämpfers, und — was jeder andern Rücksicht vorging — Güte war Tapferkeit —. Die glänzendsten Belohnungen waren den kraftvollsten Kämpen sicher. Man nannte sie çura, die Himmlischen, weil sie, wenn sie in der Schlacht fielen, den Svarga bewohnten, den herrlichen Palast,

---

die nur zu finden sei, wo Weiße zivilisiert hätten. Seillière, der diese Deutung der tschudischen Denkmäler „gänzlich veraltet“ nennt, macht dazu die boshafte, aber nicht unebene Bemerkung: „Mais nous nous permettrons de faire observer à notre historien que, s'il apercevait chez les jaunes ou chez les noirs ce buste humain encore à demi engagé dans la croupe d'une bête, il n'aurait pas assez de dégoût pour ce hideux symbole, propre tout au plus à figurer la lente élévation des races inférieures vers une humanité plus haute“. (S. 27 Anm.) [1]) Vgl. jetzt Much, Die Heimat der Indogermanen, Berlin 1902. Michelis, L'origine degli Indo-Europei, Turin 1903, zitiert bei Ratzel, Histor. Ztschr. Bd. 93, der das Suchen nach einer geographischen Urheimat der Rasse überhaupt verwirft.

in dem Indra, der König der Götter, sie empfing", und sie hatten sogar Aussicht, diesen zu entthronen. Trotz dieser Idee waren sie keineswegs gottlos, sondern tief religiös; sie suchten in der Religion hauptsächlich metaphysische Ideen und sittliche Vorschriften. Ihren Himmel hatten sie sich als Republik eingerichtet, und ihre wenigen Götter waren, nach ihrem eigenen Bilde, von untadelhafter Schönheit. Es waren Lichtgottheiten, deren Name von der Wurzel du = erhellen, abgeleitet wird[1]). Sie besaßen eine „sachkundige" Kosmogonie und hatten „außer den Kenntnissen über die Entstehung der Welt das Andenken an die ersten Vorfahren bewahrt", sowohl an die Noachiden, wie an die vorsintflutlichen Erzväter.

Diese ganze Schilderung beruht auf dem ersten Bande von Lassens Indischer Altertumskunde und bezieht sich unmittelbar auf die Ahnen der Inder, die man allerdings für das arische Urvolk hielt. Abgesehen von der „sachkundigen Kosmogonie" und der Erinnerung an die Erzväter, die auf Gobineaus eigene Rechnung gehören, haben wir hier gewiß ein zutreffendes Bild ältester arischer Kultur; die in Gobineaus Text und Noten gegebenen Begründungen leuchten dem historisch gebildeten Laien ein, auch wo er sie nicht nachprüfen kann; vieles davon ist Gemeingut der Wissenschaft geworden. Gobineau wäre also hier sehr wohl beraten gewesen. Nur eine Frage taucht auf: Ist dies denn nun der Urzustand? Gobineau, ganz im Banne des Vorurteils, daß die Menschheit jung sei, antwortet mit allem Nachdruck Ja! Der neuen Wissenschaft der Prähistorie, die sich herausnahm, menschlichen Überresten ein Alter von Hunderttausenden von Jahren anzuweisen, hat er, als einer Kinderkrankheit der Ethnologie, in der Vorrede zur zweiten Ausgabe des Rassenbuchs (1884) einen schneidigen Absagebrief ge-

---

[1]) Bis hierher Mosaik und Referat aus III 1; das Folgende nach II 1, wo einige der obengenannten Tatsachen ebenfalls angeführt sind.

schrieben, der höchst ergötzlich zu lesen ist. Mit Hilfe einer ziemlich abenteuerlichen Chronologie berechnet er, daß die Hamiten und die Hindu um das 60. Jahrhundert vor Christus an der Schwelle der südlichen Welt erschienen. Damit reicht man seiner Ansicht nach nahe an „die der Geologie angehörenden Zeitalter", und es bleiben nur noch 1—2000 Jahre, „um die Grenze zu erreichen, welche die religiösen Denkmäler und die Naturwissenschaften dem Alter der Welt anzuweisen scheinen, und während dieser Periode entwickelte sich . . . eine soziale Vollkommenheit, welche für eine Zeit ursprünglicher Barbarei nicht den mindesten Raum übrig läßt"[1]). Kennt doch auch die heilige Schrift zu Anfang der Welt keine Wilden; sondern „die Stifter der weißen Rasse (der Ausdruck ist deutlich genug!) erkennen und betätigen sofort die Notwendigkeit der Arbeit, sie sind sofort zivilisiert, da Ackerbau und Hirtenleben ihnen aufgegangen sind." Gestützt auf diese Autoritäten, kann Gobineau den Urmenschen der materialistischen Philosophie, „jene elende Kreatur, die nicht zu uns gehört", welche die Ahnen der weißen Edelrasse viel zu tief verachteten, um sie in ihren religiösen Überlieferungen zu erwähnen, zu den Miao verweisen[2]) oder in die Kraals der Hottentotten, die tungusischen Hütten und die Höhlen der Ozeanier[3]), und alle Hindernisse sind hinweggeräumt, die der Annahme eines idealen Urzustandes der weißen Menschenart im Wege stehen könnten. Diese aber braucht unser Systematiker unbedingt, um die gesamte Geschichte der Menschheit, vom Zusammenstoße der Weißen mit den anderen Arten an, als einen ungeheuern Prozeß der Zersetzung der Edelrasse darstellen zu können.

---

[1]) III 6; B. 2 S. 378 f.; ähnliche Stellen II 1 und III 5; B. 2 S. 12 u. 309. Zur Ergänzung wird II 4; Bd. 2 S. 99 behauptet, daß umgedreht „diese glorreichen Ahnen auch durch das niederdrückendste Unglück nie in jenen entehrenden Zustand haben gebracht werden können, aus dem sie eben nicht hergekommen waren." [2]) Bd. 2 S. 308. [3]) B. 2 S. 379.

Es wäre müßig, Kritik an diesem Gedankengebäude zu üben. Mit den völlig unhaltbaren Voraussetzungen, auf denen es beruht, fällt die Einbildung von einem idealen Urzustande rettungslos in sich zusammen. Es war eben eines der wissenschaftlichen Axiome der Romantik, der Gobineau nach seiner Geistesart völlig angehört, daß im Anfang aller Geschichte ein solcher Idealzustand bestanden habe. Je mehr sie sich von den Voraussetzungen der Romantik entfernte, um so vollständiger hat die Wissenschaft der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts jenes Axiom preisgegeben[1]), und niemand glaubt mehr, niemand kann mehr glauben, daß das Ideal im Anfang gewesen sei. Auch die Arier haben sich sicherlich aus der Barbarei herausgearbeitet, wenngleich sie schon Jahrtausende vor Christus einen Zustand verhältnismäßig hoher Zivilisation erreicht haben mochten, der in seiner Schlichtheit und Frische einem Romantiker, wie Gobineau, in einer alle Flecken überstrahlenden Gloriole erscheinen durfte.

§ 3. DICHTUNG UND WAHRHEIT IM ARIERTRAUM

Und doch täten wir sehr unrecht, begnügten wir uns mit Seillière damit, die „puérité d'une semblable illusion" (S. 27) zu brandmarken. Aller bloßen Kritik haftet der Fluch der Unfruchtbarkeit an. Auch Vorurteile haben ihre Aufgabe in der Geschichte, und hier ist mehr denn Vorurteil; hier ist eine

---

[1]) Schon 1860 schrieb der berühmte Lexikograph Littré die bezeichnenden Worte: „... il a été possible à une philosophie rudimentaire de placer au début et à l'origine de l'humanité une haute sagesse dont nous chercherions péniblement à retrouver les débris. C'est une faute connexe et non moins grande d'attribuer au début et à l'origine de l'humanité une suprême beauté perdue dans le lointain des âges et à peine entrevue par des générations grossières et dégenerées" (Rev. des deux mondes, 15 nov. 1860; Seillière weist auf die Stelle hin).

Dichtung, die in des Dichters Geiste fertig war, längst ehe er sie mit dem Firniß einer halbechten Wissenschaftlichkeit überzog und dadurch ihren reinen Glanz verdunkelte. Die Arier, seit Anbeginn der Welt in makelloser Herrlichkeit Gottes Ebenbild darstellend, bestimmt, als läuternder Sauerteig die übrige Menschheit zu durchdringen und dabei in tragischem Geschick sich selbst zu verlieren, das ist eine rein poetische Konzeption. Poetisch ist schon der dithyrambische Schwung der Sprache, den auch mein Referat absichtlich nicht ganz verwischt hat[1]); poetisch die lückenlose Geschlossenheit des Ganzen, da doch strenge Wissenschaft, mag sie sich auch bisweilen selbst über die ihr gesteckten Grenzen täuschen, immer nur zu vorläufigen und teilweisen Ergebnissen gelangt, während die Kunst alle Schranken des Erkennens überfliegt und kraft der Phantasie das Unerkennbare als gegeben setzt; als poetisch erweist sich endlich Gobineaus Ariertraum insofern, als er, wie alle Kunst, wesentlich Gefühle und Stimmungen in uns auslöst.

Sollen wir ihn deshalb wie einen Roman betrachten, den man liest und dann beiseite legt? Weil er so, wie ihn Gobineau geschaut hat, niemals Wirklichkeit war, kann er deshalb nicht fruchtbare Wahrheit in sich bergen? Ist nicht die ihm zugrunde liegende Idee, daß die Weißen die Elite der Menschheit seien, selbst eine solche Wahrheit? Seillière bezeichnet die Geschichtsanschauung, welche dies behauptet, als historischen Arianismus und erblickt in ihr die Philosophie des Imperialismus, wie denn nach seiner Meinung jede Philosophie der Geschichte, wie die Geschichte selbst, allezeit im Dienste der menschlichen Leidenschaften arbeitet[2]). Ihre Nichtigkeit dar-

---

[1]) s. o. S. 52—54; oder Essai I S. 380: ces dieux qui avaient l'honneur de dominer sur des hommes si hautains leur devaient d'être dignes d'hommages; S. 465: . . . chez ces blancs où nous ne pouvons apercevoir une aurore privée des clartés de l'intelligence. [2]) Einleitung S. III und IX.

zulegen ist offenbar der Zweck der „Philosophie de l'Impérialisme", deren ersten Band das Buch über Gobineau bildet. Mit Widerlegungen hat er sich in diesem allerdings noch nicht aufgehalten und scheint sich auch nicht allzuviel von ihnen zu versprechen, da er seine Einleitung mit der Voraussage schließt, daß sich die Lungen der Kinder des 20. Jahrhunderts wahrscheinlich an diese geistige Luft würden gewöhnen müssen. Den Ursprüngen der Bewegung geht er in seiner Einleitung nach, und findet ihr drei Wurzeln: den Feudalismus des auf seine germanische Abkunft stolzen Erobereradels, das von Herder vorbereitete, durch die Befreiungskriege[1]) geweckte Selbstbewußtsein der Deutschen (Germanismus), und den Arianismus im eigentlichen Sinne, d. h. die durch die Entdeckungen der Sprachvergleichung hervorgerufene Überzeugung von einer Blutsverwandtschaft aller der Völker, die eine mit dem Sanskrit urverwandte Sprache reden. Sicherlich haben alle diese Strömungen auf Gobineau gewirkt, den Aristokraten, der fest an seine normännische Abkunft glaubte, und von Jugend auf mit glühender Sehnsucht nach dem Morgenlande verlangte. Von seiner Person abgesehen, hat aber unseres Erachtens jener auf Frankreich beschränkte Johannistrieb des Feudalismus ziemlich wenig mit der Sache zu tun.

Ob der Arianismus eine, vielmehr die richtige Geschichtsphilosophie ist, um Seillières Ausdruck zu gebrauchen, das hängt im letzten Grunde von unbeweisbarer persönlicher Überzeugung ab; es wäre töricht, sich darüber täuschen zu wollen. Wem die Leistungen der Chinesen und Peruaner mehr imponieren als die der Inder, Griechen und Westeuropäer, oder wer in einer allgemeinen Kulturmelange das Ideal seiner Träume sieht, oder wer aus religiösen oder humanitären oder sonstigen

[1]) Seillière vergißt, neben diesen die Blüte der deutschen Literatur in ihrer Bedeutung für dieses Erwachen zu würdigen.

prinzipiellen Gründen auf die potentielle Gleichwertigkeit aller Völker und Rassen nicht verzichten will, der wird nicht zu bekehren sein, da es an allgemein anerkannten Maßstäben für diese Dinge fehlt. Für alle, die an dem Kulturerbe wenigstens der arischen Europäer mit Bewußtsein teilnehmen und ihre höchsten Lebens- und Glaubensideale bejahen, ist jedenfalls der Arianismus eine natürliche Geschichtsauffassung. Und es fehlt auch nicht an Tatsachen, die, ganz abgesehen von einer Vergleichung des Wertes der verschiedenen Kulturen, seine Berechtigung mit sehr gewichtigen Gründen stützen. Der Traum von der Gleichheit aller Menschen hat sich als eitel Schaum erwiesen; fast nur bei den verspäteten 1789ern, den Pächtern alles wissenschaftlich Rückständigen, spukt er noch ab und zu[1]. Mit ihm ist auch das Dogma von der Gleichwertigkeit der Menschenrassen gefallen; gerade die Aufhebung der Negersklaverei hat es in seiner ganzen Hohlheit enthüllt. Es ist kein préjugé de couleur, wie Seillière meint[2], was die Amerikaner von den befreiten Negern trennt; es ist unendlich viel mehr. Wenn die Europäer trotz ihrer Minderzahl gegenwärtig vier von den fünf Erdteilen beherrschen und vom fünften, Asien, wenigstens riesenhafte Gebiete besitzen, so muß dies doch wohl in einer geistigen Überlegenheit irgend welcher Art gegründet sein, einer Überlegenheit, die ja die Naturvölker auch vollkommen anerkennen. Und wie es jetzt ist, so war es wohl auch in jener fernen Frühzeit, in die uns Gobineau zurückruft, und die Ahnen der Inder und Hellenen waren wohl wirklich ein edleres Geschlecht als die der Neger und Mongolen.

[1]) Woltmann, a. a. O. S. 226: Die Theorie, welche Herder, Burdach, Klemm, Carus, Gobineau über den ungleichen Naturwert der Menschenrassen und über die geistige Überlegenheit der weißen Rasse ausgesprochen haben, ist mehr als eine wissenschaftliche Vermutung, sondern eine Tatsache, die sich aus der vergleichenden Betrachtung der politischen und kulturellen Entwicklung der Nationen unweigerlich ergibt. [2]) Einleitung, S. XXVI.

Deshalb braucht man jedoch die These nicht in jener unbedingten Schroffheit festzuhalten, mit der sie Gobineau formulierte, wie jeder unwillkürlich tut, der sich bewußt ist, eine verkannte Wahrheit zuerst in eine ihr mißgünstig gesinnte Welt zu rufen. Man kann den Nichtariern alles zuerkennen, worauf sie billigerweise Anspruch erhoben, man braucht den Chinesen und Assyrern und Azteken usw. ihre Art von Größe und Kultur, die wahrlich auf manchen Gebieten großartig und imponierend genug ist, nicht zu bestreiten, und kann doch dabei bleiben, daß dies alles für uns von geringer Bedeutung und im Vergleich zu den Schöpfungen unseres Geistes zwar beileibe nicht schlechthin minderwertig, aber fremd, unverständlich und nichtassimilierbar ist, und daß wir uns gegen diese fremden Einflüsse im allgemeinen ablehnend verhalten müssen, um unsere geistige Eigenart zu bewahren — nota bene, wo sie es verdient, denn lernen können wir z. B. von den Gelben anscheinend noch recht vieles. In dieser zeitgemäßen und eindrucksvolleren Umgestaltung hat ein „großer Zauberer" die alte Lehre unserem Geschlecht von neuem vorgetragen. Glücklicher als einst Gobineaus, hat H. St. Chamberlains Wort in Tausenden Widerhall gefunden, und wird ihn wohl noch weiter finden, obwohl es mit der soliden Fundamentierung seiner „wissenschaftlichen Alchemie"[1]), soviel er auch selbst davon hält, genau so an allen Ecken und Enden hapert, wie bei Gobineau[2]), auf den er mit ungeheurer Erhabenheit herabsieht. Chamberlain bestreitet nämlich fast leidenschaftlich[3]), daß er irgendwie auf Gobineau

---

[1]) Ausdruck von E. Daniels in den „Preuß. Jahrbüchern." [2]) Friedr. Hertz, Moderne Rassentheorien (Wien 1904), hat die „Grundlagen" einer eingehenden Kritik unterworfen und den wissenschaftlichen Nimbus des geistvollen und faszinierenden, aber durch und durch unzuverlässigen Buches unbarmherzig zerstört, freilich ohne gleichzeitig seiner Originalität und Großzügigkeit gerecht zu werden. [3]) in den Vorreden zur 3. und zur 4. Auflage der „Grundlagen des XIX. Jahrhunderts."

fuße, und soviel ist ja wahr: um eine bloße Ausführung Gobineauscher Gedanken zu sein, wie ihm Kretzer vorgeworfen hat[1]), enthält sein Werk doch zu umfangreiche Partien, die von ganz anderen Dingen handeln, und vielleicht gerade die wertvollsten sind; er bevorzugt die naturwissenschaftlichen Beweismomente in demselben Maße, wie Gobineau sie vernachlässigt, sein Begriff von „Rasse“ weicht von dem Gobineaus völlig ab, er kümmert sich grundsätzlich nicht um Ursprünge, und er redet nicht von dem, was die hypothetischen Arier vor 6000 Jahren, sondern von dem, was die — freilich auch nicht ganz hypothesenfreien — Slavokeltogermanen seit 600 Jahren getan haben. Es ist also ganz begreiflich, daß er sich mit Heftigtigkeit dagegen wehrt, mit Gobineau verwechselt, mit Gobineau zugleich abgetan zu werden, und wenn man ihn hört, so möchte man beinahe glauben, daß er von Gobineau nicht einmal eine Anregung empfangen hätte[2]). Das aber ist direkt unrichtig und deutet auf Selbsttäuschung, wenn Chamberlain behauptet, es gebe nur wenige Stellen, wo er sich mit Gobineau und seiner Welt auch nur berühre. Diese Stellen sind, trotz aller tiefgehenden Unterschiede, zahlreich und bedeutend. Am nächsten aber kommt er ihm, wie er übrigens zugibt, in der Wertschätzung der Germanen, obschon sie wirklich beide unter „Germane“ nicht ganz dasselbe verstehen, oder richtiger: Chamberlains siegesfroher Triumphgesang von der Germanen-

---

[1]) Kretzer, Graf Gobineau, S. 151 (sehr grob). [2]) Es darf vielleicht daran erinnert werden, daß er in der Revue des deux mondes vom 15. Juli 1896 das Rassenwerk „son magistral Essai sur l'inégalité des races humaines“ genannt hat (in Richard Wagner et le génie français). Neuerdings hat Seillière das Verhältnis der beiden in dem hier vertretenen Sinne erörtert (Revue des deux mondes, Dez. 1903 u. Jan. 1904); Chamberlain hat darauf mit einem Brief im Mercure de France (Febr. 1904, S. 570 ff.) geantwortet, in dem er u. a. sagt, es sei ihm fast unmöglich, diesen Essai sur l'inégalité zu lesen!

herrlichkeit und Gobineaus schwermütiges Requiem auf die sterbende Arierherrlichkeit sind nicht dasselbe, und doch im tiefsten Grunde dasselbe, wie Morgenstern und Abendstern.

KAPITEL III. DIE MISCHUNGEN UND IHRE WIRKUNGEN

§ 1. WESEN UND BEDEUTUNG DER BLUTKREUZUNG

Im ersten Kapitel wurde schon erwähnt, daß nach Gobineau die Rassenmischungen — richtiger wäre vielleicht zu sagen: Kreuzungen — die eigentliche Grundtatsache der Weltgeschichte sind und allein[1]) die Veränderungen, das Welken und Vergehen der Völker, ihrer Staaten und Zivilisationen verständlich machen. In der Tat hat Gobineau den ganzen weltgeschichtlichen Prozeß daraus abgeleitet, den zukünftigen nicht weniger als den vergangenen; und so erfordert denn dieser Vorgang noch eine genauere Betrachtung. Die Hauptstellen, an denen Gobineau zusammenhängend davon handelt, finden sich I 4 (S. 38—42), 12 (S. 199—201), 14 (S. 230—240), 16 (S. 282—285), ferner II 7.

Die Neigung zur Vermischung mit fremdrassigem Blute ist ein zivilisatorischer Trieb: Diese vielumstrittene Behauptung, die zwischen Rassenreinheit und Kulturentstehung einen unübersteiglichen Damm aufrichtet, hat Gobineau gleich in einem der ersten Kapitel, bei Erörterung des Gesetzes der Repulsion und Attraktion, ausgesprochen, und daß er sie nicht vergessen hat, beweist ihre Wiedererwähnung in I 12 (S. 199)[2]). Die

[1]) Ich gehe im Folgenden nicht noch einmal darauf ein, inwiefern dieses „allein" irrig ist; vgl. oben S. 18. 21. 24. [2]) „Die in hervorragendem Maße zivilisatorischen Neigungen dieser auserlesenen Rasse trieben sie beständig zu Vermischungen mit den anderen Völkern."

erste Wirkung des Triebes war die Bildung der sogenannten Tertiärrassen, welche aus der Verbindung zweier Varietäten des gleichen Urtypus entstammen. Von ihnen haben wir „nur eine sehr schwache geschichtliche Kenntnis"; namentlich die Weißen haben diesen Zustand schon in grauester Vorzeit verlassen, indem sie sich mit Gelben oder Schwarzen kreuzten. Das Ergebnis solcher Kreuzung nennt Gobineau Quaternärrassen, als z. B. Mulatten, Polynesier, Malayen usw. Wird die Verschmelzung vollkommen gleichmäßig durchgeführt, so kann selbst bei Quaternärrassen sich noch das ursprüngliche Merkmal echter Rassenreinheit, die körperliche Ähnlichkeit aller Individuen, einstellen. Je mehr weitere Kreuzungen aber erfolgen, um so ungleichartiger werden die Individuen, und um so erschreckender prägt sich auch in ihrem Äußern der Rassenwirrwarr aus, dessen Produkt sie sind[1]). „Das ist die Erscheinung, welche die großen zivilisierten Völker darbieten."

Bisweilen wacht selbst nach wiederholten Kreuzungen der Repulsionstrieb heftiger wieder auf und verbietet jede weitere Mischung. Dann kommt es zur scharfen, selbst von der Religion nicht zu überwindenden Trennung der Nationen voneinander, wie der Araber von den Türken, der Perser von den Juden, der Parsen von den Hindu; oder innerhalb der Nation, die sich ihres Mischlingcharakters bewußt wird, zur eben so schroffen Absonderung nach Kasten, je nach dem Grade der Reinheit des Blutes, wie bei den Indern[2]); oder nach Stämmen,

1) sehr gut ausgeführt I 12; S. 200 f.; auch I 16; S. 284. 2) Gobineau hat III 1 (B. 2 S. 307 ff.) die Priester (Purohitos) sämtliche Kasten zu bestimmter Zeit als fertiges System ausklügeln und einrichten lassen, um weitere Blutmischungen zu verhindern; der Prozentsatz arischen Blutes habe als Unterscheidungsmerkmal gedient. So kann es wohl nicht gewesen sein. Daß aber „in der heute giltigen Kastenordnung der Inder ethnographische Elemente mitwirkend tätig waren", belegt Ratzel, Völkerkunde III[1] S. 404 durch eine Reihe geschichtlicher Beispiele und scheint allgemein als Tatsache anerkannt zu sein.

wie bei den Arabern. Aber diese Erscheinung bezeichnet fast überall nur eine zeitweilige Hemmung des unwiderstehlichen Laufs der Dinge. Überall, außer in Indien, „haben die Kasten, wenn es solche wirklich gegeben hat, in dem Augenblicke aufgehört zu existieren, wo die Fähigkeit, sein Glück zu machen, sich durch nützliche Entdeckungen oder gefällige Gaben auszuzeichnen, von jedermann ohne Unterschied der Herkunft erworben war“[1]). Der Attraktionstrieb behält die Oberhand, und die Blutkreuzungen gehen weiter[2]).

§ 2. GÜNSTIGE FOLGEN

Was sind die Folgen für die Menschheit und ihre Geschichte? Sie sind teils günstig, teils verhängnisvoll.

Das Kreuzungsprodukt stellt nicht nur eine Addition der Kreuzungsbestandteile dar, sondern es kann auch selbständig Eigenschaften und Kräfte entwickeln, die denselben nicht eigen waren. Bisweilen sind sie so wertvoller Natur, daß sie die aus der Mischung entsprungene Rasse entweder absolut über den Rang ihrer beiden Eltern emporheben, oder ihr doch in bestimmter Richtung einen relativen Vorzug vor ihnen einräumen. Jenes ist z. B. der Fall bei den Malayen, die, aus den Gelben und Schwarzen hervorgegangen, beiden an Intelligenz überlegen sind; „vielleicht“ auch bei den Keltiberern[3]). Das merkwürdigste Beispiel für den andern Fall bietet die Entstehung der künstlerischen

[1]) I 4; S. 40 f. [2]) Man sieht: Gobineau widerlegen die nicht, die durch Hinweis auf die Exogamie und die leichte Verschmelzbarkeit kulturarmer Stämme (Indianer, Germanen) die Ansicht von der Schädlichkeit der Mischungen bekämpfen. Dabei sind diese Widerlegungen absurd, da sie auf der wohlfeilen Vertauschung von Stamm und Rasse beruhen. Dr. E. Müller, Preuß. Jahrb. Mai 1905, leistet in dieser Hinsicht das Unglaublichste. Er redet von Rassenmischung bei der Bildung der Sachsen, Alemannen, Franken. Auch Hertz a. a. O. schlägt in diese Kerbe. [3]) V 3; S. 257 Anm. 2.

Begabung. Allen drei Urarten gleich fremd, ist sie nach Gobineaus Ansicht erst aus der Ehe der Weißen mit den Negern erwachsen, und nirgends vorhanden, wo nicht eine Mischung mit Negerblut stattgefunden hat[1]). Um den Gedankengang nicht gewaltsam zu zerschneiden, muß ich die Erörterung dieses zunächst ganz abstrus scheinenden, aber von Gobineau mit glänzender Dialektik verfochtenen Satzes einer späteren Gelegenheit vorbehalten[2]).

Eine weitere, günstige Folge ist die Hebung des minderwertigen Typus durch die Mischung mit dem höheren, oder richtiger, seine Ersetzung durch ein ihm überlegenes Mischprodukt. So ist „der Mulatte, aus dem man einen Advokaten, einen Arzt, einen Kaufmann machen kann, mehr wert als sein Großvater Neger, der gänzlich ungebildet und zu nichts tauglich war"[3]); so verdanken wir der Rassenmischung, neben sehr vielen Verfeinerungen in Sitten, Begriffen und Glauben, vor allem Milderungen der Leidenschaften und Triebe[4]), d. h. eben die Voraussetzungen für die Entstehung höherer Kultur. Selbst wo das edlere Blut nur in geringer Menge zufließt und bald in der großen Flut des schlechteren aufgeht, vermag es der niederen Rasse einen gewissen Anteil an seinen Kulturgütern zuzuführen, etwa gedankenreiche Gebräuche oder technische Verfahren, welche die so Beschenkten wohl gewissermaßen mechanisch oft Jahrhunderte beibehalten[5]). Gobineau geht in einem Falle sogar einmal soweit, auch eine Zumischung schlechteren Blutes zu reinerem wegen ihrer zivilisationsfördernden Wirkung für heilsam zu erklären: „Es ist mit dem Eindringen einer zivilisierten, wiewohl verderbten Rasse in lebenskräftige, aber naturwüchsige Massen wie mit der Anwendung schwacher Dosen Giftes in der Medizin. Das Ergebnis kann nur heilsam sein"[6]). Freilich bedeutet dieses Zu-

[1]) I 16; S. 283 und II 7. [2]) s. u. S. 106 ff. [3]) B. 1 S. 283. [4]) ebenda. [5]) Beispiele bei allerlei exotischen Völkern I 14; S. 230 ff. [6]) VI 5; B. 4 S. 197; s. o. S. 30.

geständnis unzweifelhaft einen Abfall von der Gesamttendenz Gobineaus, der es, trotz des Ausgangspunktes seiner Untersuchungen, nicht so sehr auf die Kulturhöhe als auf die Lebenskraft der Völker und ihrer Kulturen ankommt.

§ 3. UNGÜNSTIGE FOLGEN. DIE ARIERDÄMMERUNG

Diesen günstigen Folgen der Rassenkreuzung stehen aber so schwere und unheilbare Wirkungen schädlicher Art gegenüber, daß jene daneben ganz in den Schatten treten. Ein großes Volk hat eine originale Kultur geschaffen. Es zieht durch friedlichen Verkehr und kriegerische Eroberung Menschen fremder Rasse in Scharen in seinen Bereich und vermischt sich mit ihnen. Diese und die aus der Mischung hervorgegangenen Bastarde fügen sich wohl in jene Kultur ein, eignen sich mehr oder weniger davon an, bauen wohl sogar noch an ihr fort, sind stolz auf sie, aber ihren Geist, die tiefsten Antriebe und Kräfte, aus denen sie entstanden ist, vermögen sie nur noch teilweise, und zwar um so weniger zu erfassen, je weniger von dem Blute der Schöpfer der Kultur in ihren Adern strömt. Da hätten wir denn als erste üble Folge der Mischung, daß die — noch immer herrschende — Zivilisation nicht mehr das ganze Volk gleichmäßig durchdringt, daß ihre Prinzipien, Ideale und tatsächlichen Auswirkungen in den Institutionen nur noch von gewissen — höheren, rassenreineren — Schichten bejaht, von anderen mehr oder weniger bewußt abgelehnt, mehr oder weniger entschieden bekämpft werden. Eine solche Kultur ist nicht wurzelecht; sie gleicht einem im Marke angefressenen Baum, der noch herrliche Blüten treiben, aber keinem Sturme mehr standhalten kann. Während das alte Indien, Griechenland und Rom wurzelechte, weil von einer annähernd homogenen Bevölkerung getragene Kulturen besaßen, besteht der oben gekennzeichnete Zustand, wie einst in den

Tagen der hellenistisch-römischen Weltkultur, in fast allen modernen Nationen Europas. Für Frankreich wird das in durchaus überzeugender Weise ausgeführt[1]). Gobineau hat damit — ich weiß nicht, ob als erster — den Finger auf einen der tiefsten Schäden unseres Volkslebens gelegt. Seine Anregungen sind nicht verloren gegangen. In Chamberlains „Grundlagen" spielt keine kleine Rolle der Nachweis, wie Verständnislosigkeit und angeborner Widerwille, erklärlich durch die Zufuhr nicht-angleichbaren fremden Blutes in den germanischen Volkskörper, die Schätze des germanischen Geistes und Gemütes verheert und befleckt haben, wie sie sich auflehnen gegen unsere heiligsten Güter, unsere Innerlichkeit und Geistesfreiheit, und uns dafür ihre eigenen Götzen und Aftergüter untergeschoben und uns um unsere Seele betrogen haben und noch betrügen. Ich sage nicht, daß Chamberlain dies von Gobineau „entnommen" habe, wohl aber, daß es bei Gobineau teils ausgesprochen, teils deutlich vorgebildet ist.

Die Zivilisation selbst mag trotz der fremden Einflüsse noch lange fortbestehen; Sitten, Gesetze, Einrichtungen leben weiter, es wird gedichtet, gedacht, gebaut; aber unmerklich ändert alles seinen Charakter. Immermehr entschwindet der ursprüngliche Geist aus den Institutionen und Schöpfungen, und „wenn die letzte Kraftäußerung dieses einstigen Triebes zu Ende ist, dann ist's abgetan; nichts bleibt mehr, die Zivilisation ist tot"[2]). Darin liegt das „Problem des Lebens und Todes der Nationen" beschlossen, und „ein Volk würde niemals sterben, wenn es ewig aus denselben nationalen Bestandteilen zusammengesetzt bliebe". Staaten zwar könnten durch bloße physische Übermacht, oder den Zufall einer Schlacht gestürzt werden, nicht aber die Zivilisationen, noch der soziale Körper. Die vernichtet nur die Blutmischung[3]).

[1]) I 9; S. 128—134, s. u. S. 132 f. [2]) I 4; S. 42. [3]) Woltmann a. a. O.

Diese Folgen sind gewiß schon schlimm genug; und doch stehen sie weit zurück hinter der einen, die in dem Worte selbst liegt, dem Untergang der reinen Rassen, dem Untergang zumal der Weißen und damit des Herrlichsten, was die Erde je gesehen. Gewiß, „die Geringeren sind [durch die Kreuzungen] gehoben worden. Leider nur sind eben damit auch die Größeren erniedrigt worden, und das ist ein Übel, das nichts ausgleichen, nichts wieder gut machen kann". Das ganze Niveau der Menschheit ist bereits tief gesunken, ihre schönsten Blüten sind auf ewig verwelkt. „Die Brahmanen Urindiens, die Helden der Ilias, die des Schahnameh, die skandinavischen Krieger, sämtlich Erscheinungen — so glorreich! — der schönsten, jetzt aber verschwundenen Rassen, boten ein glänzenderes und edleres Bild der Menschheit dar, waren vor allem tatkräftigere, einsichtsvollere und zuverlässigere Vertreter von Kultur und Größe, als die Mischlings-, die hundertfältigen Mischlingsbevölkerungen der gegenwärtigen Zeit, und doch waren auch sie schon nicht rein"[1]).

Dieser Prozeß ist nicht abgeschlossen, sondern er vollzieht sich unaufhaltsam immer weiter bis zu dem unabwendbaren Ende. Wären die numerischen Verhältnisse anders, so könnte man für den zuletzt notwendig sich ergebenden, rassenlosen Menschheitsbrei immer noch einige Hoffnungen hegen. So aber kann das Ende nur die völlige Aufsaugung des edlen weißen Typus, und die fast vollständige Neutralisierung der von ihm allein ausgehenden Strebungen und Zwecke sein. Denn er wird der Zahl nach von den Gelben und Schwarzen erdrückt, und sein Verschwinden wird überdies noch dadurch außerordentlich beschleunigt, daß die Weißen, weil sie kraft ihrer Tüchtigkeit die ge-

---

S. 113: „Es liegen hinreichende Erfahrungen vor, welche die physiologische Vermischung der Menschenrassen als einen schädlichen und verderblichen Vorgang erkennen lassen"; dort ausführliche Begründung und besonnene Auseinandersetzung mit der entgegengesetzten Ansicht. [1]) I 16; S. 283.

fährdetsten Posten bekleidet, von allen großen und mörderischen Schlägen, Schlachten, Ächtungen u. dgl., am ehesten und stärksten getroffen werden[1]). Die jetzt vorhandene ist „die letzte mögliche Form der Kultur“[2]), die sie vertretenden Massen „bieten noch recht schöne Anzeichen von Kraft“; aber der darin enthaltene „Bestand an arischem Blute steuert mit jedem Tage mehr dem Endziele seiner Aufsaugung zu. Ist dieses Ergebnis erst erreicht, so beginnt die Ära der Einheit, — — der äußerste Grad der Mittelmäßigkeit auf allen Gebieten, Mittelmäßigkeit, man kann fast sagen Null, an Leibeskraft, an Schönheit, an Geistesgaben. Von diesem traurigen Erbteil besitzt alsdann ein jeder den gleichen Anteil. — — Die Völker, nein, die Menschenherden, werden alsdann, von düsterer Schlafsucht übermannt, empfindungslos in ihrer Nichtigkeit dahinleben, wie die wiederkäuenden Büffel in den stagnierenden Pfützen der pontinischen Sümpfe“, obschon sie sich vielleicht für die edelsten aller Wesen, die je da waren, halten werden. „Dieser elende Zustand wird aber ebenfalls nicht lange dauern; denn eine Seitenwirkung der ins Unendliche fortgesetzten Mischungen ist die, daß sie die Völker auf immer kleinere und kleinere Ziffern herabbringen[3]). In 3—5000 Jahren, so berechnet Gobineau, muß das Ende da sein. „Die betrübende Voraussicht ist nicht der Tod, es ist die Gewißheit, daß wir ihn nur entwürdigt erreichen werden; und vielleicht könnte selbst diese unseren Nachfahren vorbehaltene Schmach uns gleichgiltig lassen, wenn wir nicht mit einem geheimen Schauder empfänden, daß die räuberische Hand des Ge-

---

1) Diesen Gedanken haben Lapouge, allenthalben, und Seeck, „Geschichte des Untergangs der antiken Welt“, I Kap. 3, dieser mit Beziehung auf die römische Welt („Die Ausrottung der Besten“), besonders ausgeführt und bestätigt. 2) Die folgenden Anführungen aus der Schlußbetrachtung im 4. Bd. S. 318 ff. 3) Gobineau sucht das aus der Geschichte zu erhärten; der Beweis ist völlig mißglückt; allein aus der Wirtschaftsgeschichte erhellt das Gegenteil seiner Behauptungen.

schickes schon auf uns gelegt ist." Das sind die letzten Worte des Rassenbuchs; mit einer düsteren Weltuntergangsprophezeiung klingt das mächtige Werk aus[1]).

§ 4. WÜRDIGUNG

Gegenüber solchen Gedankenflügen empfindet man es als peinliche Zumutung, daß von einem Berichterstatter auch Urteil und Kritik erwartet wird. Man möchte diese Fülle der Gesichte, von der man sich überwältigt fühlt, nur immer schweigend in sich nachklingen lassen, grübeln und sinnen; man fürchtet, daß jedes Wort neben der furchtbaren Größe dieser Visionen zur Flachheit werde. Und doch drängen sich dann so viel Gesichtspunkte der Betrachtung auf, daß man nicht schweigen kann noch darf. Der beherrschende Eindruck, den wir erhalten, ist doch wohl der, daß wir es hier mit einer dichterischen Konzeption zu tun haben, und zwar einer Konzeption von ungeheurer konzentrierter Kraft und einer Wucht und Unerbittlichkeit des tragischen Ernstes, für die es wenig Ähnlichkeiten gibt. Es ist des großen Epos von der Arier Herrlichkeit und Niedergang zweiter und letzter Teil, die „Arierdämmerung"[2]), rein als poetisches Gebilde betrachtet vielleicht noch gewaltiger als der erste; freilich auch noch tiefer als jener durchtränkt von einer Stimmung zermalmender, bleierner Hoffnungslosigkeit, welche die befreiende Wirkung des wahren Kunstwerks nicht recht aufkommen läßt. Mit schönen Worten hat es ein verständnisvoller Jünger Gobineaus ausgesprochen, daß diese düstere Prophezeiung von der Arierdämmerung „Geist ist von dem Geist, der unsere Ahnen die Götterdämmerung über Asgard hereinbrechen sah. Es ist derselbe

[1]) Es ist auffallend, wie nahe diesen Sätzen von ganz anderen Beobachtungen aus die Gedanken des alternden Darwin über die Entartung der Menschheit kommen. [2]) Der Ausdruck stammt nicht von Gobineau.

Ton, in den die größte germanische Tragödie ausklingt, das Lied, das auch den Untergang deutschen Heldentums im Gewimmel einer niederen Rasse besingt: „„Hier hat die Mär ein Ende — das ist der Nibelungen Lied““[1]) — nur daß eben die Asen und die Nibelungen zwar schuldig, doch nicht würdelos den bittern Tod erlitten. Wie sehr übrigens den Dichter Gobineau diese unabwendbare Vernichtung der edeln Menschenart beschäftigte, wie er trotz alles Pessimismus gerade als Dichter nach einer poetischer verklärten, reiner tragischen, weniger schlechthin entsetzlichen Lösung rang, das geht wohl daraus hervor, daß ihn das Problem nicht wieder losließ, bis er es in seinem Schwanengesang „Amadis“ noch einmal, und jetzt auch in poetischer Form, zu bezwingen suchte[2]). Und insofern sich in dem allem der Seherblick des Dichters von dem, was war und ist und sein könnte, mit Notwendigkeit zu dem wendet, was sein wird, und des Zaubrers magische Laterne Riesenschatten in die Zukunft wirft, steigert sich das Schauen des Poeten zu dem des Sehers und Propheten, der dem selbstgefälligen, verblendeten Geschlecht der Gegenwart das Menetekel an die Wand malt und das dreimalige Wehe! in die entsetzten Ohren schreit.

Ist seine Prophezeiung wahr? Wir müssen die Frage stellen, so kleinlich sie klingen mag; nicht, weil uns der Beruf obläge, die Zukunft der Menschheit zu enträtseln, sondern lediglich um Gobineaus willen. Um die Lösung zu finden, gehen wir von dem Begriff „Prophet“ aus. Was ist ein Prophet? Der Volksmund antwortet: Ein Mann, der die Zukunft voraussagt. So aufgefaßt, möchte Gobineaus Prophezeiung leicht sich als falsch erweisen. Ist doch schon der ihr zugrunde liegende Begriff der drei absolut reinen Urtypen als einer geschichtlichen Realität höchst problematisch[3]),

[1]) Paul Baecker in den „Akademischen Blättern“, 16. Jahrg. Nr. 20 (16. Jan. 1902). [2]) Amadis. Poème (Oeuvre posthume), Paris, Plon, 1887. [3]) Gerade während ich dies schreibe, kommt mir ein Aufsatz von Prof.

und Chamberlains Begriff der „Rasse" als eines plastischen, in stetem Werden begriffenen Dinges wird manchem mehr einleuchten und der Erfahrung besser zu entsprechen scheinen. Sind demnach auch die Arier und Germanen nicht von jeher in leuchtender Herrlichkeit dagewesen, sondern im Dunkel einer Vorzeit, die kein Auge mehr durchdringen kann, geworden, so ist die Geschichte auch kein bloßer Zersetzungsprozeß, sondern unter den Blutkreuzungen, die in der Tat eine allererste Rolle in ihr spielen, gibt es neben den verhängnisvollen auch glückliche (was Gobineau für gewisse Verbindungen ja zugibt); und dies um so wahrscheinlicher, als die Ethnographie mit den drei Spezies Gobineaus wohl keinesfalls auskommen kann[1]).

So verbreitet ferner der Trieb zur Blutkreuzung allezeit gewesen sein und noch sein mag, so vollständig ist er doch wohl nicht über den repulsiven Trieb Herr, so absolut zum unumschränkt herrschenden Gespenst nicht geworden, wie das Gobineau Wort haben will. Ganz im Gegenteil ist die Abneigung gegen die Mischung mit völlig fremdem Blut, also etwa mit Negern, Mongolen, selbst Neuindern und — in etwas geringerem, doch immer noch hohem Grade — Juden bei den Germanen (individuelle Ausnahmen zugestanden) anscheinend unüberwindlich; man braucht nur auf die gesellschaftliche Ächtung hinzu-

---

Dr. A. Wiedemann, „Die Rassen im alten Ägypten" (Die Umschau VIII. Jahrg. Nr. 4 u. 5) in die Hände. Darin wird auf Grund chronologisch bestimmter Mumien, Statuen und Abbildungen nachgewiesen, daß „in der Urzeit Ägyptens eben so wenig wie in der Zeit des zweiten Jahrtausends vor Christus im Niltale von einer einheitlichen Rasse die Rede sein" kann. „Wenn man auch noch darüber im Zweifel sein kann, aus welchen Bestandteilen sich die historischen Ägypter zusammensetzten: daß sie aus verschiedenen Elementen entstanden waren, kann als feststehende Tatsache angesehen werden". Genau die gleiche Ansicht entwickelt in bezug auf die Arier Vacher de Lapouge in seinem Buche L'Aryen, vgl. z. B. S. 9 ff., S. 13 ff. [1]) Seillière S. 38: „la pauvreté de son schéma ethnique"; doch vgl. oben S. 45, Anm.

weisen, die in den Vereinigten Staaten jeden trifft, den man beargwöhnt, auch nur ein Achtel oder ein Sechzehntel Negerblut in den Adern zu haben, oder auf die Schroffheit, mit der sich überall in den Tropen die Germanen von den Portugiesen, zumal den in den Kolonien heimischen, abschließen, weil diese von vornherein und ohne lange Untersuchung für nicht völlig rasserein gelten[1]). Den Optimisten laden diese Tatsachen sogar zu dem verführerischen Schlusse ein, die unbekannten Menschen, welche die Germanen in Mitteleuropa vorfanden und mit denen sie alsbald verschmolzen, möchten ihnen physisch und geistig doch wohl nicht so fern gestanden haben; sonst wären jene vor der Vermischung zurückgeschreckt. Jedenfalls aber gestatten jene Tatsachen die zuversichtliche Vermutung, daß die Arierdämmerung, wenn sie kommen soll, nur in einer gewaltsamen Überwindung und Vernichtung durch die ungeheure numerische Überlegenheit der niederen Rassen, nicht aber in einem freiwilligen würdelosen Aufgehen in jenen ekeln allgemeinen Menschheitsbrei bestehen könnte[2]). Genug damit. Es sollten nur ein paar der nächstliegenden Einwände vorgebracht werden, mit deren Hilfe etwa die Unzuverlässigkeit von Gobineaus Zukunftsvoraussage darzutun wäre.

Aber sind wir mit jener volkstümlichen Deutung des Prophetentums auch auf dem rechten Wege? Die Wissenschaft unter-

---

[1]) Hierüber eine Reihe sehr belehrender Aufsätze von G. Schiele in den „Grenzboten", 1902. Freilich neigen gerade in den Tropen die Weißen, auch die Deutschen, bedenklich zum Geschlechtsverkehr mit Farbigen. Hoffen wir, daß dies bei unsern Landsleuten eine koloniale Kinderkrankheit ist, und daß sie in Zukunft die Mahnungen zum Rassenstolz, ohne den unsere Kolonialpolitik in die Brüche gehen müßte, beherzigen, wie sie z. B. eindringlich der Bur P. J. Jooste (Aus der zweiten Heimat, Berlin 1904 S. 152 f.), ein Kenner Afrikas und Freund unseres Volkes, dessen Büchlein höchst lesens- und beherzigenswert ist, ausspricht.

[2]) Dieser Lösung nähert sich Gobineau im „Amadis".

scheidet zwischen dem Verkündiger der Zukunft (griech. μάντις) und dem Propheten (προφήτης); dieser ist ihr der, der die Stimme der Götter versteht und deutet, der Begeisterte, der im Auftrage Gottes spricht[1]). Nun hat Gobineau freilich keine besondere göttliche Sendung für sich in Anspruch genommen; diese Form der Offenbarung kennt das Bewußtsein der modernen Menschen nicht mehr. Aber dennoch verbinden ihn mit den echten, großen Propheten, die es taten, weit eher gemeinsame Züge, als mit einem banalen Weissager. Ihm eignet, wie ihnen, die felsenfeste Gewißheit von der unumstößlichen Wahrheit dessen, was er doch nicht beweisen kann; an Unerbittlichkeit übertrifft er sie, denn sein Todesurteil ist ein unbedingtes; namentlich aber gleicht er ihnen darin, daß die Bedeutung seiner und ihrer Worte — ganz unähnlich einer bloßen Weissagung — nicht von ihrer buchstäblichen Erfüllung abhängt. Sind doch, so paradox es klingt, die Verkündigungen des Propheten, diesem fast unbewußt, vielfach nicht erfolgt, weil oder damit sie sich erfüllten, sondern vielmehr, damit sie sich nicht erfüllten. Es sind Warnungen, Aufrüttelungen der schlummernden Gewissen, hervorgegangen aus der Stimmung der „letzten Stunde“: „schon ist die Axt an die Wurzel der Bäume gelegt“.

Dichten wir damit Gobineau etwas an, woran er selbst vielleicht gar nicht gedacht hat? Ich will nicht einmal versuchen, das Gegenteil zu erhärten. In seiner schwermütig-trüben Vision vom Herbste der Menschheit wird der die Tat auslösende Wachtruf „Auf die Posten!“ völlig übertönt durch das hoffnungslos ergebene „Zu spät!“ Aber die Bedeutung großer Männer erschöpft sich nicht gänzlich in dem, was sie gedacht, gesagt und getan haben; es ziemt sich, auch die Wirkungen mit einzubeziehen, die ohne ihre Absicht von ihnen ausgegangen sind, weil sie in der

---

[1]) Cornill, Der israelitische Prophetismus, 2. Aufl., Straßburg 1896.

Richtung ihres ganzen Lebenswerkes lagen. Und da muß denn gesagt werden, daß von den zahlreichen Jüngern, Verehrern und Nachfolgern Gobineaus auch nicht einer aus der Voraussicht des nahenden Untergangs die Berechtigung zu mutloser Verzweiflung abgeleitet hat; sondern alle haben darin einen Stachel erblickt, von den bedrohten Gütern und Werten nach Kräften zu retten, und die das Ende am festesten ins Auge faßten, betonen gerade um seiner Unabwendbarkeit willen die Pflicht, die Ideale, die da sterben sollen, vorher schön und herrlich zu betätigen. An dieser stolzen Wirkung gebührt Gobineau ein Ehrenanteil; hat er die Forderung auch nicht ausgesprochen, so hat er sie doch in seinem eignen Leben verwirklicht. Die Forderung zu stellen mag unlogisch sein. Unlogik ist auch sonst schon die Quelle des sittlichen Heldentums geworden, wie Calvin und sein Genfer zeigen, die sich durch ihr Leben als zur Seligkeit Vorausbestimmte ausweisen wollten, obschon auch das vorbildlichste Leben an der vor aller Zeit erfolgten, schlechthin willkürlichen Vorausbestimmung nichts zu ändern vermochte. „Wenn Gobineau recht hat, wäre die einzige würdige (soll heißen: logische) Lösung, daß wir uns alle sofort (warum sofort?) eine Kugel durch den Kopf jagen“, meint H. St. Chamberlain[1]). Doch hieße es ihn verkennen, nähme man diese Bemerkung für mehr als eine in der Hitze des Gefechtes gefallene, unglückliche Äußerung. Allzuschlecht paßt sie in den Mund des Mannes, der den Glauben an die Unsterblichkeit der individuellen Seele für ein Trugbild hält, und dennoch mit unvergleichlicher Frische und Begeisterung zum Kampf für ideale Werte ruft. Weder für die Persönlichkeit, noch für die Rasse kann die Gewißheit des Todes ein Grund zur Verzweiflung sein, sondern nur ein Sporn zum Wirken, solange es Tag ist. Das ist, oder sollte doch sein, wirklich echt germanische Lebensauffassung. Hier gilt es Heroismus zu zeigen und sich

1) Vorwort zur 4. Auflage, S. 18.

im Angesichte des Todes als edel zu bewähren, eingedenk des antiken Wortes:

Οὐδὲ θανεῖν αἰσχρόν τι, ἀλλ' αἰσχρῶς θανεῖν[1]).

KAPITEL IV. WIE GOBINEAU SEINE THEORIE AUF DIE WELTGESCHICHTE ANWENDET

§ 1. ALLGEMEINES

Das zweite bis sechste Buch des Essai sur l'inégalité des races humaines (Band 2—4 der Übersetzung) sind geschrieben worden, um nachzuweisen, daß die Rasse wirklich das Ausschlaggebende, das allein Entscheidende im seitherigen Ablauf der Weltgeschichte gewesen ist, und daß die von Gobineau aufgestellten Entwicklungsgesetze immer und überall ausnahmslos gegolten und gewirkt haben. Daß er wirklich diesen Nachweis führen wolle und geführt zu haben glaube, hat Gobineau an so vielen Stellen so klar und unzweideutig ausgesprochen, daß ein Zweifel daran schlechterdings nicht möglich ist. Es heißt seine Absichten fälschen, wenn man ihm nachsagt, er habe die Geschichte konstruiert, wie sie von ihm aus erschiene; er habe „selbstverständlich" „ein Verfahren gleich der mathematischen Analysis eingeschlagen . . : „Wie sahen die geschichtlichen Ereignisse aus, wenn Gobineau recht hatte? Wie nehmen sich die historischen

[1]) Diese Gedanken hat, an jene Worte Chamberlains anknüpfend, Hans von Wolzogen in einem vorzüglichen, von vornehmster Gesinnung und schönstem Streben nach Gerechtigkeit erfüllten Aufsatz ausgeführt („Der Heroismus in der Rassenfrage", Deutsche Welt, V. Jahrg., Nr. 19, 8. Febr. 1903). Von einem anderen Gesichtspunkt aus gilt deswegen dennoch das Wort der Frau von Staël „La vie ne va que parce qu'on oublie la mort" (De l'Allemagne, 2. Buch, Kap. 11). Das beständige Denken an den Tod lähmt die Tatkraft; das Bewußtsein seiner Gewißheit kann sie stärken.

Tatsachen unter diesem Gesichtswinkel aus? Verstehen wir sie so besser als bisher? Gewinnen wir ihnen neue Seiten ab?"[1]) Diese sicherlich sehr fruchtbare Betrachtungsweise hat Gobineau nicht angewendet; er hat sich, wie er ausdrücklich sagt, die „Erforschung des reinen Tatbestandes"[2]) zur Aufgabe gemacht, und insofern verdient vielleicht der an der oben angeführten Stelle von Kretzer abgekanzelte, unglückliche Kritiker einige Entschuldigung, wenn er denselben „Beweis für die Richtigkeit seiner These, aus der Geschichte geführt", von Gobineau verlangt, den dieser selbst für notwendig erachtete. Um ihn zu führen, hat er einen großartigen Gang durch die Geschichte der Menschheit angetreten; mit einer Konsequenz, die am besten zeigt, wie tief er von der Wahrheit und Wichtigkeit seiner Theorie durchdrungen war, hat er an alle Erscheinungen immer wieder dieselben Fragen gestellt, dieselben Maßstäbe angelegt, und hat tatsächlich als erster in einem mächtigen Gesamtbilde gezeigt, daß man die Weltgeschichte im Lichte des Rassegedankens betrachten kann. Dies ist unter allen Umständen eine Leistung, bei der man schon die Kühnheit des Unternehmens bewundern muß. Ein so scharfer Kritiker wie Seillière, der Gobineaus Theorie völlig ablehnt und die Einzelheiten der Ausführung unbarmherzig zerpflückt, hat doch für das von ihm entworfene weltgeschichtliche Schema als Ganzes, für seine Einheitlichkeit und Ursprünglichkeit, nur Worte höchster Anerkennung.

Gleichwohl müssen wir durch Gobineaus Längsschnitt durch die Weltgeschichte unsererseits eine Anzahl von Querschnitten legen und seine Arbeit daraufhin prüfen, ob sie für ihre Zeit geleistet hat, was sie zu leisten beabsichtigte, woraus sich dann leicht ergeben wird, ob sie — trotz unvermeidlichen Veraltens gewisser Teile — für uns noch eine brauchbare Wissensquelle von praktischem Werte, für die Weiterforschung ein schätzbarer

[1]) Kretzer, Graf Gobineau, S. 136. [2]) la recherche de la pure réalité; VI, 6.

Unterbau sein kann. Eine solche Untersuchung ist um so unerläßlicher, als sie von den meisten derer, die sich das Verdienst erwerben, immer wieder auf Gobineaus Wirken und Bedeutung hinzuweisen, für gänzlich überflüssig angesehen wird, und daher in der hier beabsichtigten Art überhaupt noch niemals angestellt worden ist[1].) In Kretzers Buch ebenso, wie in zahllosen Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln wird der Inhalt der fünf letzten Bücher des Essai, nicht immer von den berufensten Händen leitfadenartig zusammengedrängt und in dieser Form noch wuchtiger wirkend als in Gobineaus breit ausladender Darstellung, auf den Markt geworfen, und ohne jede Kritik werden die kühnsten Konstruktionen, die phantastischsten Einfälle des Dichters Gobineau dem gutgläubigen Publikum als unbestrittene Gewißheit, als bar einzuwechselnde Münze angeboten. Gutgläubig aber muß das Publikum wohl sein; denn wenn schon manche von den Leuten, die über Gobineau schreiben, eben durch ihre Schriften verraten, daß sie nicht einmal das Rassenbuch, geschweige denn seine anderen Arbeiten gründlich kennen, so kann man billigerweise von „Laien“ nicht verlangen, daß sie sich durch Schemanns vier Bände durchlesen, oder gar, sich kritisch mit ihrem Inhalte auseinandersetzen sollen. In diesem ganzen Betriebe liegt für die Rassenforschung eine nicht unbedenkliche Gefahr; denn es drückt sich darin ein Fanatismus aus, der mit echter Wissenschaft unvereinbar ist. Es ist zu fürchten, daß Gobineaus Werk für seine Verehrer zur inspirierten Rassenbibel, die Gesamtheit seiner geschichtlichen Deutungen und Thesen für sie zum unangreifbaren Dogma werde. Ein schlechterer Dienst könnte der Sache, der er sein Leben gewidmet hatte, gar nicht geleistet werden: denn das würde sie mit Recht in Verruf bringen. Sollte sich Gobineaus Bau vor einer unparteiischen Kritik als ein Luftschloß

[1]) Einige Ansätze dazu hat Pott gemacht; doch ist er dann ganz davon abgelenkt.

erweisen, so müssen seine Anhänger geistige Freiheit genug, und namentlich genug Vertrauen auf die Tragfähigkeit der rassentheoretischen Grundlage besitzen, um das Luftschloß preiszugeben und frischen Mutes auf dem alten Fundament einen wetterfesteren Bau aufzuführen. Er selbst, so felsenfest er an die Unerschütterlichkeit des seinigen bis an sein Ende geglaubt hat[1]), würde doch der erste sein, dies gut zu heißen; denn wenn er auch sehr oft nicht imstande gewesen ist, die Wahrheit zu erkennen, so hat er doch hinlänglich bewiesen, daß es ihm, dem alle Rechthaberei unendlich fern lag, immer um sie, und nur um sie, zu tun gewesen ist. Ich aber hoffe, meine tiefe Sympathie für den Mann und sein Werk schon genügend bekundet zu haben, um vor den landläufigen Vorwürfen der Böswilligkeit und dergleichen geschützt zu sein, sollte meine Prüfung des geschichtlichen Teils des Rassenwerkes ein den Freunden Gobineaus unwillkommenes Ergebnis zeitigen. Es kann meine Absicht nicht sein, das Rassenwerk von A bis Z durchzugehen, von jedem Kapitel einen kurzen Auszug zu geben, und daran meine zustimmende oder mißbilligende Kritik zu knüpfen[2]). Das hieße, einen Kommentar dazu schreiben, und nichts liegt mir ferner. Es würde mein Buch unförmlich anschwellen lassen und mich fortwährend zu dem Geständnis der Unzuständigkeit nötigen; denn ich besitze nicht entfernt die Gelehrsamkeit, die dazu gehörte, eine begründete Meinung über die materielle Richtigkeit aller hier ausgesprochenen, behaupteten oder bestrittenen Tatsachen, Zusammenhänge und Urteile zu äußern. Auch kann es bei einem Buche, das vor einem an Entdeckungen auf allen möglichen Forschungsgebieten unendlich reichen halben Jahrhundert geschrieben, und daher notwendigerweise sachlich in großen Teilen veraltet ist, nicht allzusehr auf tatsächliche Richtigkeit ankommen. Genug, wenn es

[1]) man vgl. die Vorrede zur zweiten Ausgabe von 1884. [2]) Knapp zusammenfassend hat dies, in seiner ironisierenden Art, Seillière getan.

mit wissenschaftlichem Sinne gearbeitet ist und die billigen Forderungen einer gesunden Methode nicht allzusehr preisgibt. So glaube ich denn, daß man eine hinreichende Einsicht in Wesen und Wert dieses Buchs gewinnen wird, wenn man in des Verfassers Werkstatt geht, seine Hilfsmittel und seine Arbeitsweise kennen lernt und auf ihre Berechtigung, die von dem Maße des seither erworbenen Wissensstoffes ganz unabhängig ist, prüft. Ich beanspruche dabei natürlich das Recht, meine Beispiele zu nehmen, wo ich sie finde, und Partien, die mir allzu entlegen und zu wenig bekannt sind, wie z. B. die Geschichte der Eingeborenen Amerikas, mehr oder weniger beiseite zu lassen.

Den meisten Lesern des Essai hat dieses Werk den Eindruck hervorragender Gelehrsamkeit gemacht, manchen einen so starken, daß sie ausdrücklich betonen, Gobineau umspanne das ungeheure, von ihm behandelte Wissensgebiet nicht als Dilettant, sondern als Fachmann[1]). Wäre dem so, so stünden wir vor dem Phänomen dieses Riesengeistes wie vor einem Mirakel; denn Gobineau erörtert nicht nur die Geschichte aller fünf Weltteile, Geschichte im denkbar weitesten Sinne verstanden, sondern er behandelt mit gleicher Bestimmtheit italische Dialekte und etruskische Alphabete, die chinesische Literatur und die assyrische Religion, die ägyptische Mythologie und das römische Recht, den Ursprung der Sprache und die nordische Poesie. Daß Gobineau über alle diese Dinge als Fachmann rede, ist um so weniger möglich, als er den gesamten Stoff nicht einmal, wie gewöhnlich irrigerweise angegeben wird, in dem für diese Fülle schon nicht allzu großen Zeitraum von vierzehn Jahren, sondern in weit kürzerer Zeit zusammengetragen hat. Er hat es getan mit unermüdlichem Fleiß und

---

[1]) Selbst Martin Spahn, dessen eindringende Würdigungen Gobineaus in den „Akadem. Monatsblättern“ zu dem Besten gehören, was auf knappem Raum von ihm gesagt worden ist, spricht einmal von seiner „gar nicht dilettantischen Allseitigkeit“.

staunenswertem Spürsinn, von keiner Schwierigkeit zurückgeschreckt, mit immer frischem Mute sich in immer neue, immer verwickeltere Fragen vertiefend und sehr häufig — wir werden es an Beispielen zeigen — einen genialen Scharfblick beweisend: aber trotz allem hat er es als Dilettant getan. Dies ist keine Schande: sind doch manche der epochemachendsten Werke aller Zeiten von Dilettanten geschrieben worden; es ist im Gegenteil eine Entschuldigung, denn es erklärt eine Reihe von Eigentümlichkeiten und Mängeln, die bei einem Fachmann stark befremden müßten. Dennoch muß es laut wiederholt werden: Gobineau ist ein Universal-Dilettant. Auf keinem einzigen der von ihm im Essai behandelten Gebiete ist er Fachmann[1]), auf keinem einzigen, auch nicht auf dem der Sprachwissenschaft, trotz seiner orientalistischen Kenntnisse und seiner kühnen Etymologien. Der Mann, der über alle Völker der Erde schreibt und urteilt, hat auch nicht den kleinsten Ausschnitt der Geschichte irgend eines Volks nach den Quellen durchgearbeitet. Seine „Gelehrsamkeit“ ist im letzten Grunde Belesenheit und beruht fast ausschließlich auf abgeleiteten Quellen, auf für ihn unkontrollierbaren Autoritäten. Wenn dies auch, wie erwähnt, bei der Ausdehnung seiner Studien für den größten Teil der behandelten Gegenstände unvermeidlich war, so ist doch zu bedauern, daß Gobineau auf überhaupt keinem Gebiete eine methodische Fachbildung besaß[2]); denn ich bin pedantisch genug zu glauben, daß der Besitz einer solchen, insofern als sie überhaupt an wissenschaftliches Denken gewöhnt, ihren Inhaber vor manchen Fehl-

[1]) Auch Schemanns Ausdruck, daß er auf allen diesen Gebieten „zu Hause“ gewesen wäre, scheint mir nicht glücklich; eher schon, was A. Sorel sagt: „professionnel de rien, familier de tout“ (Le Temps, 22. März 1904. [2]) Ganz anders z. B. Chamberlain; obschon dieser so gern mit seinem „Dilettantismus“ kokettiert, ist er ein gründlich durchgebildeter Naturwissenschaftler und in einigen Fächern seines Gebiets geradezu Spezialist.

tritten auch dann bewahren wird, wenn er sich auf fremde Jagdgründe wagt.

Insbesondere besaß Gobineau diejenige Art von Fachbildung nicht, die er bei der ganzen Anlage seines Buches am nötigsten gebraucht hätte, die des Historikers. Obschon er beängstigend viel mit den Worten „Wissenschaft" und „wissenschaftlich" um sich wirft, sündigt er beständig gegen die elementarsten Regeln der historischen Methode. Sehen wir uns einmal seine Quellenbenutzung an.

§ 2. QUELLENBENUTZUNG

Wie erwähnt, handelt es sich zumeist um abgeleitete Quellen. An Sorgfalt in deren Auswahl hat es Gobineau nicht fehlen lassen. Für die Geschichte Vorderasiens findet man z. B. auf Schritt und Tritt so ruhmreiche Namen angeführt wie Alexander von Humboldt (L'Asie centrale), Lassen (Indische Altertumskunde), Ritter (Erdkunde), Ewald (Geschichte des Volkes Israel), Movers (die Phönizier), Burnouf (Introduction à l'histoire du bouddhisme indien und Commentaire sur le Yaçna); für Ägypten Wilkinson, Lepsius, Prichard-Schlegel, Bunsen. Daß die Literatur über Ostasien verhältnismäßig dürftig, unkritisch und unzuverlässig war, ist nicht seine Schuld. Für Griechenland war er hauptsächlich auf Otfried Müllers „Dorier" (1824) und Grotes Griechische Geschichte (abgeschlossen 1846) angewiesen, da Duncker erst 1856 bis zu den Perserkriegen kam und der erste Band von Curtius' Griechischer Geschichte erst 1857 erschien. Er hat hier viel mit Böttigers „Ideen zur Kunstmythologie" (Dresden 1826) und dem anscheinend recht verständigen und vorurteilsfreien Buche des englischen Nationalökonomen Mac Cullagh, The industrial history of free nations (London 1846) gewirtschaftet. Besondere Sorgfalt hat er auf die Erkundung der italischen, keltischen, slavischen

und germanischen Altertümer verwendet[1]). Hierzu hat er alles gelesen, dessen er habhaft werden konnte, und über manche verwickelte Streitfrage erstattet er eingehenden Bericht. Daß die benutzte Literatur zusammenschrumpft, je mehr sich das Werk den neueren Zeiten und den modernen Nationen nähert, ist erklärlich, da er diese nur ganz summarisch behandelt, den Hauptnachdruck aber auf die älteren Epochen legt. Immerhin muß gesagt werden, daß Gobineau eine gründliche wissenschaftliche Kenntnis des von ihm so gepriesenen Mittelalters nicht besessen hat. Das grundlegende Werk von Paul Roth, Geschichte des Benefizialwesens von den ältesten Zeiten bis ins zehnte Jahr-

[1]) Die am häufigsten angeführten Werke sind, außer den schon im Text genannten: Prichard, Histoire naturelle de l'homme (allenthalben zugleich bekämpft und benutzt);

für Italien:

Niebuhr, Römische Geschichte I. II. 1811/12. O. Müller, Die Etrusker, 1828. Abeken, Mittel-Italien vor der Zeit der römischen Herrschaft, 1843. Mommsen, Die unteritalischen Dialekte. 1850. Ders., Die nordetruskischen Alphabete, 1853;

über Kelten und Gallien:

Keferstein, Ansichten über die keltischen Altertümer. Diefenbach, Celtica, 1840. Mérimée, Sur les antiquités prétendues celtiques, Moniteur univ. 1843. La Villemarqué, Barzaz Breiz. Amédée Thierry, Histoire des Gaulois, 1828. Leber, Histoire du pouvoir municipal en France, 1829. Raynouard, Histoire du droit municipal en France, 1829. Am. Thierry, La Gaule sous l'administration romaine, 1840/47;

über Germanen und Slaven:

Savigny, Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter, 1815—1831. Schafařik, Slavische Altertümer, 1837. W. Müller, Die altdeutsche Religion (genau: Geschichte und System der a. R., 1844). Worsaae, The primeval antiquities of Denmark, translated by Thoms, London 1849. Weinhold, Die deutschen Frauen in dem Mittelalter, 1851. Munch, Det norske folks historie, deutsche Ausgabe v. Claussen, 1853;

für England:

Ettmüller, Das Beowulfslied. Kemble, The Anglo-Saxon Poem of Beowulf. Ders., Die Sachsen in England, deutsch v. Brandes, 1853. Palgrave, Rise and Progress of the English Commonwealth, 1832.

hundert, (1850), hat er z. B. nicht gekannt; und auch sonst sind die für das Mittelalter zitierten Arbeiten ungenügend, woraus sich vielleicht einige besonders gröbliche Versehen erklären (s. u. S. 102 ff.). Wenn Gobineau die Irrtümer solcher Vorlagen, die für ihn Autoritäten sein mußten, abschreibt, wer wollte ihm daraus einen Vorwurf machen? Es ist wahr, daß er z. B. inbezug auf die Phönizier sich in die vollständigste Abhängigkeit von Movers begeben hat; aber wie hätte er auch die Forschungen des ersten Spezialisten der Zeit nachprüfen oder verbessern sollen[1])? Daß er die Sumero-Akkadier nicht vorausgeahnt hat und sein Buch daher veraltet sei, braucht man ihm also nicht vorzurechnen; ebenso wenig, daß er mit seiner Zeit ein anderes der oben (S. 56) erwähnten Axiome der romantischen Wissenschaft, daß nämlich die Heimat der Indogermanen Zentralasien sei, geteilt hat. Daraus erwächst ja ihm kein Vorwurf; wohl aber uns, wenn wir diese notwendigerweise, und zwar gründlich, veralteten Dinge ihm wie ein Evangelium nachbeten. Bisweilen zitiert Gobineau allerdings auch recht leichtsinnig. Es wirkt doch z. B. direkt komisch, wenn er als Gewährsmann dafür, daß man „ziemlich allgemein von dem wunderlichen Einfall zurückgekommen ist, welcher den ersten Römern so viele Tugenden zuschrieb", nennt Balzac, Lettre à Madame la Duchesse de Montausier[2])! Von heillos verworrenen Zitaten, die er mühsam hat einrenken müssen, weiß Schemann in seiner deutschen Ausgabe genug zu sagen[3]). In der Hitze des Gefechts mißversteht Gobineau auch einmal eine völlig klare Belegstelle und liest etwas heraus, was zu seinen eigenen Mei-

[1]) Doch ist dies keine Entschuldigung für Gobineaus Aus- und Abschreiber; denn heute ist man natürlich in vielen Stücken längst über Movers hinausgekommen. [2]) I 1, S. 11. [3]) ein Beispiel: V 7; Bd. 3 S. 379 Anm., wird aus Böttigers „Ideen zur Kunstmythologie" Charon von Lampsakos und Heraklitos zitiert. Bei Böttiger findet sich der Druckfehler Charax. Gobineau übernimmt ihn und schreibt in beiden Auflagen: Charax et Lampsakos (s. Schemanns Anm., B. 4 S. 371.

nungen besser paßt als der wirkliche Text. So sagt Worsaae (S. 135) in einer von Gobineau[1]) wörtlich abgedruckten Stelle: „If the Celts possessed settled abodes in the west of Europe more than two thousand years ago, how much more ancient must be the populations which preceded the arrival of the Celts? — — It is, therefore, no exaggeration if we attribute to the stone period an antiquity of, at least, three thousand years." More than two thousand years ago bedeutet „vor mehr als 2000 Jahren", also von 1850 an gerechnet, „mehr als 150 Jahre vor Christus", und mit Bezug hierauf ist dann die antiquity of, at least, 3000 years" zu verstehen als „ein mindestens bis ins 12. Jahrhundert vor Christus zurückreichendes Altertum". Gobineau rechnet aber statt von seiner Gegenwart, von Christi Geburt an, und behauptet, Worsaae habe das Jahr 3000 vor Christus als Datum für die Steinzeit vorgeschlagen, ein Ergebnis, zu dem er selbst auf Grund dreier recht unsicherer Berechnungen gleichfalls gelangt war.

Ernstere Verstöße gegen historiographische Elementarsätze treten auf, sobald Gobineau zum Selbstforscher wird und sich an primäre Quellen oder was er dafür hält heranwagt. Da bemerkt man die — nur scheinbar widerspruchsvolle — Erscheinung, daß Gobineau eine wissenschaftliche Kritik der Quellen überhaupt nicht kennt, aber die denselben gläubig entnommenen Angaben aufs willkürlichste vergewaltigt. Er nimmt die Quellenaussagen als Tatsachen an, statt sie auf ihre tatsächliche Richtigkeit zu prüfen, und respektiert sie dann nicht. Einmal[2]) kennzeichnet er die schwarze Urrasse durch die Bemerkung, für ihr geistiges Wesen habe man geglaubt die Erinnerung an die Geister der Finsternis wachrufen zu müssen, und beruft sich dafür auf 5. Mose 2,9; den Vulgatatext der Stelle setzt er in die Anmerkung. Es ist aber dort weder von geistigem Wesen, noch von Geistern der Finsternis die Rede, sondern es werden ganz einfach die Enaks-

[1]) V 1; B. 3 S. 141. [2]) II 1; B. 2 S. 4.

söhne wegen ihrer Körpergröße mit Riesen verglichen oder als von Riesen abstammend gedacht. Anderswo[1]) findet man eine bewegliche Schilderung des grenzenlosen Elends, in dem sich die unteren Klassen der Ägypter befanden, mit vielen herzerschütternden Einzelheiten, und der Begründung: „So lautet das Zeugnis, das die Schriftsteller des griechischen Altertums über die Lage der niederen Klassen Ägyptens abgeben." Genannt wird dazu ein Schriftsteller, Herodot II 47. Schlägt man nach, so liest man von dem ganzen Jammer nicht eine Silbe, sondern die Erzählung, daß in Ägypten die Hirten des unreinen Tiers, des Schweins, in keinen Tempel gehen durften — weil sie natürlich selbst für unrein galten — und daß niemand ihnen seine Tochter zur Frau gab. Alles andere hat sich Gobineau aus den Fingern gesogen; im ganzen Herodot findet sich nicht die geringste derartige Aussage. Ähnlich schlimm ergeht es der Stelle, wo der Vater der Geschichte von den Arimaspen, Greifen und Hyperboräern erzählt[2]). Nicht nur, daß Gobineau ungenau zitiert, nämlich Herodot IV 13 und 17 statt 13, 26 und 27; daß er, weniger kritisch als der den Aussagen des Aristeas von Prokonnesos deutlich mißtrauende alte Grieche, den ganzen Bericht für Wahrheit nimmt, jene Fabelgeschöpfe für „wirkliche Völker, und zwar ohne allen Zweifel von weißer Rasse", erklärt, und sich bemüht, sie geographisch festzulegen: er ändert auch geradezu den Text, wenn er versichert „Herodot erzählt, daß oberhalb der Hindu [so der genaue Wortlaut] die Arimaspen wohnen" usw. Herodot spricht nämlich schlechterdings nicht von den Hindu oder Indern, sondern von den skythischen Issedonern. Ein ähnlicher Mangel an Achtung vor den Tatsachen, der überdies schwerer aufzuweisen ist und leicht zur Fehlerquelle für die Benutzer wird, bekundet sich darin, daß Gobineau die feineren Züge der Aussagen seiner Gewährsmänner unbedenklich

1) II 5; B. 2 S. 122. 2) Essai III 6; B. 2 S. 373.

vergröbert, aus dem Potentialis rücksichtslos in den Indikativus übersetzt, das mit Vorbehalten, Bedingungen und Einschränkungen Geltende zur bedingunglosen Tatsache erhebt, bloße Vermutungen zu unangezweifelten Gewißheiten umstempelt. Von Beispielen für dieses Verfahren strotzt das Buch geradezu. Hier nur eines für viele. Man lese, was Gobineau Otfried Müller über den Ursprung der Etrusker nacherzählt[1]). Nicht die leiseste Andeutung verrät, daß es sich bei alledem nur um scharfsinnige Kombinationen und geistreiche Hypothesen des deutschen Gelehrten handelt. Während wir noch heute über den Ursprung der Etrusker nichts wissen, gibt Gobineau lauter bestimmte Tatsachen. An so gefundene Wahrheiten pflegt er dann mit einem „ich habe gezeigt“, „wie ich festgestellt habe“, „es ist also unzweifelhaft bewiesen“ und ähnlichen selbstgewissen Wendungen anzuknüpfen und schwindelerregende Phantasiebauten darauf zu errichten.

Wie ein geschulter Historiker sich vor solch unzulässigen Erleichterungen des Beweisverfahrens gehütet hätte, so hätte ein solcher auch hinsichtlich der Quellenkritik nicht Gobineaus naiven Standpunkt einnehmen können, in einer Zeit, da die kritischen Grundsätze Niebuhrs und Rankes, und nicht nur in Deutschland, schon allgemeine Giltigkeit erlangt hatten. Gobineau fragt im allgemeinen überhaupt nicht nach dem Werte der Quellen. Eine große Ausnahme von dieser Regel macht sein Verhalten gegenüber den Quellen der griechischen Geschichte. Denen verweigert er den Glauben, aber nicht auf Grund einer Untersuchung der Überlieferung, sondern weil er den Inhalt der Überlieferung anzweifelt. Wie begreiflich, ist das Ergebnis eine übertriebene Skepsis, die in ihrer Allgemeinheit und Unbedingtheit ganz ebenso unkritisch ist, wie die sonst bei ihm übliche All-Gläubigkeit. Um die Frage nach dem Quellenwert scheint er ferner dann nicht wohl herum zu kommen, wenn sich zwei oder mehrere Aussagen

[1]) V 5; Bd. 3 S. 302.

widersprechen. Aber auch dann weiß er die wirkliche Aufgabe, die in einem solchen Fall dem Forscher erwächst, zu umgehen. Er empfiehlt nämlich[1]) die Harmonisierung auch der ungleichartigsten Überlieferungen, also gerade das Verfahren, das die Geschichtswissenschaft, durch die schlimmsten Erfahrungen belehrt, mit Recht vollständig verwirft, und gibt als Beispiel den Bericht des Tacitus über die Herkunft der Juden (Historiae V 2). Als Lehrer der Methodik war Gobineau, wie man sieht, schon für seine Zeit durchaus überwunden. Bei der Dürftigkeit der Quellen für die Zeiträume, mit denen er sich vor allem beschäftigt, kommt er übrigens nicht oft in die Lage, seinen verderblichen Grundsatz selbst praktisch anzuwenden. Mangels eines treffenderen Beispiels sei angeführt, wie er sich mit zwei abweichenden Angaben über den Ursprung der chinesischen Zivilisation abfindet[2]). Aus einer Stelle des indischen Gesetzbuchs Manava-Dharma-Sastra (Kapitel 10, § 43) entnimmt er folgendes: „Die chinesische Zivilisation ist nach der ersten Heroenzeit Indiens von widerspenstigen Khsatriya geschaffen worden, welche den Ganges überschritten hatten, eine Zeitlang in Bengalen umhergeirrt waren, durch die Gebirge des Ostens hindurchzogen und sich im Süden Chinas ausbreiteten“[3]). Damit stimmt nun schlecht, wenn Biot (in Tcheou-li ou Rites des Tcheou, traduit pour la 1ière fois, Paris 1851) nach chinesischen Urkunden erzählt, das Land wäre zwischen dem 30. und 27. Jahrhundert vor Christi durch schwarzhaarige Einwanderer aus Nordwesten zivilisiert worden. Aber Gobineau stört das nicht; mit den Worten „aus dieser Überlieferung ergibt sich hauptsächlich das Ein-

---

1) V 4; B. 3 S. 279. 2) III 5; B. 2 S. 309. 3) In der unten angezogenen Stelle des M.-D.-S. steht übrigens von alledem kein Wort, sondern es wird nur unter den zwölf Klassen abtrünniger Khsatriya eine genannt, die Chinas heißt. Gobineau verweist auf Ritter, Erdkunde, Asien III S. 716.

geständnis der Chinesen, daß die Begründer der Zivilisation keine Autochthonen waren", nimmt er sich daraus, was ihm paßt, und läßt die klaffende Gegensätzlichkeit beider Berichte, eine Harmonisierung nicht einmal vornehmend, sondern sich nur vortäuschend, ruhig beiseite.

Den Höhepunkt erreicht Gobineaus Kritiklosigkeit, wenn er das Alte Testament als Quelle benutzt. Es ist nicht möglich, wie Schemann rät[1]), diese recht zahlreichen Stellen einfach als nicht vorhanden zu betrachten, „da sie keinerlei organische Bedeutung für den Gedankengang des ganzen Werkes besitzen". Für den Gedankengang, das mag sein; aber für die Arbeitsmethode sind sie von sehr großer Bedeutung. Gobineau weiß nicht nur nicht, oder will nicht wissen, daß es eine Quellenkritik des Alten Testaments gibt (was noch einigermaßen verständlich wäre), sondern er lehnt auch jede Kritik der dort berichteten Tatsachen, jede andere als ihre buchstäbliche, historisch-chronistische Deutung, rundweg ab. Die programmatische Stelle steht I 11 (B. 1 S. 156): „Es heißt, daß die Genesis für unsere Gattung eine mehrfache Abstammung nicht zuläßt. Wenn der Text zuverlässig, unumstößlich, klar, unbestreitbar ist, so müssen wir das Haupt senken: die stärksten Zweifel müssen weichen, die Vernunft kann sich nur für unvollkommen und besiegt erklären, die Abstammung des Menschen ist eine, und alles, was das Gegenteil zu beweisen scheint, ist nur ein Schein, mit dem man sich nicht begnügen darf. Denn besser lassen wir über einem Gegenstande des Wissens das Dunkel sich verdichten, als daß wir uns gegen eine solche Autorität wagten"[2]). Wer möchte eine solche

[1]) Vorrede zum vierten Band S. XXXII. [2]) Es geht weiter: „Aber wenn die Bibel nun nicht klar und deutlich ist? Wenn die heilige Schrift, die einer ganz anderen Bestimmung geweiht ist, als der Aufhellung von Rassenfragen, falsch verstanden worden ist und man ihr, ohne ihr Gewalt anzutun, einen anderen Sinn entnehmen kann, dann werde ich nicht zaudern weiter zu gehen". Ganz ähnlich I 1; S. 5.

„Selbstknebelung“, wie es Schemann mit Recht nennt, eine solche freiwillige Bankrotterklärung der Wissenschaft in rein profanen, nicht etwa religiösen Fragen, mit der berechtigten Ehrfurcht vor der Bibel und der katholischen Kirche für hinreichend erklärt halten? Voraussetzungslose Wissenschaft — übrigens offenbar nur ein unglücklich gewählter Ausdruck — ist gewiß unmöglich, vorurteilslose oft schwer zu erkämpfen; aber was Gobineau hier fordert, ist überhaupt keine Wissenschaft mehr. Gobineau bindet sich nun auch fest an das oben entwickelte Programm. In II 1 wird die Genesis fortgesetzt wie eine Sammlung streng historischer Urkunden betrachtet und behandelt, die Abstammung der Weißen von Sem, Ham und Japhet als geschichtliche Tatsache angesehen, die Verfluchung Kanaans erörtert und ethnologisch erläutert[1]); ebenso wird die ganze Geschichte Abrahams und seiner Nachkommen Wort für Wort für buchstäbliche chronistische Wirklichkeit genommen und zur Bildung chronologischer u. a. Schlußfolgerungen benutzt[2]). Daß die heilige Schrift zu Anfang der Welt keine Wilden voraussetzt, wird als Beweismittel für Gobineaus romantische Geschichtsauffassung ausgespielt[3]). Rawlinsons Datierung der Gründung Ninives wird vorgeworfen, sie stimme mit der biblischen Chronologie nicht überein[4]), und einige nicht genannte Gelehrte werden gar der Verhöhnung der mosaischen Zeugnisse beschuldigt, weil sie die Anfänge der chinesischen Geschichte in allzu abenteuerliche Epochen zurückverlegen[5]). Die ersten Kapitel der Genesis sind für Gobineau „der vollständigste Bericht über die Urzeiten der Menschheit“[6]), und er schließt dem die volltönende Versicherung an: „Keine

---

1) Hierbei (B. 2 S. 14 Anm.) das einzige, und zwar recht auffallende, Beispiel einer Kritik am Bibeltext: „So möchte denn hier nicht sowohl eine Rassenfrage vorliegen, als politische Gehässigkeit im Spiele sein.“
2) II 2; B. 2 S. 54. 3) III 6. 4) II 1; B. 2 S. 34 Anm. 5) III 5; B. 2 S. 307. 6) III 6; B. 2 S. 380.

anderen Resultate habe ich aus der Reihe der naturwissenschaftlichen, sprachwissenschaftlichen und geschichtlichen Zeugnisse entnommen, die ich bisher in diesen Blättern zu Rate gezogen habe". Was Wunder, daß eine solche Art von „Forschung" selbst orthodoxen Protestanten wie Ewald nicht munden wollte?

§ 3. DIE GRENZEN DER GESCHICHTLICHEN GEWISSHEIT

Aus seiner Hilflosigkeit gegenüber den Quellen erklärt sich wohl wenigstens zum Teil auch die Unfähigkeit unseres Schriftstellers, sich über die Grenzen der geschichtlichen Gewißheit klar zu werden; denn dieselbe offenbart sich besonders kraß in der Chronologie. Allerdings ziemt sich hier doppelte Vorsicht im Urteil. Denn wenn noch achtzig Jahre nach Niebuhr in deutschen Schulen die Regierungszeiten der mythischen Könige Roms auswendig gelernt wurden und hier und da vielleicht heute noch gelernt werden; wenn sich in Lehr- und Handbüchern der griechischen Geschichte noch jetzt wie eine ewige Krankheit massenhaft Zahlen forterben, die auf den wertlosesten Berechnungen gänzlich unzuständiger Chronologen des späteren Altertums beruhen, für deren Richtigkeit niemand bürgen würde und die man doch nicht einfach zu streichen sich entschließt, weil man nichts Besseres an ihre Stelle zu setzen weiß, so darf einem Dilettanten, der vor fünfzig Jahren schrieb, ein reichliches Maß von Kritiklosigkeit in chronologischen Dingen nicht verübelt werden[1]). Auf die ungefähre Schätzung prähistorischer Zeiträume wird die Wissenschaft wohl überhaupt nicht verzichten können und wollen. Andererseits hätte an dem Unterfangen, für das zweite und dritte vorchristliche Jahrtausend bis auf die Einer genaue Geschichtszahlen auszurechnen, der gesunde kritische Sinn auch

[1]) Wohl aber uns, wenn wir ihm hierin nachfolgen!

in der Mitte des 19. Jahrhunderts Anstoß nehmen müssen[1]). Unserem Grafen ist anscheinend nie das geringste Bedenken dagegen aufgestiegen. Er ist in der ältesten Frühzeit beneidenswert gut beschlagen. Er weiß, daß die Meder unter dem zweiten König ihrer Dynastie, Zeratuschtra, i. J. 2234 ihre Obergewalt über die assyrischen Staaten verloren haben[2]); er kennt das Geburtsjahr Abrahams, 2017, und bezeichnet es ausdrücklich als „einen sicheren Punkt der Zeitrechnung, der dazu dienen kann, der Betrachtung einen festen Anhalt zu geben“[3]). Für die mythischen Zeiten der Hellenen steht ihm eine ganz feste Chronologie zur Verfügung: Sikyon wurde 2164 gegründet[4]); 1548 eroberte der Hellene Minos Kreta[5]), sieben Jahre später kam Deukalion nach Griechenland[6]). Die Äolier erschienen 1162, die Jonier 1130 in der Troas. Homers angebliche Geburt fällt nach allen Berichten (sic!) zwischen 1102 und 947[7]), und Hesiod ist 944 in Böotien geboren[8]). Im 17. Jahrhundert vor Christus kämpften Iberer und Kelten in der Gegend der Garonne[9]), und ums Jahr 1186 kamen die Japyger nach Italien[10]).

Wie gesagt, diese Kritiklosigkeit geht etwas weit; aber aus den genannten Gründen brauchte man darauf weiter keinen Nachdruck zu legen, wenn nicht noch andere Anzeichen unser Urteil bestätigten, daß Gobineau nicht imstande ist, sich klar zu machen, was geschichtliche Gewißheit, was bloße Wahrscheinlichkeit oder

---

1) Wie wenig dies jedoch geschah, zeigen z. B. die Angaben in dem von Gobineau öfter genannten Büchlein von Carus „Über ungleiche Befähigung“ usw. Dort lese ich auf S. 55, Lesueur habe in seiner Chronologie des rois d'Egypte (Paris 1848) die Dynastie Manes ins Jahr 5773 vor Christus gesetzt; richtiger sei aber wohl Bunsens Berechnung, 3643!
2) II 4 und IV 2. 3) II 2; Bd. 2 S. 54. 4) IV 3; B. 3 S. 44. 5) II 3; B. 2 S. 56. 6) IV 3 und 4; B. 3 S. 44 und 107. 7) Vorher hat Gobineau gesagt: 1. Homer habe im 10. Jahrhundert gelebt, und 2. es sei zweifelhaft, ob er ein Mann gewesen ist. Das nennt man Logik! 8) alles IV 3. 9) V 3. 10) V 4.

Möglichkeit sein kann, geschweige denn, auf Unzuständigkeit des Berichterstatters zu erkennen. Wenn er bei irgendwem irgend etwas findet, was ihm von Wert ist, steigt ihm niemals die Frage auf, ob der Mann denn überhaupt in der Lage war, über den Gegenstand etwas Gewisses auszusagen. So läßt er sich z. B. in V 4 von Livius, Tacitus, Dionysius von Halikarnaß, Ammianus Marcellinus Dinge berichten, die tausend Jahre und mehr vor ihrer Zeit geschehen sein sollten, läßt sich von dem letztgenannten „bestätigen", daß die Ureinwohner Latiums Kelten waren, beruft sich[1]) für die Gleichung Goten = Geten auf „einen in den Altertümern seines Stammes wohlbewanderten nationalen Geschichtschreiber, Jornandes", also einen Sammler und Exzerpisten, der von sich aus gar nichts wußte, und wirtschaftet auf Grund der so erhaltenen Aufschlüsse unbedenklich mit „wissen" und „erkennen".

Daß er gar keine Vorstellung davon hat, was wir eigentlich wissen können, was nicht, zeigt vielleicht am besten seine Auffassung von der Urgeschichte Griechenlands[2]), wo in einer ganz unzulässigen Weise die Mythologie ausgebeutet wird, um rassengeschichtliche Ergebnisse zu gewinnen. Die Sagen und Mythen werden ohne jede Untersuchung ihres Alters, ihres Ursprungs, ihrer Überlieferung, ihrer Beglaubigung, ihrer Deutung als feste historische Gegebenheiten hingenommen und als Beweisstoff verwendet. Mythologische Namen wie Inachos, Agenor, Kadmos, Kodros u. a. lassen auf die semitische Rasse der Urbewohner schließen. Pandora, ihre Tochter Pyrrha, Hellens Gattin Orseïs sind gleichfalls nicht-arische Einheimische. Deukalion, „ein Halbsemite, wie es scheint", war der Sohn des Titanen Prometheus; also „die hellenischen Arier vor Deukalion . . . sind Titanen". Darauf die Schlußfolgerung: „Bis jetzt ist unwiderleglich festgestellt, daß die Griechen Mischlingsnachkommen dieses ruhm-

[1]) VI 1; B. 4 S. 20. [2]) IV 3.

reichen und furchtbaren Volkes sind"[1]). Arier waren die Titanen als Söhne des arischen Uranos, und sie „redeten eine Sprache, deren Reste in den hellenischen Dialekten fortlebten und sich ohne Zweifel sowohl mit dem Sanskrit, als mit dem Zend, dem Keltischen und dem ältesten Slavischen eng berührten"[2]). In der Anmerkung wird dann noch von einer titanischen Gesetzgebung gesprochen. Alle diese Dinge hält Gobineau für gesicherte Ergebnisse seiner Forschung; sie sind, wie wir sahen, „unwiderleglich festgestellt". Würde es nun an der Wildheit dieser Selbsttäuschungen etwas ändern, wenn die moderne Wissenschaft auf ganz anderen Wegen dazu gelangte, eine oder die andere von Gobineaus Aufstellungen zu bestätigen?

Wenn in dem bisher Angeführten wenigstens noch stets der Versuch gemacht ist, irgend eine Quellengattung in irgend einer, wenn auch noch so gewaltsamen, Weise zum Reden zu bringen, so fehlt es auch nicht an langwierigen Auseinandersetzungen, wo von Quellenmaterial überhaupt keine Rede mehr ist, sondern unser Dichter, unbehindert durch die lästigen Beschränkungen des irdischen Stoffs, seinem Gestaltungstrieb frei die Zügel schießen läßt[3]). Denn zu einem Ignoramus kann er sich nun

---

1) B. 3 S. 48. 2) B. 1 S. 49. 3) Dahin gehören m. E. Stellen wie II 4 (B. 2 S. 89): „Nach der Zerstörung Trojas bestimmten dieselben handelspolitischen Motive, welche die Assyrer veranlaßt hatten, die Gründung von Seestädten im Lande der Philister und im N. von Kleinasien zu begünstigen, sie auch dazu, den Griechen die Zerstörung einer ihnen tributpflichtigen Stadt zu verzeihen und Jonien unter ihren Schutz zu nehmen". S. 90: „Solange die Phönizier die abendländischen Weltgegenden allein ausbeuten konnten, verkauften sie den Assyrern ihre Waren zu teuer, welche dann auch nicht ruhten, bis sie ihnen zuerst in den Trojanern, dann in den Griechen Konkurrenten erweckt und es fertig gebracht hatten, die Produkte, die ihr Verbrauch erforderte, billiger zu erlangen". Die Tatsachen sind falsch, und die Motive sind erdichtet. Die Berufung auf Movers, Die Phönizier II Teil 1 S. 411, bessert den offenbaren Unsinn nicht.

einmal nicht entschließen; er will und muß alles wissen, auch die Dinge, zu deren Erkenntnis es vorläufig, vielleicht aber für immer, an jeder Handhabe fehlt. Er spricht von den Zahlenverhältnissen der Urarten, von den geographischen Grenzen ihrer Wohnsitze, der Zeitfolge und den Motiven ihrer Wanderungen und Mischungen, und tausend anderen unwißbaren Dingen, mit einer Bestimmtheit und Sicherheit, als wäre er überall selbst dabei gewesen. Bezeichnend für diese Neigung, sich über den Bereich dessen, was zu wissen möglich ist, zu täuschen, ist die Frage, die er sich stellt[1]): „Hat die Größe der ägyptischen Zivilisation genau der mehr oder minder großen Konzentration des Blutes der weißen Rasse in den das Land bewohnenden Gruppen entsprochen? Mit anderen Worten, nahm diese Zivilisation, die aus einer indischen Wanderung hervorgegangen und dann durch hamitische und semitische Mischungen umgestaltet worden ist, immerzu in dem Maße ab, als der unter ihren drei Lebenselementen vorhandene Untergrund von Schwarzen allmählich die Oberhand gewann"[2])? Gobineau versucht ernstlich, diese ungeheuerliche Frage zu beantworten, Blühen und Welken, Umfang und Stetigkeit der Kulturen Ägyptens und Abessiniens durch die Häufigkeit, Intensität, Reinheit und Dauer der weißen Blutzuflüsse genau und in ihrem gegenseitigen Verhältnis zu erklären, obgleich sich diese nicht im entferntesten berechnen lassen. Diese Methode geht durch das ganze Buch; man wüßte nicht, wo anfangen, wollte man einzelne Beispiele anführen. In dem Bestreben, sich und anderen das Hypothetische seiner Aufstellungen, in dem doch schließlich ein gut Teil ihrer Größe liegt, auszureden, macht er sich anheischig, Dinge genau zu beweisen und zu berechnen, die sich meist selbst einer annähernden Schätzung entziehen. Er fühlt sich dabei als Jünger der alt-

---

[1]) II 6; B. 2 S. 143. [2]) Eine ganz ähnliche Forderung s. u. in dem Zitat auf S. 107.

indischen Purohitas, die auch auf Grund „unwiderleglicher Beweise“ überzeugt waren, „daß das Maß des inneren Wertes in direktem Verhältnis zur Reinheit des Blutes stehe“, und auf dieses Prinzip ihre Kasteneinteilung gründeten[1]). Von nicht geringerer Tragweite, als diese, sind die Konsequenzen, die Gobineau aus seinen Berechnungen zieht, Berechnungen, die, es muß gesagt werden, einfach aus dem Nichts ersonnen sind; hier ist die „kindliche Allwissenheit“, von der Chamberlain spricht[2]). Auch für sie glaube ich den Mangel an methodischer Schulung wenigstens insofern verantwortlich machen zu dürfen, als eine solche die letzte Ursache, nämlich Gobineaus überquellende Phantasie (s. u. S. 104 ff.), in ihrer Wirkung einzuschränken vermocht hätte.

§ 4. ETYMOLOGIE-BEWEISE

Unter den Beweismitteln, deren sich Gobineau vorzugsweise bedient, nehmen Sprachwissenschaft und Etymologie nicht die letzte Stelle ein. Da er in seiner Jugend orientalische Sprachen studiert hatte und die mitteleuropäischen Idiome völlig beherrschte, so durfte man erwarten, ihm hier auf einem Gebiete zu begegnen, auf dem es ihm an Sachkenntnis und Urteil unmöglich fehlen könne. Das ist ihm denn auch von verschiedenen Seiten bereitwillig zugestanden worden[3]). Und in der Tat, sein Werk enthält gewisse Kapitel, welche eine fast staunenswerte Gelehrsamkeit

1) III 1; B. 2 S. 208 ff. 2) Vorrede zur 3. Auflage der „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“, S. 13. Auch Pott, Die Ungleichheit der menschlichen Rassen (1856), S. V, spottet über Gobineaus Prozentberechnung in der Völkerchemie. 3) z. B. sagt P. Baecker in den „Akademischen Blättern“, 14. Jahrg. Nr. 4, daß er „das ganze anthropologische Wissen der Zeit sowie die orientalischen Sprachen in staunenerregendem Maße beherrschte“. Er rühmt überhaupt dort äußerst freigebig Gobineau gerade die Vorzüge nach, die er am wenigsten besaß, eine bedauerliche Irreführung.

zu verraten scheinen, so das fünfzehnte des 1. Buchs, das allgemein vom Ursprung der Sprachen handelt und zeigen will, daß ihr Wert dem der Rassen aufs genaueste entspricht; das zweite des 2. Buchs, in dem das Verhältnis der afrikanischen Sprachen zum semitischen Sprachstamm erörtert wird. Wird die Bewunderung, zu der man sich als Laie zunächst geneigt fühlt, auch wesentlich gedämpft, wenn man Potts fachmännische Kritik zur Hand nimmt[1]), so kann diese doch nicht bewirken, daß man neben jenen Darlegungen gewisse haarsträubende Etymologien und schülerhafte Schnitzer nicht als schrille Mißklänge empfindet.

Das Rätsel löst sich jedoch ziemlich einfach. Was Gobineau wirklich in staunenswertem Grade besaß, war die Fähigkeit, sich durch eingehende Beschäftigung mit ein paar Fachwerken in ein ihm bis dahin ganz fernliegendes, wenn auch noch so sprödes Wissensgebiet zu vertiefen und sich den wesentlichen Inhalt seiner Quellen soweit „anzulesen", daß er ihn mit einigem Recht für sein wohl erworbenes Eigentum ansehen konnte. Als solches behandelt und verwertet er ihn dann auch, und obschon er seine Autoritäten gewissenhaft nennt, spricht er doch meist im eignen Namen und erweckt den falschen Glauben, als verstünde er die Negerdialekte und das mexikanische Othomi, die Sprachen der Südamerikaner und das Chinesische[2]). Was dabei gelegent-

---

[1]) Pott, Die Ungleichheit der menschlichen Rassen, hauptsächlich vom sprachwissenschaftlichen Standpunkte, Lemgo und Detmold, 1856. — Übrigens ist klar, daß jene These vom Verhältnis der Sprachen und Rassen absolut unhaltbar ist, was Gobineau später selbst zugegeben hat, s. Le royaume des Hellènes, neue Ausg., S. 266. [2]) Ganz ähnlich, wie gewisse unvorsichtige Wendungen geeignet sind, die Meinung hervorzurufen, Gobineau kenne Indien (III 3; B. 3 S. 282) und China (III 5; B. 3 S. 336) aus eignem Augenschein. Ein Kenner des Hebräischen versichert mir, daß die Schreibung der hebräischen Zitate die Vermutung, Gobineau habe nicht hebräisch verstanden, näher lege als das Gegenteil; über sein Arabisch s. u. S. 225.

lich herauskommt, wenn er aus solch angelesenem und nicht immer völlig verdautem Wissen im Interesse seiner Theorien auf seine gewaltsame Weise Schlußfolgerungen zieht, kann man sich leicht denken. Auch hier überrascht wieder die vorhin gekennzeichnete naive Art, alle Fragen für völlig spruchreif, alle Schwierigkeiten mit den der Wissenschaft, ja sogar mit den ihm selbst zur Verfügung stehenden Mitteln für lösbar zu halten. Wahre Orgien feiert sie, wenn Gobineau das etymologische Streitroß tummelt.

Diese Behauptung muß sich freilich auf ernstlichen Widerspruch gefaßt machen; hat doch ein einsichtiger Mann wie Albrecht Wirth geurteilt, Gobineau habe, neben einigen ganz verwogenen, eine „Legion epochemachender Etymologien" aufgestellt[1]). Es ist wohl gewagt, zu dieser Sache als Nichtfachmann überhaupt das Wort zu ergreifen. Ich will es so vorsichtig wie möglich tun. Gehe ich die lange Liste Gobineauscher Etymologien durch, die ich mir zusammengestellt habe, — namentlich das 5. Buch ist eine unerschöpfliche Fundgrube, — so finde ich neben solchen, deren Richtigkeit mir bekannt, und solchen, deren Unrichtigkeit mir, auch mit meinen beschränkten Sprachkenntnissen, sicher ist, eine ungeheure Zahl, über deren Berechtigung ich kein begründetes sachliches Urteil abgeben kann; dahin gehören namentlich alle mit keltischen Elementen[2]). Wenn ich unter diesen eine bedenklich große Anzahl bemerke, die mir ohne eingehendere Prüfung auf den ersten Blick als bodenlos abenteuerlich und unglaublich vorkommen[3]), so möchte diesem Urteil eines Laien nicht eben viel

---

1) A. Wirth, Gobineau, in der Deutschen Zeitschrift, 14. Jahrg., Heft 14. Die Zeitschrift hat viel Verdienste um die Verbreitung der Gobineaukenntnis in Deutschland. 2) V 4. 3) Hier nur eine ganz kleine Auswahl: Alp (= Erhebung), dazu Alban, Albanien, Albion, Alba; Arya = Asia = Arierland; Fingal = Fin + Gall, soll das Eingeständnis einer Mischung sein; Wenden = Veneti (in Armorika, dazu Vindilis, Vannes) = Veneti, Heneti (am adriat. Meer); faunus = Πάν = gon (gwn, gan) = genius = pers. peri = fairy = féerie = elfen = schwed. alfar; πυγμαῖος von

Wert beizumessen sein, wennschon es einigermaßen zuversichtlicher wird in der Erinnerung an die Äußerung Potts, über Gobineaus Ausdeutungen der Namen für Zwerge und ähnliche Schöpfungen der Einbildungskraft werde Schweigen die zugleich mildeste und beste Kritik sein (Potts Vorrede, S. XXXI f.). Gewichtiger ist schon, daß er sich bisweilen auf Gewährsmänner aus der Säuglingsperiode der Sprachwissenschaft beruft, deren Schriften, wie Klaproths Asia polyglotta, schon damals völlig außer Kurs gesetzt waren. Endlich aber die Hauptsache, über die wohl auch ein Laie urteilen darf: das ist die völlige System- und Methodenlosigkeit von Gobineaus etymologischem Verfahren. Es mag wohl sein, ja es ist gewiß, daß man zum Entdecken verborgener sprachlicher Zusammenhänge kluger Einfälle und geistreicher Intuition nicht entraten kann, und da dies die allerstärkste Seite des überaus geistreichen Grafen war, so ist es ganz erklärlich, daß ihm manche Etymologie trefflich geglückt ist. Bestände die ganze Sache aber in weiter nichts, so wäre sie ein bloßes Rätselraten und keine wissenschaftliche Tätigkeit. Auch die anscheinend glücklichste Etymologie, wie die von Wirth gerühmte Ableitung des Namens Hämus von sanskr. hima (Schnee) oder die Verbindung Byzantion-Vesontio, muß doch schließlich auf ihre sprachgeschichtliche Berechtigung geprüft werden, und wenn es sich gar darum handelt, um einer Namenähnlichkeit willen Völker oder Orte, die Tausende von Meilen voneinander entfernt sind, wie jene beiden Städte, oder die Wenden und die Veneter, oder die kleinasiatischen Kimmerier, die Kimbern und die britischen Kymren, in einen sprachlichen und sachlichen Zusammenhang zu bringen, so kommen auch noch eine

---

sanskr. pîta (gelb) und got. guma (Mann) = gelber Mann; Galli — Keltae — Caledoni — Walah, dazu valet = gallant = vaillant; Gomer = Gumiri = Kymri = Cimbri, dazu Cambrai, Quimper, Humber; kanaan. anak עֲנָק — ἄναξ und kanaan. עֵנֶר anêr — ἀνήρ — vir.

Reihe anderer Kriterien in Betracht. Der bloße Gleichklang beweist an sich gar nichts, und sich lediglich auf ihn zu verlassen führt nur zu Geschichtsklitterung und Legendenbildung[1]), wie das Beispiel der griechischen Namendeutungen[2]), aber auch so manche recht einleuchtende und doch grundverkehrte neuere Volksetymologie lehrt. Gerade die Klangähnlichkeit ist aber das schlechthin einzige Kriterium, auf das hin Gobineau selbständige Etymologien baut. Was sich nur irgendwie ähnlich sieht, wird zusammengekuppelt und — diese Konsequenz muß man immer bedenken — als beweisendes Glied in die Kette der Schlußfolgerung eingereiht. Als einziges Beispiel sei hier angegeben, was Gobineau alles zu der Wurzel ar = ehrenhaft, die dem Namen Arier zugrunde liegt, an verschiedenen Stellen seines Werkes in Beziehung setzt[3]): Ἄριοι, Ἀρταῖοι (angeblich ein alter Name der Perser), die Namen Artaxerxes, Ariobarzanes, Artabazos, die turanischen (?) Stämme Ariacae, Antariani, Aramaei, den Kriegsgott Ares und die ἀρετή, das Verbum ἀράομαι, ferner die Ἀργεῖοι („vielleicht nicht zu kühn, noch auch im Widerspruch mit aller gediegenen Etymologie"), das lateinische herus und das deutsche Herr, die Arimaspen Herodots und die Worte Are, Arima, mit dem die Wotjaken sich selbst und ihr Land bezeichnen, ferner Asen (= Arier, kraft des häufigen Wechsels von s und r) und Asia (das Arierland), endlich, mit einem „vielleicht", die Alanen (Alani = Arani) und, wie es scheint, sogar das mongolische are = Mann[4]). Manches davon ist natürlich richtig,

1) Sagt doch selbst Wirth a. a. O.: „Wenn man, wie Gobineau, durch jede Namensähnlichkeit sich fortreißen läßt, dann kann man auch die Arakaner Birmas mit den chilenischen Araukaniern, und den nordsibirischen Fluß Kotanga mit dem Kotanga des Kongostaates zusammenbringen, oder wie Saxo Grammaticus die Dänen von Dan, dem Sohne Jakobs, ableiten". 2) s. Beloch, Griechische Geschichte I. 3) III 1; B. 2 S. 185 f. — III 6; B. 2 S. 373. — VI 1; B. 4 S. 28 f. und 36. 4) Hentschel, Varuna (Leipzig 1901) hat diesen ganzen etymologischen Rattenkönig wieder ausgegraben.

anderes ebenso sicher falsch; beides aber ist — Zufall. Und da dies so ist, muß ich die schon einmal gestellte Frage wiederholen: Welchen Wert können Beweise haben, deren Stützen nach dieser Methode errichtet worden sind, und was kann es an ihrer allgemeinen Unzuverlässigkeit und Nichtigkeit ändern, wenn hier und da einmal eine, wenn vielleicht sogar einmal eine ganze Reihe sich als haltbar erweisen?

§ 5. IRRIGE EINZELHEITEN

Einzelne Irrtümer und Versehen unseres Autors aufzustechen habe ich im allgemeinen unterlassen, außer wenn es zur Kennzeichnung seiner Arbeitsweise unerläßlich war. Doch seien am Schlusse dieses Abschnittes noch einige Fälle zusammengestellt, wo Gobineau Behauptungen von schreiender Unrichtigkeit ausgesprochen hat, obschon ihn ein Blick in eins der landläufigen Hand- oder gar Schulbücher über den wirklichen Sachverhalt belehren konnte. Sie mögen als Übergang zu dem anderen Teile der Darlegung dienen, der Gobineaus Beweisverfahren näher betrachten wird. IV 4 (B. 4, S. 110) wird die Dauer der athenischen Demokratie auf 170 Jahre berechnet, von 508—338, und dann so fortgefahren: „Von diesen 170 Jahren müssen wir füglich alle diejenigen abziehen, in welchen die Reichen regierten, und ferner alle, in denen, sei es die Peisistratiden, sei es die von den Lacedämoniern eingesetzten dreißig Tyrannen herrschten, auch können wir die monarchische Ausnahmeregierung des Perikles nicht mit einbegreifen, welche 30 Jahre dauerte, so daß für die demokratische Regierung kaum die Hälfte jener 170 Jahre übrig bleibt." In Wirklichkeit fällt die Herrschaft der Reichen (sog. Timokratie) und der Peisistratiden vor 508 (beides wahre Tertianerschnitzer!), so daß, die Ausschaltung der perikleischen Epoche zugegeben, nur ein Subtrahend von etwas über 30 Jahren herauskommt. —

Von den ersten römischen Kaisern, mit Ausnahme des Tiberius[1]), wird gesagt, sie hätten sich fast immer in Griechenland aufgehalten[2]). Tatsächlich waren Augustus, Cajus, Claudius, Vespasian, Titus und Domitian als Kaiser überhaupt nicht in Griechenland, Nero nur von Ende 66 bis Anfang 68, d. h. etwa anderthalb Jahre; auch er hat also nicht, wie Gobineau anderswo versichert[3]), „soviel als möglich dort gelebt". Weiter als bis Domitian braucht man die ersten Kaiser wohl nicht zu rechnen; die Behauptung stimmt aber auch für die folgenden nicht. Ganz belanglos ist sie nicht, denn später[4]) kommt Gobineau mit dem üblichen „ich habe gezeigt" darauf zurück und zieht nicht unwichtige Folgerungen daraus. Die im Anschluß an jene Stellen ausgeführte Ansicht, es habe keine feste Kaiserresidenz gegeben, stimmt übrigens in dieser Allgemeinheit kaum für das dritte Jahrhundert, geschweige denn für die beiden ersten. — Gehen wir zu den Germanen, so hören wir mit lebhaftem Staunen, daß die Edda vorzüglich den Westgoten Theoderich feiert[5]). Welche Bereicherung der Wissenschaft! Es handelt sich offenbar um den ersten Theoderich, der 451 auf den katalaunischen Feldern fiel? Oder hat Gobineau sich verschrieben und den großen Ostgoten, den sagenberühmten Berner, gemeint? Viel kommt nicht darauf an; denn die Behauptung ist in jedem Falle purer Unsinn. Es wurde schon oben (S. 83 f.) bemerkt, daß die Geschichte des Mittelalters Gobineau nur mangelhaft bekannt ist. Hierzu einige Beispiele. Als die hauptsächlichsten treibenden Kräfte der Völkererschütterungen des fünften Jahrhunderts werden die Teutonen und die Hunnen genannt[6]). — Die Lehnsverfassung führt er, indem er sie anscheinend mit dem weit älteren Gefolgswesen gleichsetzt, bis in urgermanische Zeiten zurück,

---

1) von ihm heißt es V 7 (B. 3 S. 383), er habe sich am äußersten Ende der Halbinsel niedergelassen. 2) I 6; B. 1 S. 78. 3) V 7; B. 3 S. 383. 4) V 7; B. 3 S. 401. 5) VI 2; B. 4 S. 56. 6) VI 5; B. 4 S. 176.

während doch ihre ersten Anfänge in die merovingische Epoche fallen. Er scheint sie für eine gemein-germanische Einrichtung gehalten zu haben, denn er setzt ihr Vorhandensein auch in den angelsächsischen Reichen voraus[1]); in Wirklichkeit hat England sie erst durch die normännische Eroberung kennen gelernt. — In demselben Kapitel schleudert er gegen die angelsächsische Geistlichkeit, die ergebenste, die Rom in jenen Tagen besaß, die opfer- und missionsfreudigste, die es in Europa gab, aus deren Reihen so viele Blutzeugen für die Wahrheit des Evangeliums hervorgingen — gegen diese Geistlichkeit schleudert er die ungeheuerliche Beschimpfung, Unwissenheit und ein schlechter, gemein sinnlicher Lebenswandel habe sie langsam zur Ketzerei, oder wenigstens zum Schisma geführt! — Der fränkische Graf war bekanntlich ein königlicher Beamter mit wesentlich fiskalischen Verrichtungen, ein Mann, der ursprünglich nicht einmal von freier Herkunft zu sein brauchte[2]). Nach Gobineau wäre er eine von den Freien erwählte Obrigkeit gewesen, erwählt aus den ältesten und edelsten Geschlechtern, welche auf Abstammung von den Göttern Anspruch machten[3]).

Um zurückzuweisen, daß die Kelten ihr Alphabet von den Massalioten empfangen und daß sie, wie Strabo (IV 1. 5) sagt ihre Verträge griechisch geschrieben hätten, meint Gobineau, sie hätten dann nicht den Namen Barbaren, sondern den von Erzphilologen und -gelehrten verdient[4]) und fährt dann fort: „Es ist mir nicht einmal irgendeine Persönlichkeit aus alter oder neuerer Zeit bekannt, nicht einmal Scaliger, der die Zeit damit verloren hätte, Zivilurkunden vor dem Notar in einer gelehrten Sprache auszufertigen.“ Der Polyhistor weiß also nicht, daß das ganze Mittelalter durch die lateinische Urkunde die Regel war, und daß

1) VI 5; B. 4 S. 190. 2) nach Greg. Tur. Hist. Franc. V 49 war Graf Leudastis von Tours der Nachkomme eines Sklaven. 3) VI 3; B. 4 S. 80. 4) V 3; B. 3 S. 232 Anm.

die Nationalsprachen in Urkunden nirgends vor dem zwölften Jahrhundert auftreten. — Ebensowenig unterrichtet zeigt er sich in der Rechtsgeschichte. Was er über das römische Recht sagt, hat nicht Hand noch Fuß[1]); am stärksten ist aber die Behauptung (S. 430), außerhalb des romanisierten Völkerkreises habe „kein denkendes Wesen je die geringste Anwandlung gezeigt, es gelten zu lassen". „Die Germanen haben es im Gebrauche gesehen, sogar bei ihren Untertanen beschützt, und es doch nie angenommen." Schemann möchte seinem Helden beispringen, indem er sagt: „Wenn wir hier Gobineau nicht eines starken Irrtums zeihen wollen, müssen wir es uns gefallen lassen, mit unter die romanisierten Völker gerechnet zu werden"[2]). Der angeführte Wortlaut zeigt wohl, daß diese Auslegung nicht möglich ist. — Doch genug davon. Fast aus jedem Kapitel ließe sich eine Reihe ähnlicher Verkehrtheiten zusammenstellen.

§ 6. VORHERRSCHAFT DER PHANTASIE

Alles bisher Gesagte überschauend und zusammenfassend, könnte ein strenger Kritiker wohl leicht und nicht ganz ohne den Schein des Rechts sich geneigt fühlen zu urteilen, diesem Südfranzosen, der so unverantwortlich mit den Quellen und Tatsachen umspringt, — eine Art Tartarin von Tarascon in der Wissenschaft — müsse wohl die Ehrfurcht vor der schlichten Wahrheit in bedenklichem Maße gefehlt haben. Muß doch auch der Schreiber dieser Zeilen gestehen, daß ihn, nachdem er längst von Gobineau ergriffen und gewonnen war, bei der kritischen Vertiefung in die Einzelheiten des Rassenwerks bisweilen ein wahrer Ingrimm gepackt hat; und — was mehr sagen will — selbst Schemann hat, nach seinen eigenen Worten, zeitweilig so

---

[1]) V 7; B. 3 S. 425 ff. [2]) B. 4 S. 374.

stark die Schwächen des Rassenwerks empfunden, daß er Momente hatte, wo ihm dieses ganz verleidet war[1]).

Und dennoch würde jenes Urteil eine große Ungerechtigkeit enthalten. Vielmehr hat sich Gobineau gerade als einen Apostel der Wahrheit gefühlt, und nichts in der Welt würde ihn dazu vermocht haben, sie auch nur im kleinsten zu verleugnen. Wenn er sie so außerordentlich oft verkannt hat, wenn er an ihr, wo sie am Tage lag und er sie nur zu ergreifen brauchte, wie mit verbundenen Augen vorbeigeschritten ist, um trügerischen Phantomen nachzueilen, so liegt der Grund ganz wo anders als in einem Mangel seines subjektiven Wahrheitssinnes. Seine Augen waren nur geblendet von dem überwältigenden Lichtglanz der einen Wahrheit, die er gefunden zu haben glaubte und der zum Siege zu verhelfen er für seine Lebensaufgabe hielt. So sehr überstrahlte diese eine Wahrheit alle anderen, daß sie erblichen wie die Sterne vor der Sonne, daß sie bedeutungslos und gleichgiltig an sich wurden und Wert nur gewannen, insofern an ihnen sich die Kraft ihrer Sonne offenbarte. In dem täuschenden Scheine ihres Lichtes ward dem geblendeten Auge ein Nebelfleck, ein Trug der Sinne, ein Nichts zum Geschmeide schimmernder Gestirne; es verlernte die Unterscheidung von Sein und Schein. Das wäre aber in solchem Grade alles nicht möglich, hätte nicht im Seelenleben Gobineaus die Phantasie ein beispielloses Übergewicht besessen. Kein Zweifel, er ging mit der aufrichtigsten Absicht, nichts als den reinen Tatbestand zu ermitteln, an seine jedesmalige Aufgabe. Aber von vornherein zeichnet ihm seine Phantasie das, was um der Theorie willen herauskommen soll und muß, mit so kräftigen Farben, als eine

---

[1]) Prof. Dr. Schemann in einem Briefe an den Verfasser, d. d. Freiburg, 7. August 1903, und ähnlich in seinem vertraulich-offenen Briefe an H. von Wolzogen „Nach dem deutschen Rassenwerke“, in den Bayreuther Blättern 1901.

solch lebendige Wirklichkeit vor, daß sich unter ihrem Einfluß die Beweismomente völlig verschieben. Das Widersprechende, Unwillkommene verflüchtigt sich wie Tau in der Sonne; was dagegen auch nur im entferntesten bejahend, stützend, bekräftigend wirken könnte, das gewinnt, so schattenhaft es erst sein mochte, im Handumdrehen feste scharfe Umrisse; beziehunglose Einzelpunkte gruppieren sich wie durch Zauber zu Reihen, die Reihen gliedern sich zu Schlußketten und wunderbaren Folgerungen, und am Ende steht ein Beweisgebäude da, das seinen Architekten vollkommen befriedigt — aber freilich, auch nur diesen[1])!

Ich wüßte nicht, woran man das Vorwalten der Phantasie in Gobineau klarer und reizvoller vorführen könnte, als an jenem glänzenden siebenten Kapitel des 2. Buches, wo die Herkunft der Töchter aller Phantasie, der Künste, aufgedeckt wird. Nachdem er da mit prachtvollen, überzeugenden Sätzen die Natur der lyrischen Poesie und der bildenden Künste bei den Semiten geschildert und durch „das siegreiche Vorherrschen der Phantasie über den Verstand und der Sinnlichkeit über das Geistige" gekennzeichnet hat, fährt er so fort[2]): „Wenn wir mit den Griechen und den in dieser Sache kompetentesten Beurteilern [wer ist das?] annehmen, daß Exaltation und Enthusiasmus das eigentliche Leben des künstlerischen Genies sind[3]), und daß dieses Genie selbst,

---

[1]) In der Christlichen Welt, Jahrg. 1904, Nr. 17 (21. April) lese ich über Lavater Worte, die buchstäblich auf Gobineau passen: „... vielseitig gebildet und doch eigentlich in keinem Fache streng und exakt durchgebildet, ist er auf wissenschaftlichem Gebiete ein genialer Dilettant geblieben, ohne wissenschaftliche Selbstzucht und Gründlichkeit. ... Phantasievolle Anschauungen gelten ihm als Beweise, lebensvolle Überzeugungen als sachliche Entscheidungen. Seine Methode war in der Regel höchst unmethodisch. Richtige Beobachtungen wurden rasch falsch verallgemeinert. Vorzügliche Ansätze und Einzelheiten endeten in Willkür und buntem, phantastischem Ideengemisch". (Bornemann.) [2]) B. 2 S. 172.
[3]) Das bedarf wohl sehr der Bestätigung; man denkt unwillkürlich an Nietzsches Unterscheidung von apollinischer und dionysischer Musik.

wenn es vollkommen ist, an Wahnsinn grenzt, so werden wir seine schöpferische Ursache in keiner der organisierend-weisen Regungen unseres Wesens, sondern vielmehr in den Aufwallungen der Sinne suchen, in dem eifernden Drange, der sie treibt, Geist und Erscheinung zu vermählen, um ihnen ein Etwas abzugewinnen, das besser gefällt als die Wirklichkeit. Nun haben wir aber gesehen, daß bei den beiden Urzivilisationen das organisierende, disziplinierende, Gesetze erfindende, mit Hilfe dieser Gesetze regierende, mit einem Worte, das vernünftig zu Werke gehende, das weiße (hamitische, arische und semitische) Element war. Damit ergibt sich uns dann der ganz unwiderlegliche Schluß, daß die Quelle, aus der die Künste entsprungen sind, den zivilisatorischen Instinkten fernliegt. Sie liegt im Blute der Schwarzen verborgen. Jene Allgewalt der Phantasie, welche wir die Urzivilisationen umfangen und durchdringen sehen, hat keine andere Ursache, als den stets wachsenden Einfluß des schwarzen Elements."

Wenn diese Behauptung begründet ist, so wird folgendes eintreten müssen: „Die Gewalt der Künste über die Massen wird immer im direkten Verhältnisse stehen zur Quantität des schwarzen Blutes, das diese enthalten mögen. . . . . Der Grundsatz findet seine Bestätigung durch die Erfahrung: belassen wir die Assyrer und Ägypter an der Spitze des Völkerverzeichnisses. Ihnen werden wir die indische Zivilisation nach Çakya-Muni an die Seite zu setzen haben. Dann kommen die Griechen. Auf einer niederen Stufe die Italiener des Mittelalters. Weiter unten die Spanier. Noch weiter unten die Franzosen der Neuzeit. Nach diesen endlich ziehen wir einen Strich und lassen nichts mehr gelten als Eingebungen aus zweiter Hand und Erzeugnisse einer gelehrten Nachahmung, die für die Massen des Volkes nicht vorhanden sind." Des weiteren wird dann in sehr geistvoller Weise ausgeführt, wie die intellektuelle Minderwertigkeit des

Negers ihm nur die elendesten Anwendungen seiner künstlerischen Empfindungfähigkeit gestattet, und wie seine Anlagen nur durch Mischung mit einer intellektuell höher begabten Rasse zur Geltung kommen können; es werden zur Veranschaulichung Bilder von leuchtender Farbenpracht entworfen; es wird die verkündete Paradoxie mit so viel Scharfsinn, Überredungsgabe und Geist verfochten, daß der Leser in Gefahr gerät, sich gefangen zu geben. Die Phantasie des Dichters droht auch ihn zu überwältigen. Und doch ist das Ganze völlig unhaltbar; die Lächerlichkeit des Völkerkatalogs, der alle germanischen Nationen ausschließt[1]) würde allein genügen, um die Behauptung zu rechtfertigen, daß hier irgendwo ein Grundfehler stecken müsse. Er liegt, meines Erachtens, nirgend anders als in dem grundsätzlich falschen Verfahren, die seelischen Vermögen, Anlagen und Fähigkeiten nicht bloß dem Grade nach, sondern absolut zwischen drei hypothetische Urtypen aufzuteilen und von diesem Schlußergebnis in die Welt der Wirklichkeiten hinein zu experimentieren[2]).

Eine ganze Reihe der für die weltgeschichtliche Konstruktion Gobineaus grundlegenden Sätze verdanken ausschließlich seiner Phantasie ihr Dasein; so die Herkunft der Gelben aus Amerika[3]), die Entstehung aller und jeder Zivilisation durch die Weißen, die

---

[1]) Schon Alexander von Humboldt soll über das Ganze den Kopf geschüttelt haben (Schemann, B. 4 S. XXVIII). Seillière fragt spöttisch: Faudrait-il donc chercher des grands-pères nègres aux petits-fils de Hans Sachs? (S. 40). [2]) Über die wirklichen, rein quantitativen Verschiedenheiten der künstlerischen Begabung bei den verschiedenen Rassen belehrt trefflich auf Grund gediegenster Sachkenntnis E. Große, Kunstwissenschaftliche Studien, 1900, Kap. 4. Damit erledigt sich auch, was R. Dreyfus a. a. O. S. 123 ff. zur Unterstützung Gobineaus vorbringt. [3]) II 1. Als Gobineau die Indianer in Amerika selbst kennen lernte, glaubte er, den mongolischen Typus bei ihnen wiederzufinden, wogegen sich Mérimée skeptisch verhielt, s. Mérimée an Gobineau, 6. Juli 1859, in Une correspondance inédite de Prosper Mérimée, Revue des deux mondes, 15 oct. 1902, S. 738.

Gründung Roms durch die Etrusker[1]), die Allgegenwart der Slaven in Europa, u. v. a. Wie die Hamiten, ursprünglich ein Zweig der weißen Art, schwarz geworden sind, darüber erzählt er einen wahrhaften Roman[2]). Nicht weniger abenteuerlich ist die Ableitung der ägyptischen Zivilisation von einer indischen Ansiedelung im Niltal[3]). Seine Slavomanie ist auch Wirth aufgefallen. Die Iberer waren Slaven (oder Wenden, wie Gobineau mit Vorliebe sagt), die Veneti in Armorika ebenso wie die Veneter an der Etsch. Jene hatten einen Teil der Ihrigen in Wales, in Venedothia oder Gwineth. Die macedonische Religion war durch Kelten und Slaven „bearbeitet" worden. In Griechenland sind Slaven gewesen, weil nur bei solchen sich Aschenaltäre fänden, wie sie in Olympia und anderswo vorkommen. Die Rasener waren Slaven, die Tyrrhener, welche diesen die Zivilisation brachten und mit ihnen zu den Etruskern zusammenwuchsen, waren „Kymren, Slaven oder griechische Illyrier". Selbst in Skandinavien hat Gobineau diese Allerweltskerle glücklich aufgetrieben[4]). Andererseits ist es geradezu fabelhaft, was für ein Völkermischmasch sich in unvordenklicher Frühzeit auf dem Boden Griechenlands zusammengefunden hat. „Kein Land zeigt in der Urzeit mehr Spuren von heftigen Bewegungen in den Rassengruppen, jähen Ortsveränderungen und mannigfach gehäuften Einwanderungen"[5]). Auf diese einleitenden Worte folgen anderthalb Seiten über Völkerbewegungen, die größtenteils Gobineaus Phantasie ihr Dasein verdanken. Unter den Bevölkerungsbestandteilen finden sich Araber, Hebräer, Philister und Libyer[6]), so daß Griechenland zur Zeit Herodots (!) ein asiatisches Land war und Assyrien gegenüber keine ursprüngliche Kultur wie die ägyptische vertrat[7]). Gobineau weiß auch, wieviel es waren: „Leider waren die arisch-griechischen Massen an Zahl den Einwanderungen aus Asien

---

[1]) V 5. [2]) II 1. [3]) II 5. [4]) B. 3 S. 117, 192, 257, 277, 304; B. 4 S. 184.
[5]) IV 3; B. 3 S. 57. [6]) S. 59. [7]) S. 61.

nicht zu vergleichen[1]);“ er redet von dem „mehr als halb semitischen Schwarm[2])“ und den „großen Einwanderungen und geschlossenen Ansiedlungen“ der Semiten[3]). Man kann sich denken, was man alles „beweisen“ kann, wenn man Slaven, Semiten und Neger in solchen Mengen glücklich im schönen homerischen Hellas untergebracht hat[4]).

§ 7. POSTULATSVERFAHREN

Wir haben hier in der Tat ein erstes typisches Beispiel des für unsern Autor bezeichnenden Beweisverfahrens. Es besteht darin, das zu Beweisende in die Voraussetzungen irgendwie unausgesprochen mit hinein zu schmuggeln. Erst wird ein Häufchen von jeder Menschenart unter allen möglichen Himmelsstrichen angesiedelt, und dann wird die dort entstandene Zivilisation zergliedert, ihr Entstehen und ihre Dauer auf den weißen, die leidenschaftliche Sinnlichkeit der Kunst auf den schwarzen, der praktische Nützlichkeitssinn der wirtschaftlichen Gebilde auf den gelben Bestandteil, der schließliche Zusammenbruch auf die Mischungen zurückgeführt; und das nennt sich dann ein Beweis. Künstliche Berge, heißt es einmal, fänden sich in Asien am Wansee und in Indien, bei den Kelten und Slaven, am Jenissei und Amur, am Alleghanygebirge und in Mexiko. Es ist das der ganzen weißen Rasse gemeinsame Urdenkmal. Also ist die Rasse überall dort gewesen. Natürlich ist der vorletzte Satz nur behauptet,

---

1) S. 76 f. 2) S. 84. 3) S. 89. 4) Ich wende mich hier hauptsächlich gegen das Verfahren. Ob je Phöniker in größerer Anzahl in Hellas gesessen haben, darüber enthalte ich mich des Urteils. Früher nahm man es allgemein an (z. B. Duncker, Geschichte des Altertums V 49), heute wird es von vielen bezweifelt, obschon der semitische Charakter der sogenannten mykenischen Kultur wohl feststeht. In historischer Zeit ist Griechenland sicher stark semitisiert worden, durch Sklaven und Metöken; das übersieht Gobineau.

damit der letzte daraus gefolgert werden könne. Wir haben gehört, daß nur die Weißen kulturbildend sind. Unter den Beweisen figuriert eine mongolische Zivilisation in Zentralasien, die durch eine arische Beimischung „erklärt" wird, da sie sonst „völlig unmöglich" wäre[1]). Oder sehen wir uns ein Stück aus dem Ägypterbeweis an[2]): „Daraus, daß die Ägypter im Zentrum des Niltals seßhaft waren, schließe ich, daß sie nicht zu den hamitischen und semitischen Völkern gehörten, deren Straße nach dem westlichen Afrika vielmehr das Mittelmeergestade war." Natürlich; aber schließt denn das aus, daß einmal ein Wanderzug sich nicht auf Westafrika kapriziert hatte und sich das Niltal hinaufbewegte? „Daraus, daß sie auf allen bildlichen Darstellungen offenbar den kaukasischen Charakter tragen, schließe ich, daß der kulturbringende Bestandteil des Volks von weißer Herkunft war." Die Voraussetzung ist falsch, und in den Schluß ist der Begriff „kulturbringend", auf den es ankommt, einfach hineingeschmuggelt. „Aus den arischen Spuren, die sich in ihrer Sprache finden, entnehme ich auch schon jetzt ihre ursprüngliche Identität mit der Sanskritfamilie." Solche Zusammenhänge hatten v. Bohlen und v. Eckstein behauptet; von „Identität" zu reden, ist trotzdem ein starkes Stück. „Je weiter wir in der Prüfung des Volks der Isis vorschreiten, desto zahlreichere Einzelheiten werden uns . . diese Prämissen bestätigen." Das glaub' ich gern. Von den so begründeten Annahmen heißt es nun sofort, er habe sie „gezeigt" und „konstatiert".

Da nur die Weißen Schöpfer und Träger von Zivilisationen sein können, so gibt es auch nur bei ihnen Geschichte[3]). Der Zusammenhang ist einleuchtend; denn natürlich können nur Kulturvölker wirkliche Geschichte machen und Geschichte schreiben; die in unendlich langen Zeiträumen sich vollziehenden, ihnen selbst

---

1) III 5; B. 2 S. 346. 2) II 5; B. 2 S. 108. 3) IV 1.

unbewußten Entwicklungen der Naturvölker nennen wir nicht so[1]). Wenn also nur die Weißen Zivilisationen erzeugen können, so können eben auch nur sie Geschichte hervorbringen, und umgekehrt. Da ergeben sich denn zwei unangenehme und nicht abzuleugnende Tatsachen. Die arischen Inder, begabt wie kaum ein anderer Zweig der weißen Art, die Schöpfer einer Theologie und Philosophie von sublimster Feinheit, ein Volk von spekulativen Metaphysikern, haben dennoch keine nennenswerte Geschichtschreibung aufzuweisen; dagegen besitzen die dem gelben Stamme angehörenden Chinesen von uralten Zeiten an geschichtliche Aufzeichnungen, denen Gobineau, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, sehr bedeutenden Wert zuerkennt und von denen er die wichtigsten Aufklärungen „über unsere eigene Urgeschichte" wie über manche Epochen jüngeren Datums erhofft[2]). Wie verhält er sich gegenüber dieser Sachlage? Indien braucht ihm kein Kopfzerbrechen zu machen. Ist es doch schließlich nicht nötig, daß allen Zweigen der Arier die gleiche Begabung für Geschichtschreibung innewohnt; ein Kenner dürfte vielleicht in der, durch das entnervende Klima geförderten, Neigung des Inders zur Beschaulichkeit, die ihn alle Geisteskräfte auf die übernatürliche Welt konzentrieren läßt, die Ursache suchen, warum ihn die Ereignisse des irdischen Lebens, des privaten wie des öffentlichen, nicht genug fesseln, als daß er sie getreulich buchen und der Nachwelt übermitteln möchte[3]). Gobineaus Erklärung ist

---

1) Es ist „eine Geschichte, die nichts weiter erzählt" (I 4; S. 45). Allerdings handelt es sich hierbei nur um einen Sprachgebrauch, der nicht unbedenklich ist und gegen den Ratzel aus völlig zutreffenden, wissenschaftlichen Gründen in seinem schönen Aufsatze „Geschichte, Völkerkunde und historische Perspektive" (Hist. Ztschr B. 93) Einspruch erhoben hat. 2) IV 1; B. 3 S. 6. Das hindert ihn freilich nicht, anderswo (III 5; B. 2 S. 306) von der „platten Nichtigkeit ihrer geschriebenen Geschichte" zu reden. 3) H. Oldenberg, Buddha (4. Aufl., 1903), deutet dergleichen wiederholt an.

weniger überzeugend, aber auch nicht besonders charakteristisch, und mag daher übergangen werden. Um so wichtiger wird die Frage nach der chinesischen Geschichtschreibung. Hören wir darüber ihn selbst[1]). „In China gehört es zu den ältesten Gebräuchen, die Tatsachen aufzuzeichnen. Eine Erklärung (!) hierfür erhält man, wenn man in Betracht zieht, daß China frühzeitig mit Völkern in Berührung kam, die im allgemeinen zu wenig zahlreich waren, um es erobern zu können, jedoch stark genug, um es zu beunruhigen und in Bewegung zu halten, und die, ganz oder zum Teil aus weißen Elementen gebildet[2]), bei ihren Angriffen nicht nur Säbel auf Säbel, sondern auch Ideen auf Ideen stoßen ließen. (Es folgt ein Abschnitt über den Wert jener Aufzeichnungen.) Übrigens beziehen sich jene durch die Literatur des himmlischen Reiches in Fülle erhaltenen alten Tatsachen — und dies ist sehr beachtenswert — weit mehr auf die nordwestlichen als auf die südlichen Gegenden Chinas. Man hat die Ursache davon nirgends anders zu suchen als in der Reibung der mit weißem Blut gemischten Bevölkerung des himmlischen Reichs mit den weißen oder halbweißen Grenzstämmen." Also erst wird dekretiert, „Geschichte entspringt einzig der Berührung mit den weißen Rassen"[3]), und wenn sich dann doch eine sehr alte und blühende Geschichtschreibung bei dem menschenreichsten aller gelben Völker findet, so wird nicht nur der gelben Pastete so viel weiße Würze zugemischt, daß ein harmloses Gemüt die bezopften Söhne des Drachenreichs für halbe Germanen ansprechen könnte, sondern diese weißen Bestandteile werden auch ohne jede Spur eines Nachweises — der freilich kaum zu führen wäre, selbst wenn sich die Sache so verhielte — ganz allein für das Dasein der chinesischen Chroniken usw. verantwortlich

1) IV 1; B. 3 S. 5. 2) Das hat Gobineau vorher (III 5 und 6) nachzuweisen gesucht. 3) L'histoire ne jaillit que du seul contact des races blanches.

gemacht. Solche Manöver können doch nur den überzeugen, der von vornherein fest entschlossen ist, sich unter allen Umständen überzeugen zu lassen. Gesetzt auch, die U-sun und Yue-tschi, die Ting-ling und die Khu-te, die Schu-le, Kian-kuan und Yan-thsai, von denen Gobineau, gestützt auf Ritter, Erdkunde, Asien I, so viel erzählt, hätten wirklich zu der weißen Art gehört und vor 2000 Jahren als Kulturdünger die Chinesen befruchtet[1]), müßte man diesen nicht noch immer eine erstaunliche Fähigkeit zur Aufnahme, Fortpflanzung und Weiterbildung der Kulturgüter nachrühmen, durch die sie dieselben zu ihrem wirklichen Eigentum gemacht hätten? Es wäre so unendlich viel einfacher, natürlicher und gerechter gewesen, zuzugestehen, daß auch den gelben Völkern, innerhalb der Schranken ihrer Art, nebst anderen zivilisatorischen Gaben der historische Sinn nicht abgeht. Aber dann hätte eben das Dogma, daß die Ergebnisse der Zusammenstöße von Gelben oder Schwarzen, ebenso wie die Triebkräfte der Rassen, die sie veranlassen, durch und durch unfruchtbar sind[2]), eine Ausnahme aufzuweisen, und dies duldet das bedingunglose, starre System nicht[3]). Gobineau empfindet all diese Gewaltsamkeiten nicht; denn für seine Phantasie gleichen sich die Schwierigkeiten so vollständig aus, daß das Beweisergebnis schon fertig war, noch ehe er sich in eine Prüfung der Einzelheiten überhaupt eingelassen hatte.

Kein Wunder, daß es ihm nötigenfalls auch nicht darauf ankommt, den widerspenstigen Stoff geradezu zu vergewaltigen, wenn er sich der Theorie nicht fügen will. Die Einzelheiten der griechischen Geschichte werden IV 4 tendenziös bis zur Fälschung

---

1) Es scheint wirklich etwas daran zu sein. 2) IV 1; B. 3 S. 4. 3) Man könnte z. B. noch anführen die famose Liste der kunstbegabten Völker (s. o. S. 107); die „Erklärung" der geistigen und leiblichen Eigenart der Japaner (III 6; B. 2 S. 358); die wahrhaft ungeheuerliche Art, wie II 4 (B. 2 S. 84) bewiesen wird, daß die Meder ohne Zweifel den Semiten überlegen waren, da sie weniger gemischt waren.

vorgetragen[1]). Die Siege der, bekanntlich sehr stark gemischten, Griechen über die Perser waren eine zufällige Erscheinung[2]: nach der Theorie müßten sie eigentlich ein Zeichen größerer Rassereinheit sein; von Alexander aber mußten die Perser geschlagen werden, da sie weniger arisch waren als die Makedonier[3]); ganz, wie es Gobineau jedesmal in den Kram paßt. Nicht weniger schauderhaft wird der Geschichte der griechischen Kunst mitgespielt. Wenn es je eine stetige und wahrhaft organische Kunstentwicklung ohne Brüche und Sprünge gegeben hat, dann wahrhaftig in Hellas. Aber diese Wahrheit mußte Gobineau höchst unbequem sein; denn sie stimmte schlechterdings nicht mit seiner Theorie von dem Rassenwirrwarr der griechischen Urbevölkerung, mit dem sich wohl glänzende Treibhausblüten der Kultur, aber nicht Stetigkeit und Dauer auf irgend einem Gebiete vereinigen lassen. Also wird — stets im guten Glauben, das muß man immer betonen — Folgendes bestimmt[4]): Vor 420 gibt es in Griechenland nur eine semitische Kunst, es herrscht „der assyrische Stil"; Phidias bezeichnet einen großen Bruch mit demselben und führt eine Blüteperiode wahrhaft nationaler Kunst herauf; nach hundert Jahren ist es aber damit schon wieder vorbei. Über die hellenistische Kunst schweigt Gobineau zum Glück; denn da er den Hellenismus als eine Mischkultur natürlich verurteilt, wie möchte es da der Venus von Milo und dem Apoll von Belvedere ergangen sein[5])?

§ 8. URTEIL UND VORURTEIL

Daß schließlich Gobineaus Urteil sich völlig den Eingebungen seiner lebhaften Einbildungskraft gefangen geben muß, daß es

1) vgl. auch hierüber den II. Abschnitt dieses Buches. 2) B. 3 S. 112. 3) B. 3 S. 118. 4) IV 3; B. 3 S. 102 f. 5) IV 4; B. 3 S. 120. Höchst respektlos schilt er z. B. „das anspruchsvolle Geschwätz und die törichten Lehren der Philosophen" jener späten Epoche.

Unbefangenheit nicht kennt in allem, was irgendwie mit den Leitsätzen seines Werkes zusammenhängt, versteht sich nach alledem fast von selbst. Dazu gehört nun z. B. seine Auffassung der modernen europäischen Zivilisation. Temperamentvolle Verehrer Gobineaus heben gern hervor, daß er mit seiner unbarmherzigen Geschichtsauffassung das süßliche Philistermärchen vom ewigen Fortschritt der Menschheit zerstört habe[1]). Das ist richtig; aber sie vergessen, daß er es nur durch ein womöglich noch phantastischeres Märchen, nämlich das vom unaufhörlichen Rückschritt, ersetzt hat, das freilich nur eine Folge seines Dogmas über die Rassenkreuzungen ist. Es liegt also ganz in der Richtung dieser Gedanken, daß die moderne Kultur hinter ihren Vorgängerinnen zurücksteht. Ihre Minderwertigkeit gehört zu Gobineaus Lieblingsthemen[2]). Zwar erklärt er sie noch immer für einen Triumph des Menschengeistes, denn sie ist ja das Werk der arischen Germanen; zwar erkennt er an, daß wir einiges entdeckt oder doch wiederentdeckt haben, daß wir die Natur besser beherrschen als alle Früheren, daß wir gewisse Rätsel aufgehellt haben, und daß unsere Kritik mehr wert ist als die der Alten[3]): aber dies alles „führt uns nicht zum Unendlichen". Freilich nicht; doch das tut die Wissenschaft keiner Zeit, weil es nicht ihre Sache ist. Absolut betrachtet, sollen wir hinter allen früheren Kulturen zurückstehen. In der Politik sind uns Inder und — wie beschämend — Chinesen überlegen, weil ihre Staatskunst eine Dauerhaftigkeit besitzt, von der die unaufhörlichen Schwankungen unserer Regierungssysteme höchst ungünstig abstechen. Weder im

---

1) Potts Polemik hiergegen (S. 8—13), die sich wesentlich auf die technischen Errungenschaften des 19. Jahrhunderts beruft, ist nicht eben überzeugungskräftig. Gegen dies Fortschrittsdogma haben sich übrigens u. a. auch Ranke und O. Lorenz gewendet; vgl. Grotenfeld, Die Wertschätzung in der Geschichte, 1903, und Geschichtliche Wertmaßstäbe, 1905. 2) I 9. 13. 3) „Aber Kritik besagt Einteilung, und nicht Erwerbung" (B. 1 S. 210).

Großartigen noch im Schönen haben wir etwas erreicht, was sich mit den Meisterwerken der Inder, Ägypter, Griechen und Mexikaner vergleichen ließe, und daß uns in der Verfeinerung der Sitten von allen Seiten, selbst von unserer eigenen Vergangenheit, der Rang abgelaufen wird, liegt am Tage. — Am Tage liegt, so will mir scheinen, vor allen Dingen die blinde Voreingenommenheit des Urteilenden. Einem kritiklosen Verhimmeln der schon allzu selbstbewußten Gegenwart durch besonnenen Hinweis auf die schweren Schäden, an denen wir kranken, entgegenzutreten ist gewiß verdienstlich; nicht aber, alles Große und Herrliche, was die europäische Menschheit seit dem Auftreten der Germanen geschaffen hat, en bloc als minderwertig abzutun. Es ist ja sehr leicht, zu fragen: „Was sind unsere Künste neben denen Athens? Was unsere Denker neben denen Alexandriens und Indiens? Was unsere Dichter neben Valmiki, Kalidasa [ob Gobineau die beiden gekannt hat?], Homer und Pindar?" Aber es ist sehr schwer, solche Fragen zu beantworten; und das schenkt sich Gobineau denn auch. Es wird erlaubt sein, dagegen zu fragen: Sollten sich die Dome des Mittelalters und die Paläste des Cinquecento nicht neben den plumpen Steinmassen der Pyramiden und selbst neben den Tempeln Hellas' sehen lassen können? Sind unsere Architekten, denen die Invention rundweg abgesprochen wird, nicht unendlich vielseitiger gewesen als die Athens, die in ermüdender Monotonie immer das eine Tempelmotiv, wenn auch in vollendeter Schönheit, wiederholten? Ist Michelangelo nicht ebensogroß wie Pheidias? Wo hat der Orient oder das klassische Altertum seinen Raffael, seinen Rembrandt und seinen Böcklin? Wo seinen Bach, Beethoven und Wagner? Braucht sich Kant vor irgend einem Denker der Welt zu verstecken? Dürfen der Nibelungendichter und Shakespeare, Molière und Goethe sich nicht kühn selbst neben einen Homer stellen? Doch soll mit diesen Fragen gar nichts entschieden,

sondern nur dargetan werden, wie billig es ist, mit ein paar oberflächlichen Betrachtungen einer vorgefaßten Meinung zu einem scheinbaren Triumphe zu verhelfen[1]). Nebenbei gesagt, ist Gobineau von derselben später selbst abgekommen[2]).

Wer Gobineaus Gedankengänge nicht näher kennt, den wird es an seiner Abschätzung namentlich befremden, aus welchem Grunde er den Brahmanen und Chinesen den Preis in der Politik zuerkennt. Die Dauer und Lebenszähigkeit ihrer staatlichen Einrichtungen wird ihm zu einem Maßstab nicht so sehr für den Wert derselben an und für sich, aber für die Kraft und Gesundheit der ganzen indischen und chinesischen Zivilisation. Bei uns „können die Regierungstheorien sich niemals zu dem Range von Wahrheiten erheben, und die Staatskunst ist in beständigem Experimentieren begriffen. .... Dort ist alle Welt einer Meinung darüber, was man in politischen Dingen zu glauben hat."[3]) Diese Auffassung ist völlig konsequent: größere Rassenreinheit verbürgt größere Gleichmäßigkeit der Rasseninstinkte; diese erzeugt politische Einrichtungen, die, den Bedürfnissen der Rasse in hohem Grade angemessen, nicht in Frage gestellt zu werden brauchen und daher durch Jahrhunderte und Jahrtausende sich fast unverändert erhalten. Demgemäß wird überall ein ganz abnormer Wert auf die Dauer und Beständigkeit gelegt[4]) und den glänzend-

---

[1]) Auch Seillière, S. 74, widerspricht der Doktrin, die griechische Kunst werde ewig ohne Rivalin bleiben, weil Rassenverbindungen gleich denen, die sie hervorriefen, nicht wieder eintreten könnten. Pourquoi donc sans rival, nous permettrons-nous d'objecter ici? Sans analogue, tout au plus, car si la même combinaison ne peut en effet reparaître, pourquoi n'en verrait-on pas surgir une autre qui fût encore plus favorable à l'art: cela n'est aucunement expliqué. Dagegen teilt Vacher de Lapouge das Vorurteil Gobineaus, mit Einschränkung auf die Griechen, bis zur absurdesten Übertreibung, s. L'Aryen, S. 355. [2]) vgl. Histoire des Perses II S. 239 u. unten S. 195 f. [3]) I 9; S. 136. [4]) VI 6 (B. 4 S. 229) sagt Gobineau sogar, es handle sich in seinem Buche einzig um die Lebenskraft der Völker; ursprünglich handelte es sich ihm um die

sten Perioden der neueren Kulturgeschichte vorgerechnet, daß sie nur so und so lange gewährt hätten. „Ich wüßte doch nicht, hat dagegen schon Pott (S. 14) eingewendet, wie die bloß größenhafte Bestimmung der Zeitdauer für die Vortrefflichkeit einer gesellschaftlichen Anstalt ein stärker ziehendes Gewicht in die Wagschale der Geschichte werfen sollte, als man ihr nach anderen, der Beschaffenheit entliehenen Maßstäben einzuräumen für gut fände." Pott bekämpft dann heftig die Wertschätzung so „stationärer und versumpfter Erscheinungen, wie das Himmlische Reich und das Land der Brahmanen" (S. 15), rechnet es uns als Verdienst an, daß „wir nie so lange, traurige Jahrhunderte hindurch, als sie, vom fürchterlichsten Torpor ergriffen, in Todesschlummer begraben dalagen und liegen" (S. 19), und meint, starre Bewegungslosigkeit, ohne streitend zusammenwirkende Antagonismen, sei kein Zeichen lebenskräftiger Gesundheit, sondern der Tod (S. 20). Wenn wir nun auch über China heute billiger zu denken lernen als Pott, so sagt doch seine Auffassung vom Werte der Dauer unserem Empfinden wohl im allgemeinen mehr zu als die Gobineaus; Folgerichtigkeit allerdings kann man dieser nicht abstreiten. Merkwürdig ist dabei, wie sehr er sich in seinem Urteil über die Chinesen mit W. Schallmayer berührt. So gut übrigens die Chinesen als Politiker abschneiden, so wenig Gnade finden sie vor Gobineau als Dichter und Künstler[1]). Ihre Literatur wird phantasielos gescholten, das Fehlen der pindarischen Ode getadelt, das Drama sei schlecht verstanden und ziemlich platt, nur der Roman erträglich. „In Sachen der Kunst ist noch weniger zu loben." Zwar die Pflanzen malen sie genau und fein, im Porträt leisten sie Ehrenvolles; aber die großen Gemälde sind bizarr, ohne Geist, ohne Kraft, ohne Geschmack, und so fort in langen Deklamationen. Der Gedanke, es könne ihm viel-

der Zivilisationen; jedenfalls aber nicht um ihren Wert. [1]) III 5; B. 2 S. 332 ff.

leicht an Sachkenntnis fehlen, kommt Gobineau hier so wenig wie sonst irgendwo. Man vergleiche mit diesem Verdammungsurteil nur die zwei Seiten, die Ratzel in seiner Völkerkunde (III, S. 552/3) der tiefen Naturauffassung, dem regen Schönheits- und überlegenen Farbensinn der Ostasiaten widmet[1]), oder man höre, wie der Kunsthistoriker Ernst Große den Vorwurf Topinards, die Chinesen seien jeder Vorstellung von Perspektive fremd geblieben, beantwortet[2]). Man wird dann sehen, wie auf Gobineaus Urteil in solch spröden und Sachkenntnis erfordernden Dingen rein nichts zu geben ist.

Pott hat seinerzeit die Vermutung ausgesprochen, Gobineaus übertriebene Wertschätzung der Dauer möge wohl mit seiner konservativen Vorliebe für alles Bestehende zusammenhängen (S. 15). Nach Geburt, Erziehung und Gesinnung war Gobineau Aristokrat vom reinsten Wasser. Er hielt sich für einen Vollblutsprößling der germanischen Rasse, beanspruchte als solcher für sich und seinesgleichen höhere Rechte als für die plebejischen Erzeugnisse unzähliger Blutkreuzungen, und hat jeder Art von Gleichmacherei und ihren Vertretern, insbesondere auch den Sozialisten, aufs kräftigste Fehde angesagt. Von dem abstrakten „Menschen an sich", jenem blutlosen Schemen, mit dem das Revolutionszeitalter soviel Unheil angerichtet hatte, wendete er sich mit berechtigter Geringschätzung ab; sein scharfer Blick, hierin ganz unbestochen, sah nur die leibhaftigen Menschen in ihrer

---

1) „Japan hegte vor tausend Jahren schon mehr Naturgefühl als der europäische Süden heute." 2) E. Große, Kunstwissenschaftliche Studien (1890), S. 116, Anm.: „Ein exakter Anthropologe braucht freilich nicht zu wissen, daß die Chinesen die großartigste Landschaftsmalerei schon zu einer Zeit besaßen, als den besten europäischen Künstlern „jede Vorstellung von Perspektive" noch fremder war wie heute den jüngsten Kindern in einer Dorfschule", und S. 137: „Die gesamte mongolische Rasse scheint . . . von der Natur mit einem viel feineren Gefühle für die sinnliche Schönheit der Linien und der Farbe begabt zu sein als die unsrige."

rassenhaften Bedingtheit und tiefen Verschiedenheit. Und weil er sie um sich sah, war er in dieser Umgebung Feudalist und Reaktionär, aber nur, wie Seillière treffend gezeigt hat, par résignation. Sein wahres Ideal war der extreme Individualismus, die völlige Gleichberechtigung der reinen Arier, die nur ein gewähltes Ehrenoberhaupt mit äußerst beschränkten Machtbefugnissen über sich dulden[1]). Da dergleichen in unserer Gesellschaft nicht mehr möglich ist, eben weil sie nicht aus reinen Ariern besteht, so ist es billig, daß in ihr, und so war es allezeit billig, daß in einer Gesellschaft mit verschieden stark gemischter Bevölkerung die weniger Reinen den Reineren dienen. So schwärmt Gobineau denn für das Kastenwesen, wo er es finden mag, in Indien oder Ägypten, und in welcher Hülle es auftreten mag; denn es verhindert, streng durchgeführt, eine weitere Rassenverschlechterung, und es erscheint ihm auch durchaus nicht ungerecht, sondern im Gegenteil eine geradezu ideale Lösung der sozialen Frage; denn „niemand kann einem Gesellschaftskörper seinen Beifall versagen, der so gebaut ist, daß er von der Vernunft geleitet und von der Nichtintelligenz bedient wird"[2]). Infolgedessen hat er für den Buddhismus eine Abneigung, die an Haß grenzt[3]). Er stellt ihn durch und durch ten-

---

[1]) Seillière S. 111: Sur son compte, on débute presque nécessairement par une erreur; son attitude dédaigneuse vis-à-vis de son temps, sa partialité pour les castes, sa prédilection pour les termes significatifs de „mésalliance", de „parvenus", d'„exclusivisme chapitral", éveillent l'idée d'un talon rouge impénitent, d'un contemporain intellectuel de l'émigration. En fait, il est tout autre chose, et serait rangé parmi les républicains extrêmes plus congrûment que parmi les chevau-légers de l'ancien régime. Réactionnaire assurément, il retarde de trois mille ans, et non pas de cent, ou même de cinq cents, car il n'est féodal que par résignation. Son idéal, c'est l'individualisme extrême, les droits souverains du possesseur d'odel dans le Gardarike. [2]) III 1; B. 3 S. 208. [3]) Dies bleibt bestehen, auch wenn sehr viel von seinen Urteilen auf seinen Gewährsmann Burnouf zurückgehen sollte.

denziös dar als eine demagogische, den niederen Klassen schmeichelnde, auf Zerstörung der Kasten ausgehende Umsturzbewegung. Während er vom Hauptinhalte der Verkündigung Buddhas, der Lehre vom Leiden und seiner Überwindung, auch nicht ein Wort zu sagen weiß, verschiebt er die Tatsache, daß Buddha keinen Wert auf die Kasten legte und niemanden wegen seiner Zugehörigkeit zu einer niederen Kaste abwies — denn darauf beschränkt sich seine Toleranz in Wirklichkeit[1]) — in der bösartigsten Weise, indem er ausmalt, wie er die Taugenichtse und verlorenen Söhne aller Kasten geradezu an sich herangezogen habe,[2]) ein Vorwurf, den er den brahmanischen Gegnern Buddhas kritiklos nachspricht. Er erkennt nicht, daß dieser, der ein rein geistiges Gut, Erlösung vom Leiden, bringen wollte, nicht vor Menschensatzungen von der Art der Kasten Halt machen konnte[3]). Unter der Herrschaft seines Vorurteils ist er taub und blind für die handgreiflichsten Ähnlichkeiten zwischen der Geschichte Buddhas und der Jesu. Buddhas Wort „Mein Gesetz ist ein Gesetz der Gnade für alle"[4]) mißbilligt er; die liebliche Erzählung von dem Tschandalamädchen am Brunnen und dem Buddhajünger Ananda erinnert ihn nicht an die überraschend ähnliche Geschichte von der Samariterin; wenn die Brahmanen Buddha vorwerfen, er umgebe sich mit Leuten aus den unreinen Kasten und mit Personen von schlechtem Lebenswandel, so zollt er Beifall ohne zu bedenken, daß dies

---

[1]) Oldenberg, Buddha (4. Aufl., 1903) betont, daß Buddha an nichts weniger als soziale Reformen gedacht hat und, weit entfernt, sich vorzugsweise an die Niederen und Geringen zu wenden, im Gegenteil eine entschiedene Hinneigung zur Aristokratie bekundete, aus deren Kreisen, gemäß dem rationalistisch-dialektischen Charakter seiner Lehre, seine Mönche und Laiengläubigen in der Hauptsache stammten. [2]) III 3; B. 2 S. 274 ff. [3]) Das ist überdies noch eine Inkonsequenz; denn beim Christentum sieht Gobineau kein Arg darin, daß es jedem Beliebigen, ohne Unterschied der Rasse, angeboten wird. [4]) Oldenberg führt den Ausspruch nirgends an.

genau dieselben Klassen sind, deren Gesellschaft die Pharisäer dem Heiland zum Vorwurf zu machen pflegten. Von dem, was der Buddhismus, „diese plumpe Religion", Gutes gewirkt hat, weiß er nichts; aber die Ausartungen, die Gebetszylinder, läßt er sich nicht entgehen, natürlich wiederum, ohne daß ihm die grundsätzliche Gleichwertigkeit dieser Apparate mit den katholischen Rosenkränzen eingefallen wäre. Während er früher die „zügellosen Verstümmelungen und abgeschmackten Martern" der Brahmanen „gleich empörend für Herz und Vernunft"[2]) genannt hat, entdeckt er, wo es gilt den Buddhisten eins auszuwischen, sein asketisches Herz und macht es ihnen zum Vorwurf, daß sie solche Härte gegen die eigene Person verurteilten[3]) und — wieder ganz evangelisch — an ihre Stelle die einfache Reue und das Eingeständnis des Fehlers setzten. In seinem Eifer übersieht er dabei ganz, daß der junge Asket, den er ihnen als Muster vorhält, selbst ein Buddhist ist[4]). Auch noch an einer andern Stelle wird übrigens die Frage der Askese nach Bedarf beurteilt. Es handelt sich um die Bekehrung der Äthiopier[5]): „Das Christentum, das die Väter der Wüste, jene schrecklichen, an die herbsten Entbehrungen, an die entsetzlichsten Kasteiungen gewöhnten, ja zu den resolutesten Verstümmelungen geneigten Anachoreten brachten, war dazu angetan, auf die Einbildungskraft dieser Völker Eindruck zu machen. . . . Die Bußübungen eines heiligen Antonius oder einer heiligen Maria Ägyptiaca übten eine unbegrenzte Gewalt auf sie aus, und so war der Katholizismus, so bewundernswert in seiner Mannigfaltigkeit, so allumfassend in seinem Können, so vollkommen in seinen Begründungen, nicht weniger gerüstet, diesen Gefährten der Gazelle, des Hippopotamus und des Tigers

1) III 6; B. 2 S. 357. 2) III 1; B. 2 S. 206. 3) III 3; B. 2 S. 274 ff. 4) Angesichts dieser Tatsachen liest man mit Erstaunen, daß Gobineau in seinem Alter eine Statue geschaffen hat: „Buddha, der in das Nirwana schreitet". 5) II 5; B. 2 S. 137.

die Herzen zu öffnen, als" usw. So muß also hier wieder zu einer Verherrlichung des Katholizismus herhalten, was Gobineau nicht müde geworden wäre als naturwidrige Ausgeburt scheußlicher Negerphantasie zu brandmarken, wenn er es bei Phöniziern oder Assyrern getroffen hätte. Diese Beispiele dürften hinlänglich dartun, daß das Urteil unseres Autors über eine historische Erscheinung nicht auf einer unbefangenen Würdigung der Sache selbst beruht, sondern hilflos gefangen wird von demjenigen seiner Vorurteile, das augenblicklich gerade seine Gedanken beschäftigt.

§ 9. WIDERSPRÜCHE UND INKONSEQUENZEN

Es erübrigt endlich, einen letzten Punkt kurz zu erörtern, der vielleicht nicht streng zur Methode gehört, für die Ergebnisse des Buchs aber von ähnlicher Bedeutung ist, überdies im Vorigen schon wiederholt berührt werden mußte. Es ist ein gewisser Mangel an Folgerichtigkeit bald in Haupt-, bald in Nebendingen. Allerdings darf man hierbei nicht kleinlich sein. Daß Gobineaus Persönlichkeit reich an Widersprüchen war und sein Lebenswerk, neben einer bemerkenswerten Einheitlichkeit der Gesamtrichtung, auch unausgeglichene Gegensätze genug aufweist, hat ihm Seillière mit einer, so will mir scheinen, allzu pedantischen Nüchternheit vorgerechnet, indem er den Maßstab einer mathematischen Widerspruchslosigkeit anlegt, der auf keinen lebendigen Menschen paßt, und zwar um so weniger, je größer er ist. Etwas anders steht es aber doch um Widersprüche in ein und demselben, wissenschaftlichen Wert beanspruchenden Werke. Wenn sie sich da häufen, können sie seine Bedeutung allerdings beeinträchtigen.

Als eine schreiende Inkonsequenz innerhalb des Systems ergab sich bereits die Ansicht Gobineaus, daß alle Rassen für das

Christentum gleich begabt seien[1]), und auch die Ableitung des Ursprungs der Rassenunterschiede von den klimatischen Zuständen früherer geologischer Epochen wollte uns als solche erscheinen[2]). Daß seine Terminologie für die Begriffe Art, Rasse, Spielart usw. unklar ist, wurde ebenfalls erwähnt[3]); auch in anderer Hinsicht läßt sie manchmal zu wünschen übrig.

Seine Ansicht von dem Rassenwerte gewisser Bevölkerungen erleidet in einzelnen Fällen starke Schwankungen. Während er einmal Neapel — so unglaublich es klingt — mit England, Holland und Rußland (!) zu den Ländern rechnet, wo die Grundlagen des Staates noch ziemlich dauerhaft sein sollen, weil die Bevölkerungen homogener sind[4]), bezeichnet er an anderer Stelle Neapels Bevölkerung als abschreckendes Beispiel einer vollständigen Auflösung all und jeder echten Rasse[5]). Die ganze Geschichte Roms ist eigentlich eine Widerlegung seiner Theorie vom Verhältnis der Dauer zur Rassenreinheit, und doch hat er nichts davon gemerkt.

Besonders zuwider war ihm die Vorstellung, die Arier, die — wir entsinnen uns — nie einen Zustand der Barbarei gekannt haben, seien einmal Menschenfresser gewesen; so zuwider, daß er z. B. die ganz unzweideutige Angabe Herodots (I 216), die Massageten hätten ihre alten Leute aufgefressen, einfach unterdrückt, obschon er das vorausgehende Kapitel zitiert und die Massageten für Arier erklärt[6]). Schon früher[7]) hatte er den Gebrauch der Menschenopfer bei den Galliern auf die „Finnen", d. h. die dolmenerbauenden, vorkeltischen Urbewohner Galliens zurückgeführt, und noch früher[8]) behauptet, die weiße Rasse habe diese Art von Gottesdienst stets nur von anderen Familien entlehnt und nach dem geringsten Aufguß ihres eignen Blutes

[1]) s. o. S. 37 ff. [2]) s. o. S. 40 f. [3]) S. 4 f. [4]) I 9; S. 136. [5]) VI 4; B. 4 S. 132. [6]) VI 1; B. 4 S. 31. [7]) V 3; B. 3 S. 259. [8]) II 1; B. 2 S. 33.

regelmäßig verflucht[1]). Obschon nun die Kelten „mit dem ursprünglichen Teile ihres Wesens der weißen Rasse angehörten“[2]) und es ihnen an Aufgüssen edeln Bluts so wenig fehlte, daß Gobineau sie sogar schon in ältester Zeit allenthalben mit Germanen gemischt findet[3]), von dem massenhaften Zuströmen germanischen Bluts in historischer Zeit nicht zu reden: trotz alledem muß er eine Vorliebe der Kelten für Menschenopfer bis ins 17. Jahrhundert hinein konstatieren[4]), ohne daß er sich des Widerspruchs zwischen den verschiedenen Aussagen bewußt wird.

Die grellste und, man muß es zugeben, amüsanteste derartige Inkonsequenz hat Seillière entdeckt und Seite 152 ff. seines Buchs mit ebensoviel Geist wie Bosheit zu benutzen gesucht, um Gobineaus gesamte Rassenpsychologie ad absurdum zu führen. Dieser schildert nämlich die Rothäute Amerikas, die er gründlich verachtet, bis zur Lächerlichkeit übereinstimmend mit den edelsten Vertretern der edelsten Art[5]), nur daß er bei jenen dasselbe niedrigen Beweggründen zuschreibt, was er bei diesen nicht genug bewundern kann. Das konnte ihm nur passieren, weil es ihm in der Tat durch alle vier Bände durch nicht gelungen ist, dem von Anfang an verschwommenen Charakterbilde der Weißen leidlich scharfe Umrisse und Züge zu verleihen.

§ 10. FOLGERUNGEN

Damit wären wir denn, Gottlob!, am Ende dieser kritischen Zergliederung der Methode des Rassenwerkes angelangt, und die Leser dürfen mit dem Verfasser erleichtert aufatmen; denn der vermutlich für beide unerquicklichste Teil des Ganzen liegt hinter

[1]) Driesmans redet ihm das nach („nirgends finden wir bei den Ariern Menschenschlächtereien und Menschenopfer“, Rasse und Milieu, S. 131), obschon das Gegenteil längst erwiesen ist. [2]) V 3; B. 3 S. 212. [3]) B. 3 S. 249 ff. [4]) I 5; S. 157. S. o. S. 10. [5]) VI 7.

ihnen. Daß sie dem Verfasser den unvermeidlichen Mangel an Vollständigkeit der kritischen Momente zum Vorwurf machen möchten, ist wohl kaum zu befürchten; sie werden eher finden, er sei hier zu breit und ausführlich geworden, er sei, leidiger Berufsgewohnheit folgend, allzusehr in schulmeisterliches Fehleranstreichen und Besserwissen verfallen; und sie werden geneigt sein, das Wort gegen ihn zu wenden, mit dem Seillière (Seite 166) die Kritik zurückweist: On ne réfute pas Gobineau par des arguties d'érudition. Demgegenüber möchte ich nochmals mit aller Entschiedenheit betonen, daß sie sich dann gegen einen imaginären Feind ereifern würden. Es handelt sich in den vor aufgegangenen fünfzig Seiten nicht um die Richtigkeit der Rassentheorie, sondern um weit Geringeres und Bescheideneres, um Fragen der historischen Methode, die an Bedeutung mit der Größe jener Probleme gar nicht verglichen werden können. Hierin Gobineau meistern zu wollen schließt keine Überhebung in sich: es ist ganz natürlich, daß man in den Schächten und Stollen der Methodik mit einem Grubenlämpchen manches Kleine und Kleinste besser wahrnimmt, als im Tagesscheine einer hellen, aber blendenden Sonne. Gobineau widerlegen, wie es Pott wollte und wie es auch Seillière will, dies ist nicht entfernt Ziel und Aufgabe dieser Einzelkritik. Wollte das Rassenbuch wirklich weiter nichts sein als ein „drame symbolique, portant à la scène trois types humains distingués par la couleur de leur épiderme et la tournure de leur esprit, afin de leur faire jouer sous nos yeux une tragédie ingénieuse et passionnante“ [1]); bezweckte es nicht wirklich eine „exactitude de l'information“, würde es nicht wirklich von manchen als „der Inbegriff des Wissens und der Weisheit über die Rassenfrage“ [2]) bis in die kleinsten Einzelheiten hinein betrachtet, so hätte ich mir eine wahrlich nicht ver-

[1]) Seillière S. 166. [2]) Chamberlain, Vorwort zur 3. Auflage der „Grundlagen“, S. 12.

gnügliche Arbeit sparen können. Aber alle jene Voraussetzungen sind irrig. Gobineaus Versuch bleibt noch immer in vieler Hinsicht bewundernswert; aber unternommen mit unzulänglichen Mitteln, von einem grundsätzlich verkehrten Ausgangspunkte aus, mit Vernachlässigung all und jeder Anforderungen einer gesunden Methode und unter der unbedingten Herrschaft einer überwältigenden Phantasie, konnte dieser Versuch zwar ein drame symbolique und manches Schöne sonst noch werden, aber als wissenschaftliche Leistung mußte er notwendig scheitern. Dies ist also die Folgerung, die ich aus alledem ziehe: Unbeschadet der Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Rassentheorie an sich, kann die weltgeschichtliche Konstruktion, welche das zweite bis sechste Buch des Essai sur l'inégalité des races humaines füllt, weder in den Hauptzügen noch in den Einzelheiten Anspruch auf wissenschaftliche Beachtung erheben. Sie ist weder eine brauchbare Wissensquelle von praktischem Wert noch ein möglicher Unterbau für die weitere Rassenforschung. Keine einzige Bemerkung daraus kann, auch wenn sie an und für sich noch so wahrscheinlich klingt, ungeprüft daraus entnommen werden, und nichts kann, auf die bloße Autorität des Rassenbuches hin, für erwiesene Wahrheit gelten; vielmehr muß die ganze Arbeit, soweit sie es nicht schon ist, von Grund aus neu geleistet werden[1]). So sehr ich die von der höchsten Warte gegebene, wunderschöne Würdigung des Werks, die Schemann dem 4. Band seiner Übertragung vorausgeschickt hat, bewundere und unterschreibe, so muß ich doch bestreiten, daß ein so unwissenschaftlich arbeitender Schriftsteller das Recht habe, unter allen Umständen

[1]) Aus Gründen der Raumersparnis sehe ich davon ab, verschiedene mir bekannte Beiträge zu diesem Neubau hier zu charakterisieren; der bedeutendste, Chamberlains Buch, ist ohnehin in aller Händen.

zu jeder einzelnen Frage gehört zu werden. Nicht er hat dieses Recht, aber der große Gedanke, den er der Welt geschenkt hat; denn dieser allein ist das wirklich Ewig-junge in einem Werk, für dessen einstige Erfolglosigkeit man nicht nur „die hinträumende Indolenz der fünfziger Jahre“, sondern auch sehr wesentlich und vor allen Dingen das verantwortlich machen sollte, was Chamberlain grob und übertrieben „seine Verschrobenheit und perverse Antiwissenschaftlichkeit“ genannt hat und was ich oben maßvoller und gerechter, wenn auch nicht weniger entschieden ablehnend, zu charakterisieren mich bemüht habe.

KAPITEL V. DIE GRÖSSE DES RASSENBUCHS IM EINZELNEN UND IM GANZEN

Gobineau ist eine Parteigröße geworden, und das Urteil über ihn schwankt zwischen schroffen Gegensätzen hin und her. Während die einen alles, was von ihm herrührt, in Bausch und Bogen als der Weisheit letzten Schluß verehren, haben sich andere durch die Schwächen seines Werkes so stark beeinflussen lassen, daß ihnen das Ganze verleidet worden ist. Solch tiefer Zwiespalt wird aber durch die Eigentümlichkeit des Mannes und seines Lebenswerks recht eigentlich begünstigt und gefördert, und gerade wer sich bemüht, beide Einseitigkeiten zu vermeiden und nach bester Einsicht Weizen und Spreu zu sondern, wird sich immer wieder genötigt sehen, von seinem eben ausgesprochenen Gutachten etwas abzuziehen und darauf hinzuweisen, daß mit gewissen Vorbehalten sich auch für das Gegenteil etwas anführen läßt. Gobineau als Historiker hat vor unserer kritischen Prüfung recht schlecht abgeschnitten; käme aber nun jemand mit der Be-

hauptung, diese fünf letzten Bücher des Essai seien also nur wertlose Makulatur und man müsse sie als solche behandeln, ich könnte nicht wohl anders, ich müßte als der erste Einspruch dagegen erheben.

§ 1. DER INHALT

Wer in Gobineaus Schächten gräbt, kann gewiß sein, Goldkörner zu finden, und wer sich durch all den pseudohistorischen, linguistischen und antiquarischen Wust hindurch liest, dem werden die weisheitschweren Wahrheiten nicht entgehen, die sich überall hindurchziehen, wie köstliche Silberadern durch dicke Lagen tauben Gesteins[1]). Es wird gut sein, hier zunächst diejenigen allgemeinerer Natur noch einmal zusammenzufassen, und zwar jetzt, ohne die Übertreibungen und Schiefheiten weiter zu beachten, die ihnen bisweilen anhaften, wie Schlacken dem edeln Erze anzuhaften pflegen. Da ist die erste: Die Menschen sind nicht gleich, und nicht ins Unbegrenzte vervollkommnungsfähig, sondern von Grund aus ungleich an Wert, Lebenskraft und Entwicklungsfähigkeit; sie sind überdies nichts weniger als in stetem Fortschritt begriffen. Die weißen Menschen sind höher begabt und zu größeren Leistungen befähigt als alle anderen; die Arier sind ihr edelster Zweig. Durch Blutkreuzungen verändern sich die Rassenwerte, durch ungünstige, und dies sind die meisten, bis zur Degeneration. Gobineaus Werk enthält eine Fülle von Veranschaulichungen dieses Satzes. Die Sache ist im einzelnen genauer zu erforschen: der Kern ist zweifellos richtig. Es genügte, auf die Mischlingsbevölkerung Süd- und Mittel-Amerikas hinzuweisen[2]). Aber mehr:

---

[1]) Eine schöne Würdigung dieser Wahrheiten hat Vacher de Lapouge in der Revue internationale de sociologie gegeben, zitiert bei Ammon, Die Gesellschaftsordnung, S. 173. [2]) Für diese hat sich Quatrefages in

Gobineau zeigt das Fortschreiten und die Folgen der Rassenentwertung an so drastischen, und doch vor ihm nicht erkannten, Beispielen, wie Griechenland und Rom, nur daß er merkwürdigerweise in jenem das Unheil von einer vorhistorischen Völkermischung ableitet, während eine solche in nennenswertem Umfang sich erst in geschichtlicher Zeit vollzogen hat. Er hat den Begriff des Völkerchaos in die Geschichte eingeführt, um den Zustand zu bezeichnen, aus dem die romanischen Völker hervorgegangen sind[1]), und schon viel Gutes und Treffendes über den mörderischen Prozeß der Ausmerzung der Besten gesagt, den uns dann u. a. Vacher de Lapouge, Graf Leusse und Otto Seeck eingehend dargestellt haben. Mit alledem hat er auch die ungemein segensreiche und lediglich heilsame Bedeutung der Germanen für die europäische Geschichte ins rechte Licht gestellt und gezeigt, wie statt wehleidiger Klagen über den Untergang der bis ins Mark verfaulten Römerkultur ein Bedauern über den nutzlosen Verlust soviel herrlichen Germanenbluts und über die Verquickung germanischen Wesens mit römischem viel eher am Platze wäre. Trotz seiner hagebüchenen Methode hat er wirklich den „Seherblick aller großen Historiker", den ihm Martin Spahn nachgerühmt hat[2]). Besonders fein scheint mir die Beobachtung, daß bei massenhafter und unausgeglichener Rassenmischung der Volksbestandteile die Kultur nicht mehr Besitztum des ganzen Volks

---

seiner Besprechung des Rassenbuchs (Revue des deux mondes 1er mars 1857) mit merkwürdigem Eifer ins Zeug gelegt; ebenso E. Müller, Preuß. Jahrbücher, Mai 1905. 1) Hertz' krampfhafte Bemühungen, die Verschlechterung der römischen Rasse durch Mischung zu leugnen, lassen sich Satz für Satz widerlegen. Amüsant ist dabei, daß er sich fortwährend auf Seeck beruft, von dem er anscheinend nur das Kapitel „Die Ausmerzung der Besten" kennt, während Seeck in andern Abschnitten („Sklaven und Klienten", „Die Entvölkerung des Reichs") gerade die bekämpfte Auffassung glänzend begründet. 2) Akademische Monatsblätter, XI. Jahrg. Nr. 10 (25. Juli 1899.)

bleibt, sondern nur noch die obersten Schichten beherrscht (s. o. S. 66 f.). Schon I 2 und I 9 hat er dies Gesetz für Griechenland und Rom mit schlagenden Beweisen erhärtet; an der letztgenannten Stelle zeigt er, daß es auch für Frankreich gilt[1]). Man muß diese sechs Seiten (128—133) ganz lesen, um einzusehen, in welchem Maße der zuerst vom Grafen Boulainvilliers formulierte Satz „Il y a deux races d'hommes dans le pays[2])" eine Wahrheit von größter kultureller Tragweite ist. Gobineau redet hier aus gründlichster Sachkenntnis heraus, und deshalb überzeugt er auch. Er schildert die unbesiegliche Feindseligkeit der großen Mehrzahl der bäuerlichen Bevölkerung Frankreichs selbst gegen so simple Dinge wie Lesen und Schreiben, und kommt zu dem Ergebnis, daß in Frankreich sich kaum zehn Millionen Seelen wirklich in unserem europäischen Kulturkreise bewegen, während sechsundzwanzig Millionen draußen bleiben. Es handele sich dabei keineswegs um ein Nicht-Können, sondern um ein Nicht-Wollen, um ein bewußtes Ablehnen dessen, was ihnen in Sitte, Religion, sozialen Ansichten usw. nicht angemessen ist. Besonders bezeichnend ist die Unausrottbarkeit einer bäuerlichen Geheimreligion: „Die Bischöfe und Pfarrer haben heute nicht weniger, als vor einem, als vor fünf, als vor fünfzehn Jahrhunderten, gegen erblich überlieferte Vorurteile und Neigungen anzugehen, die um so mehr zu fürchten sind, als sie sich fast nie offen zu erkennen geben, daher sich weder bekämpfen noch besiegen lassen. Es gibt keinen aufgeklärten Priester, der, wenn er in Dörfern das Evangelium gepredigt, nicht wüßte, mit welcher gründlichen Verschlagenheit der Bauer, selbst der fromme, in seinem innersten Gemüte fort und fort gewisse überlieferte Vorstellungen birgt und hegt, deren Vorhandensein nur wider seinen Willen in seltenen Augenblicken sich offenbart. Spricht man ihm davon, so leugnet er, geht nie auf eine Erör-

1) Es ist nur ein Zufall, daß diese Ausführungen im ersten Bande stehen.
2) Histoire de l'ancien gouvernement de la France, zuerst gedruckt 1727.

terung ein und bleibt unerschütterlich überzeugt. Er hat alles Zutrauen zu seinem Seelenhirten, alles, soweit ein gewisses Etwas nicht ins Spiel kommt, das man seine Geheimreligion nennen könnte; daher jene Schweigsamkeit, welche in allen unseren Provinzen das auffallendste Merkmal des Bauern gegenüber dem von ihm sogenannten Bürger ist"[1]). Eine geradezu verblüffende Beleuchtung dieser Sätze bietet der einzige von Georges Sands Bauernromanen, der wirklich echte Bauern schildert, Jeanne (erschienen 1844)[2]). Die Heldin ist ein Landmädchen von so engelhafter Schönheit und Herzensgüte, daß ein hochgebildeter englischer Aristokrat sie sogar allen Vorurteilen zum Trotz heiraten will; dabei ist sie aber allen Versuchen, sie auf eine höhere Stufe der Geistesbildung zu heben, völlig unzugänglich. Dem Aberglauben ihrer Heimat mit hartnäckigem Starrsinn ergeben, ist sie durchaus unfähig, irgend etwas, selbst das Lesen, zu lernen. Die Darstellung jenes keltischen (?) Aberglaubens an die guten und bösen Feen (les fades), la grand' fade, die im Gehirn der Leute mit der Jungfrau Maria verschmilzt, an den vergrabenen Schatz, den goldnen Stier u. dgl., ist mit großem Geschick in den als volkskundliches Dokument hoch interessanten Roman verwoben[3]).

---

[1]) B. 1, S. 130 f. [2]) Selbst der viel berühmtere La petite fadette, malt stilisierte Bauern; echter sind schon die in Les maîtres sonneurs, dem unbekanntesten von allen. [3]) Ein anderer Eideshelfer in dieser Frage ersteht Gobineau in dem Nationalökonomen T. Cerfberr, was um so bemerkenswerter ist, als dieser scharfsinnige Manchestermann in andern Stücken eher sein Widerpart ist. In seinem Essai sur le mouvement social et intellectuel en France depuis 1789 (Paris, Plon 1902) heißt es auf S. 241: Il y a en France deux races, deux peuples qui vivent côte à côte, sans se confondre, sans se pénétrer et presque sans se connaître. Un peuple mobile, capricieux, irréfléchi, bruyant, accessible à tous les entraînements; un peuple lourd, sérieux, silencieux, positif, etc. Gobineau würde auch billigen die Ausführungen über den Satz: „L'humanité, prise en masse, n'est pas faite pour savoir" (S. 107), und den: „Sans doute, l'humanité ne vit pas pour l'élite, mais certes elle vit par elle, c'est-à-dire par ce qui se dégage du sein des foules d'initiative éminente" (S. 218).

Diese Unausgeglichenheiten und Gegensätze in der ganzen geistigen Art der mitteleuropäischen Menschheit durch die Annahme einer nicht-arischen Urbevölkerung verständlich gemacht zu haben, ist ein weiteres großes Verdienst Gobineaus. Ob er sie mit Recht Finnen genannt hat oder nicht, ob er sie immer ganz richtig kennzeichnet und lokalisiert, darauf kommt nichts an; daß er Erinnerungen an sie in den weitverbreiteten Legenden von Zwergen, Gnomen und anderen Unterirdischen erkennen will, ist mindestens ein ingeniöser Gedanke, und er hat soviel Ansprechendes dafür vorgebracht[1]), daß es sich vielleicht lohnte, wenn es nicht schon geschehen sein sollte, der Frage weiter nachzuforschen. Die Sache selbst hat die moderne Anthropologie mit völlig anderen Mitteln wahrscheinlich gemacht, und Muchs Gegenbeweis[2]) hat mich wenigstens nicht recht überzeugt.

Gehen wir mehr ins einzelne. Über gröbliche Vergewaltigung des Tatsächlichen in der griechischen Geschichte habe ich oben klagen müssen. Aber an den gleichen Stellen[3]) läßt uns derselbe Mann Blicke in die Tiefen des griechischen Geistes und seiner politischen Hervorbringungen tun; er deckt die Abgründe auf, die sich unter der entzückenden Hülle einer wunderbaren ästhetischen Herrlichkeit verbargen, und schaut, gleich unbestochen durch die Schönfärberei der Alten und der Modernen, bis in das Wesen der Dinge hinein. Er geißelt die Sinnlosigkeit der Kantönlipolitik und des Autonomie-Fanatismus, die Roheit der Kriegführung und die entsetzliche Barbarei des Kriegsrechtes, die Un-

---

Frau von Staël dagegen, die in ihrem Buch De l'Allemagne auf Grund der beständigen Vergleichung ihrer Landsleute mit den Deutschen eine ganze Reihe der glänzendsten Beiträge zur französischen Nationalpsychologie geliefert und aufs feinste und geistreichste formuliert hat, kennt nur den zivilisierten Salonfranzosen. Es versteht sich übrigens von selbst, daß diese Andeutungen nichts sind und sein wollen, als anspruchslose und zufällige Lesefrüchte. 1) V 1. 2) in „die Heimat der Indogermanen“, 1902. 3) IV 3; B. 3 S. 78 ff.

fähigkeit der Griechen, sich im Innern zu organisieren, und ihre unfruchtbare und mörderische Parteipolitik, namentlich aber die Knechtung der Leiber und der Seelen durch den Staat. Die furchtbare Gewalt des griechischen Staatsbegriffs hat Gobineau vor Fustel de Coulanges, vor Jakob Burckhardt erkannt und mit glänzendem Pathos geschildert. Es sind prachtvolle, unvergeßliche Seiten, die durch eine auszugsweise Wiedergabe allzusehr verlieren würden. Gobineau hat den Patriotismus, insofern er von dem Einzelnen das Opfer höchster geistiger Werte, der Gewissensüberzeugung und der Denkfreiheit in bestimmten Fragen fordert, auch später nie als berechtigt anerkannt, ganz einfach, weil ihm ein moderner, d. h. von ihm rassefremden Mischlingen wesentlich bestimmter Staat, keine geistige Heimat sein konnte[1]). Hier nun zeigt er in seiner Weise das Entstehen des schrecklichen Götzen; wie man in Griechenland auf den Gedanken kam, eine erdichtete Person, das Vaterland, zu schaffen: „und man befahl dem Bürger, im Namen alles nur erdenklichen Heiligen und Furchtbaren, im Namen des Gesetzes, des Vorurteils und des Nimbus der öffentlichen Meinung, dieser Abstraktion seine Neigungen, seine Vorstellungen, seine Gewohnheiten, ja seine intimsten Beziehungen, seine natürlichsten Zuneigungen zu opfern[2])“ Dann schildert er die Auswirkungen dieses Staatsbegriffs, und faßt seine Ansicht dahin zusammen: „ . . niemals, in der Tat, bis in die letzten Tage hinein, hat in Griechenland die geringste Auflehnung weder der Großen, noch des Volkes, gegen die despotische Regierungsform stattgefunden. Alle Erörterung blieb auf die nebensächliche Erwägung beschränkt, wem die allmächtige Befugnis zukommen sollte[3]). . . . Mit oder

---

1) Man vgl. die von Kretzer S. 43 angeführte Briefstelle mit der bezeichnenden Wendung: „Ich bin von andersher gekommen, ich denke, wie man anderswo dachte“. 2) Vgl. hierzu Pescara in der „Renaissance“, s. u. S. 284. 3) S. 84.

ohne die Tyrannis war die Regierung der griechischen Gemeinwesen fluchwürdig, schmählich, weil sie, in welche Hände sie auch fallen mochte, nicht das Vorhandensein eines der Person des Regierten innewohnenden Rechtes voraussetzte, weil sie über jedes natürliche Recht sich erhob[1]." Hier ist ein gut Stück aus dem ersten Bande von Jakob Burckhardts Griechischer Kulturgeschichte vorweggenommen, nur mit ungleich mehr Feuer, mit einer fast leidenschaftlichen persönlichen Gemütsbeteiligung vorgetragen[2].

Weit weniger bedeutend ist Gobineaus Auffassung der römischen Geschichte; immerhin findet man auch hier geistreiche Überblicke, scharfsinnige Einzelbemerkungen in Fülle, die nur nicht so recht zur Geltung kommen, weil das Tatsächliche gar so unkorrekt ist und die Widersprüche innerhalb des Systems, wie zuerst Quatrefages gezeigt hat, sich hier in der seltsamsten Weise kreuzen. Zu einer wahrhaft eigenartigen Betrachtungsweise erhebt er sich jedoch wieder bei der Schilderung des Mittelalters[3]. Mit der tiefsten Sympathie versenkt er sich in jene Heldenzeit, da der schon im Schlamme des romanistischen Chaos versinkenden europäischen Menschheit zum letzten Male Retter erschienen in den blonden Männern aus Mitternacht, in denen Gobineau nicht nur seine geistigen, sondern auch seine physischen Ahnen erblickte. Das Mittelalter, und nicht die Renaissance, ist ihm die eigentliche Werdezeit der germanischen Zivilisation; dorthin weist auch alles zurück, was in unseren Tagen noch gesund, stark und rassig ist. Früher hat er, im Banne des Systems, die

---

[1]) S. 87 f. [2]) Man hat auf diese Dinge bisher im allgemeinen zu wenig Wert gelegt. Ich halte sie für viel bedeutender als z. B. die von Chamberlain u. a. gepriesene, geringschätzige Beurteilung der Perserkriege. Hier ist Gobineau zu radikal; statt die Überlieferung zu prüfen, verwirft er sie schlechthin. Auch wenn man weitgehende Übertreibungen und Beschönigungen der alten Berichte zugibt und ausschaltet, erhält man ein von dem Gobineaus wesentlich verschiedenes Bild des Verhältnisses der Griechen zu den Persern. [3]) VI 6.

europäische Kultur gar niedrig eingeschätzt; jetzt gibt er dem Gefühl nach, daß sie trotz allem aus denselben Wurzeln, wie sein eigenes geistiges Sein, emporgetrieben ist, er empfindet sich als ihr von ganzer Seele zugehörig, das Urteil über sie trifft ihn persönlich mit, und ganz persönlich formuliert er es: „Wir, wir haben neue geistige Schöpfungen hervorgebracht, wir haben eine Zivilisation geschaffen, und dem Mittelalter verdanken wir dies gewaltige Werk[1]." Er kann es nicht bedauern, da es bei allen seinen Nöten so voll unaussprechlich reichen, quellenden Lebens war; seine Klagen gelten nur der Untergrabung und Entwertung des Germanentums durch das Wiederhervorbrechen des Romanismus, das alle europäischen Völker in ihren literarischen und wissenschaftlichen Schöpfungen, ja selbst in ihren Sprachen[2]) einander verähnlicht und schließlich ein Zeitalter völliger charakterloser Gleichartigkeit heraufführen wird. Man fühlt, daß in der Seele dessen, der dies schrieb, ein mühsam verhaltener, tiefer Schmerz um unwiederbringlich verlorene Herrlichkeit zitterte. Hier hat ihm nicht kühle Überlegung, nicht der despotische Zwang eines ausgedachten Systems die Feder geführt, sondern das leidenschaftlich bewegte Gemüt.

Wenn Gobineau in der Renaissance das Hauptanzeichen für den Sieg des wieder auftauchenden Romanismus sieht, so ist man aufs höchste gespannt, zu hören, was er von der Reformation halten wird. Daß diese in verhältnismäßig stark germanischen

---

1) B. 4 S. 215. 2) Von dem Franzosen müssen wir Deutsche uns hier den nur allzu verdienten Vorwurf der Französelei in der Sprache gefallen lassen. Die neuhochdeutsche Sprache entnimmt dem Französischen, sagt er, „ohne ersichtliche Notwendigkeit Reihen von Wörtern, für die sie ohne Schwierigkeit Ersatz in ihren eigenen Beständen finden könnte; sie bemächtigt sich ganzer Phrasen, die im Verlauf der Rede den wunderlichsten Eindruck hervorbringen; und ihren grammatikalischen Gesetzen zum Trotz . . . romanisiert sie sich auf allen Wegen, die sie sich nur bahnen kann" (B. 4 S. 227). Sollte uns das nicht zu denken geben?

Gebieten entstand und nur in solchen auf die Dauer den Sieg behielt, während die Papstkirche am unbedingtesten die Menschen des Völkerchaos beherrscht; daß sie von Anfang an einen stark nationalen Einschlag aufwies; daß ihr, im schroffsten Gegensatz zu der die Geister und Gewissen knechtenden Weltkirche von Rom, trotz aller Verbildungen und Erstarrungen ihrer Theologie und ihrer landeskirchlichen Gefäße, ein Zug der Freiheit zugrunde liegt, der ganz und gar germanisch ist[1]): das alles, so meint man, mußte ihm eine Reihe von Gedankengängen aufnötigen, mit denen sich auseinander zu setzen er kaum vermeiden konnte. Und dennoch hat er es vermieden. Die Reformation ist für das Rassenbuch nicht vorhanden. Ahnte Gobineau, daß er hier in unlösbaren Gewissenszwiespalt geraten würde? Ich glaube es nicht; Konflikten aus dem Wege zu gehen war nicht seine Art, und wenn er sie nicht lösen konnte, so zerhieb er sie lieber gewaltsam, wie Alexander den Knoten von Gordion. Wahrscheinlicher ist mir, daß ihm infolge seiner Abstammung, seiner Erziehung und der Richtung seiner Studien sowohl wie seiner Berufstätigkeit, ja selbst infolge seiner wenig ausgeprägten religiösen Anlage[2]) die Reformation und die evangelische Auffassung des Christentums überhaupt noch nicht innerlich näher getreten waren und er daher tatsächlich kein Bedürfnis empfand, sie mit in den Kreis seiner Betrachtungen zu ziehen.

Statt dessen läßt er die modernen Nationen rasch Revue passieren und prüft sie auf ihren Rassenwert. Einer bemerkenswerten Hochschätzung der Angelsachsen beider Weltteile („la seule nation ariane qui vive encore de nos jours") steht eine auffallend ungünstige Meinung von den Deutschen gegenüber, die

---

1) Vgl. die bemerkenswerten Ausführungen dieser Gedanken bei Vacher de Lapouge, L'Aryen, S. 387. Jentsch leugnet jede Beziehung zwischen Germanentum und Protestantismus, überzeugt aber ganz und gar nicht.
2) s. Schemann, Einführung zur „Renaissance", neue Ausgabe, S. XXIII.

er inbezug auf Rassenreinheit noch hinter den Franzosen einordnet. Diese Tatsache wird von den deutschen Verehrern Gobineaus gewöhnlich vollständig übergangen; sie stellen es so hin, als wäre er ein Apostel des (modernen) Deutschtums gewesen, als habe er uns auf Kosten seiner Landsleute verherrlicht, und als sei er schon insofern einer der Unsrigen. Dem Gobineau des Rassenbuchs lag nichts ferner[1]), und die Wahrhaftigkeit gebietet, das nicht zu verschweigen. Für ihn bestand die uns meist so selbstverständlich scheinende Gleichung deutsch = germanisch nicht zu Recht; und wenn auch die Begründung seiner Ansicht im einzelnen bisweilen töricht ist[2]), im großen und ganzen hat sie Hand und Fuß. Gobineau dachte sehr gering von den Kelten und von den Slaven; die letzteren hielt er für einen der verbrauchtesten, entartetsten Zweige der weißen Art. Bedenkt man nun, daß etwa die Hälfte des jetzigen deutschen Reichsgebiets von einer mit germanisierten Westslaven stark gemischten Bevölkerung bewohnt ist, während den ganzen Südwesten — wie Orts- und Flußnamen, Ansiedlungsformen u. a. m. beweisen — jahrhundertelang Kelten besessen haben[3]), die natürlich auch nicht alle einfach verschwunden, sondern nur äußerlich in den Deutschen aufgegangen sind, so leuchtet wohl ein, daß wir in der Tat Ursache haben, mit einiger Bescheidenheit von unserer rein-germanischen Abstammung zu sprechen, und uns, ehe man sie uns zu glauben braucht, vor allem als Germanen zu bewähren haben. Wie man nun Gobineaus unbedingter Verurteilung der Blutkreuzungen nicht beizupflichten braucht, so darf man wohl auch von dem Rassenwerte der mit uns nahe ver-

[1]) Der siebziger Krieg soll ihn zu einer günstigeren Ansicht vom Werte der Deutschen gebracht haben. [2]) z. B. „wenn das Neuhochdeutsche den Ausdruck schreiben dem Lateinischen entlehnt hat, so beweist das eben nur, daß die Deutschen nicht wesenhaft germanisch sind" (VI 3; B. 4 S. 97, Anm. 1). [3]) vgl. d'Arbois de Jubainville, Les Celtes (1904), besonders S. XI, und Kap. 2, 14, 16, 17.

wandten Kelten und selbst der Westslaven günstiger denken als er; verdanken wir doch z. B. dem wohl am meisten mit Kelten gemischten unserer Stämme, den Schwaben, eine Fülle poetischer, musikalischer, philosophischer Reichtümer[1]). Dennoch, der Aufrichtige empfindet es wohl, ist etwas Wahres an Gobineaus Auffassung. Es sind tatsächlich Millionen unter uns, die in Gesinnung, Denken und Fühlen ungermanisch sind bis auf die Knochen, vielleicht, weil auch die Knochen, samt Fleisch und Blut und Haut und Haar, es sind. Wir sehen mit Grauen, wie sie, dank ihrer Unbedenklichkeit in der Wahl ihrer Mittel, namentlich im öffentlichen Leben, in der Presse, in der Literatur („Dichtung" zu sagen wäre Lästerung), im Virtuosentum aller Künste, erschrecklich an Einfluß gewinnen, und ein Zagen will uns beschleichen, ob wirklich am deutschen Wesen noch einmal die Welt genesen soll. Gobineau hat es nicht geglaubt; möchte er sich getäuscht haben.

Alles in allem muß man sagen: selbst in diesen sachlich oft so anfechtbaren ausführenden Teilen des Rassenwerkes sind eine Menge geschichtlicher Einsichten verstreut, die selbst zu finden die Fachgelehrten mit ihren Brillen noch Jahrzehnte nötig hatten, und es ist eine Freude zu sehen, mit welcher Selbständigkeit, mit welcher erquickenden, wahrhaft ketzerischen Kühnheit hier Gobineau die alten guten Ladenhüter und für unanzweifelbar geltenden Reliquien der orthodoxen Historie in ihrer Hohlheit erkennt und von ihren angemaßten Postamenten herabwirft. Schon aus diesem Grunde also dürfte man sein Buch als Ganzes nicht kurzerhand als überwunden abtun. Was er sagt, muß freilich immer erst geprüft werden; aber schon daß und wie er es gesagt hat, ist oft wertvoll genug.

---

[1]) Von befreundeter Seite werde ich nachträglich darauf hingewiesen, daß der keltische Einschlag wohl bei der deutschen Bevölkerung links des Rheins wesentlich stärker sein dürfte als bei den Schwaben. Hier bedarf es noch gründlicher Einzeluntersuchungen.

§ 2. DIE FORM

Wie hat er es denn gesagt? Wenn wir den Franzosen glauben dürfen, in einem durchschnittlich sehr schlechten Stil. Daß er in seinem Vaterlande so gar nicht durchgedrungen ist, schieben sie, zum Teil wenigstens, nicht auf den dort anstößigen Inhalt, sondern nur auf die Form seiner Bücher. Hätte er sie, schreibt Albert Sorel im Temps[1]), auf französisch „dans cette belle forme et tenue de style“ geschrieben, die ihnen Schemann im Deutschen verleiht, so hätte es nie eine Gobineaufrage noch eine Gobineau-vereinigung gegeben, Frankreich zählte einen Schriftsteller mehr, Deutschland einen Verein weniger. Das heißt doch wohl, der Sachgehalt seiner Schriften ist ebenso über jeden Zweifel erhaben, wie ihre Form unter aller Kritik ist. Daß es aber so nicht gemeint sei, zeigt Sorel in demselben Artikel, indem er den Stil Gobineaus eingehender kennzeichnet. Da es in solchen Fragen, die ein sehr feines Sprachgefühl erfordern — weshalb die Franzosen Urteile von Ausländern über sie gern mit suveräner Geringschätzung ablehnen[2]) — geraten ist, den Landsleuten des Schriftstellers das Wort zu lassen, und dasjenige Sorels ihnen allgemein für aller Beachtung wert gilt, so sollen seine Bemerkungen hier im Wortlaut folgen: „Il écrivait comme il parlait, sans aucune recherche, sans aucun effort, au bonheur de la plume, sans une affectation quelconque, sauf peut-être celle d'une certaine négligence. Des embarras d'expression, des lourdeurs inattendues, un dédain de l'image, une imprécision de termes, et, tout à coup, le trait léger, le mot qui frappe, la phrase ailée, la figure inattendue et juste, l'envolée, la trouvaille, l'originalité, le charme. Mais il n'y apportait point cette tenue qui fait le style.“ Die Ungleichmäßigkeit und naturwüchsige Kunstlosigkeit

---

[1]) Le Temps, 22 mars 1904. [2]) z. B. Seillière an mehreren Stellen.

der Schreibweise also ist der Hauptvorwurf, den der berühmte Historiker gegen Gobineau erhebt[1]). Er gibt zu, daß dabei entzückende, hinreißende Stellen mit unterlaufen; und wie könnte das auch anders sein, wenn der Mann schreibt wie er spricht, der nach aller, und insbesondere auch Sorels Zeugnis, der blendendste, bezauberndste Plauderer seiner Zeit war; aber, freilich, daneben auch trockene, hölzerne, mißlungene Partien, da doch auch ein Gobineau nicht stets und alle Zeit inspiriert war und trotzdem weiterschrieb. An seinem Stil nachträglich zu feilen und zu bessern, verschmähte er ebenso, wie er am Wortlaut des Rassenwerks nach dreißig Jahren nichts ändern wollte: „Cela eût senti l'effort, l'empesé, l'endimanché, le métier, indigne, par conséquent, du gentilhomme de lettres qu'il voulait être[2]).“

Man kann sich diese Charakteristik wohl gefallen lassen. Wer je das Rassenbuch im Urtext gelesen hat, der wird wissen, an wie vielen Stellen ihm ein klares Erfassen des Sinnes Mühe bereitet hat, und der genaueste Kenner von Gobineaus Text, sein Übersetzer, hat vor den Anmerkungen zum 4. Band seiner Übertragung[3]) einige Gruppen der Hauptschwierigkeiten für philologisch interessierte Leser zusammengestellt. Es sind nicht etwa einfache Gallismen, sondern Dunkelheiten, fast unverständliche Lakonismen, Nachlässigkeiten aller Art, Katachresen, Freiheiten im Sprachgebrauch, Dinge, über die gerade der Ausländer eher hinwegliest, weil er das Regelwidrige, falls er es empfindet, der Mangelhaftigkeit seines Verständnisses zuschreibt, an denen aber der sprachlich so feinfühlige und empfindliche Franzose Anstoß

1) Mit Sorels Urteil stimmt das des Orientalisten Barbier de Meynard überein: „Son style se déroule en longues périodes semées de traits charmants, de saillies étincelantes; mais on y cherche en vain cet art de composition, cette juste pondération, cette symétrie parfaite qui dénotent l'écrivain de race. Par là encore il est plus près de l'Allemagne que de la France“ (Journal asiatique, 1899, S. 571). 2) Sorel a. a. O. 3) S. 344 ff.

nimmt. Wer nur die Verdeutschung kennt, wird, so meisterhaft sie ist und so wohlverdient das ihr von Sorel gespendete Lob, dennoch sein allgemeines Urteil überall bestätigt finden. Die Ökonomie des Buches ist die denkbar schlechteste. Ermüdende Weitschweifigkeit wechselt mit knappster Gedrängtheit des Ausdrucks; einige Male gerät der Autor direkt ins Schwadronieren; bald braust seine Rede wie ein fröhlicher Bergstrom dahin, bald schleicht sie wie ein fauler Küstenfluß durch unfruchtbare Steppen. Er kann mit einer Anschaulichkeit schildern, daß ein sprechend lebendiges Bild vor jedes Lesers Auge steht; er kann auch verworren und unklar sein bis zur Unverständlichkeit. Aber allerdings, darin können wir Sorel nicht beipflichten, daß diese stilistischen Sünden den Mißerfolg des Buches und der anderen Werke Gobineaus in Frankreich allein sollten verschuldet haben. Es ist wahr, die beiden Völker legen in diesen Dingen grundverschiedene Maßstäbe an. Wir Deutsche betrachten die Schönheit des sprachlichen Gewands bei einem wissenschaftlichen Werke als eine angenehme Zugabe, die zwar wünschenswert, aber keineswegs erforderlich ist, und wir lassen uns auch durch die barockste Form nicht leicht von der Würdigung irgend eines bedeutenden Inhaltes abschrecken; ja wir sind geneigt, sogar bei reinen Dichtungen um der Größe der poetischen Konzeption und der Wucht der plastischen Gestaltung willen selbst starke Mängel der Form zu verzeihen. Deshalb können wir z. B. Jeremias Gotthelf trotz der fürchterlichen Härten seiner Sprache zu unseren Klassikern rechnen, was in Frankreich mutatis mutandis ganz undenkbar wäre. Wir fassen andererseits den Begriff des Sprachschönen weiter als unsere Nachbarn im Westen und lassen uns anstelle der Glätte der Form, die wir leicht „geleckt" schelten, recht gern die knorrigste und eckigste Eigenartigkeit, ja selbst Verschrobenheit des Ausdrucks gefallen, wenn wir in ihr die natürliche Spiegelung einer urwüchsigen Persönlichkeit erkennen.

Die „Kritik der reinen Vernunft“ ist gewiß nicht vergnüglich zu lesen; und dennoch hat selbst ihr Verfasser — allerdings ausnahmeweise — das Lob, ein glänzender Stilist zu sein, geerntet[1]), was jedem Franzosen einfach verrückt vorkommen muß. Alle diese Verschiedenheiten des Maßstabs aber können mich nicht bestimmen, der Schlußfolgerung Sorels beizupflichten. Denn wenn Gobineau meines Erachtens schon in seinen schwächsten Stellen so weit nicht hinter den Anforderungen, die man in Frankreich zu stellen pflegt, zurückbleibt, daß man daraus sein Mißgeschick als Schriftsteller erklären dürfte, so stehen jenen Partien andererseits auch wahrhaft glänzend geschriebene Seiten in so großer Zahl gegenüber, daß sie wohl hätten genügen müssen und können, um mit den Mängeln auszusöhnen. Gobineaus Stil erhebt sich stellenweise zu wahrhaft klassischer Größe. Wenn er in tiefster Seele von einem Gedanken ergriffen, von einem Phantasiebilde beherrscht ist, dann findet er ungesucht auch den angemessenen künstlerischen Ausdruck, dann wird er der inspirierte Dichter; und so hat er Einzelnes von vollendeter Schönheit geschaffen. Es ist ein Franzose, der es bezeugt, und zwar einer, den niemand der Voreingenommenheit für den Gelobten zeihen wird. „Cet héritier de Boulainvilliers stigmatise de main de maître en ces pages brûlantes les siècles qui ont préparé la romanisation de la Gaule“, sagt Seillière (S. 95); die Charakteristik der Germanen nennt er une des réussites de la plume de Gobineau (S. 105), und zu der prachtvollen Gegenüberstellung der hamitischen und der keltischen Art, Menschenopfer darzubringen, sagt er, mit fast verlegener Entschuldigung: „Il est permis, n'est-il pas vrai, de refuser son adhésion scientifique, mais non pas son suffrage littéraire, à ces pages vibrantes“ (S. 82)[2]). Auf andere,

[1]) von Herm. Cohen, Rede bei der Gedenkfeier der Universität Marburg zur hundertsten Wiederkehr des Todestages von Immanuel Kant, Marburg 1904, S. 29 f. (nach einer Rezension). [2]) vgl. auch S. 96: le passage

formell besonders geglückte Abschnitte, habe ich gelegentlich aufmerksam gemacht[1]); es sei mir gestattet, einen einzigen im Wortlaut hier anzuführen, und zwar wähle ich die Schilderung der Wirkung der Musik auf den Weißen und den Neger[2]):

Dans l'air charmant de Paolino du „Mariage secret":

Pria che spunti in ciel' l'aurora, etc. . .

la sensualité du blanc éclairé, dirigée par la science et la réflexion, va, dès les premières mesures, se faire, comme on dit, un tableau. La magie des sons évoque autour de lui un horizon fantastique où les premières lueurs de l'aube jonchent un ciel déjà bleu. L'heureux auditeur sent la fraîche chaleur d'une matinée printanière se répandre et le pénétrer dans cette atmosphère idéale où le ravissement le transporte. Les fleurs s'ouvrent, secouent la rosée, répandent discrètement leurs parfums au-dessus du gazon humide parsemé déjà de leurs pétales. La porte du jardin s'ouvre, et, sous les clématites et les pampres dont elle est à demi cachée, paraissent, appuyés l'un sur l'autre, les deux amants qui vont s'enfuir. Rêve délicieux! les sens y soulèvent doucement l'esprit et le bercent dans les sphères idéales où le goût et la mémoire lui offrent la part la plus exquise de son délicat plaisir.

Le nègre ne voit rien de tout cela. Il n'en saisit pas la moindre part; et cependant qu'on réussisse à éveiller ses instincts: l'enthousiasme, l'émotion, seront bien autrement intenses que notre ravissement contenu et notre satisfaction d'honnêtes gens.

Il me semble voir un Bambara assistant à l'exécution d'un des airs qui lui plaisent. Son visage s'enflamme, ses yeux brillent. Il rit, et sa large bouche montre, étincelantes au milieu de sa

exquis usw. 1) s. o. S. 84, 99, 204. 2) II 7; Original, 2. Ausgabe, S. 361 f.; man vgl. die fast ebenso schöne Übertragung Schemanns, B. 2 S. 175 f.

face ténébreuse, ses dents blanches et aiguës. La jouissance vient, l'Africain se cramponne à son siège: on dirait qu'en s'y pelotonnant, en ramenant ses membres les uns sous les autres, il cherche, par la diminution d'étendue de sa surface, à concentrer davantage dans sa poitrine et dans sa tête les crispations tumultueuses du bien-être furieux qu'il éprouve. Des sons inarticuleux font effort pour sortir de sa gorge, que comprime la passion; de grosses larmes roulent sur ses joues proéminentes; encore un moment, il va crier: la musique cesse, il est accablé de fatigue.

Es wäre lächerlich, wollten wir die Landsleute Gobineaus nötigen, ihm zu Liebe ihren mehr formalistischen Gesichtspunkt aufzugeben. Aber ebenso gewiß haben wir das Recht, den unseren beizubehalten; und da werden wir, glaube ich, zu dem Ergebnis kommen, daß Gobineaus Stil der Anforderung entspricht, die uns als die wesentlichste gilt, daß er nämlich mit allen seinen Ungleichmäßigkeiten und gewaltigen Abweichungen nach rechts und links von der glatt gebahnten Heerstraße der untadeligen Alltäglichkeit doch der wesensgleiche Ausdruck seiner ungewöhnlichen und widerspruchsvollen Persönlichkeit war. Damit können wir uns zufrieden geben.

§ 3. SCHLUSS

Übersehen wir aber nun alles, Gehalt und Form, mit einiger Deutlichkeit, so wird uns auch über das Werk als Ganzes und seine Bedeutung ein Urteil möglich[1]). Sollen wir uns, Anfecht-

[1]) Über die wissenschaftliche Tragweite des eigentlichen Rassegedankens vgl. o. S. 14 ff.: über die sittlichen Verpflichtungen, die seine Erkenntnis uns auferlegt, überlasse ich, um mich nicht allzuweit von meinem Gegenstande zu entfernen, Berufeneren das Wort; doch vgl. die Andeutungen auf S. 60, 75, 139 f.

bares und Gelungenes gegeneinander abwägend, denen anschließen, welche die unveränderte Übersetzung des Ganzen mißbilligen und eher eine Bearbeitung oder einen Auszug, mit Beseitigung oder Berichtigung alles Irrigen, wünschen? Ich bin mit dem Übersetzer der Meinung, daß dabei nur eine Verstümmelung herauskommen würde. Allerdings, für die Massen ist dieses Buch nicht. In der Hand des Laien kann es viel Unfug veranlassen, und viel Unfug ist durch blöden Buchstabenglauben, ungeschickte und abgeschmackte Ausschlachtung gerade des Unbrauchbarsten schon damit getrieben worden. Einer Massenverbreitung würde man nicht das Wort reden dürfen. Aber bleiben muß das Buch so, wie es ist; daran herum bessern und ändern darf man nicht, dazu ist es, bei all seinen Schwächen, doch zu groß. Seillière hat sein Urteil dahin zusammengefaßt, es sei ein poème allégorique, bâti avec une constance et une ingéniosité remarquable, relevé par de véritables réussites dans les détails psychologiques, qui retiennent et qui font penser (S. 159). In der Tat, in der Anregung, die es gewährt, und in der Versinnbildlichung des Gedankens, dem es dient, liegt seine eigentliche Größe beschlossen; ein wissenschaftliches Nachschlagewerk ist es nicht, wenn es sich auch bisweilen so anstellt. Wissenschaftliche Goldkörner sind, wie schon gesagt, neben allerlei Häcksel, darin verstreut, und man könnte daran denken, sie irgendwie bekannter zu machen. Das ganze Werk werden immer nur wenige um ernster Zwecke willen lesen, und das ist ebensowenig ein reiner Genuß, wie die Lektüre von Herders „Ideen“ oder von Montesquieus „Esprit des lois“; aber das Ganze allein offenbart, und darin liegt seine andere Größe, den Mann, der dahinter steht, und dessen Bekanntschaft der Mühe lohnt. Einen „wissenschaftlichen Wildling“ hat ihn Schemann einmal genannt und das Wort ist ein Fund; Seillière betont an vielen Stellen, daß Phantasie und Leidenschaft ihn vorzüglich aus-

zeichnen[1]. Wir sehen einen Feuergeist, dessen glühende Leidenschaft wie verschleiert ist durch eine tief schwermütige Herbststimmung; einen Dichter, der den höchsten Flug nehmen möchte und sich selbst fortwährend die Schwingen lähmt; einen Interpreten des Lebens und Propheten des Todes; einen Apostel der Wahrheit noch im tiefsten Irrtum; einen durch und durch edlen, hochgesinnten, wahrhaft vornehmen Menschen und Aristokraten des Geistes. Ihn, wie gesagt, lehrt nur das ganze Rassenbuch kennen. Was darin Schlacke ist, wird vergehen, was läuterndes und belebendes Licht, wird unvergänglich weiterglühen, das Ganze aber ist und wird bleiben ein Markstein an der viel gewundenen Straße der Erkenntnis, die, obschon mit Irrtümern reich besät, dennoch „aus dem Dunklen in das Helle strebt".

ANHANG

EINIGES ÜBER VORGÄNGER, KRITIKER UND NACHFOLGER

§ 1. VORGÄNGER UND KRITIKER

Gobineau gilt mit Recht als Vater des gesamten Rassengedankens, weil keiner vor ihm die Rasse als Grundtatsache aller Menschheitsgeschichte so klar erkannt, so eindringlich gelehrt, und diese Lehre so ausführlich begründet hat; und es ist nicht bekannt, daß er seine Einsicht einer anderen Quelle als seinem eigenen Nachdenken verdankte. Dennoch hat er natürlich weder Wort und Begriff „Rasse" erfunden, noch als absolut erster ihre

[1]) S. 111: On a devant soi un fantaisiste intrépide, un utopiste amusant; S. 115: sa vive imagination; S. 146: la faculté maîtresse de Gobineau s'appelle l'imagination passionnée.

Wichtigkeit entdeckt; vielmehr gibt es auch eine Geschichte des Rassengedankens vor Gobineau. Sie hier oder überhaupt zu schreiben, fühle ich weder Pflicht noch Beruf; es würde mich das zu jahrelangen Studien auf mir zum Teil fernliegenden Gebieten der Forschung nötigen, und für Gobineau würde nichts dabei herauskommen. Man könnte hier etwa ein Dutzend Namen aufzählen. Wie wenig für die Gobineauforschung auf diese „Vorgänger“ ankommt, geht daraus hervor, daß Gobineau sie fast sämtlich nicht gekannt hat; er zitiert ein einziges Mal Klemm, Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit, Leipzig, 1843—1852, und öfter das wenig bedeutende, wiederholt angeführte Schriftchen von Carus. Das ist alles!

Eine gute Übersicht über die zeitgenössischen Besprechungen des Rassenwerks findet man bei Seillière, Buch I Kapitel 12, nur daß ihm das Versehen passiert ist, einmal die beiden Rémusat, Paul und Charles, zu verwechseln; der Artikel in der Revue des deux mondes vom 1. August 1856 ist von dem letzteren, membre de l'Institut, der sich überdies ebenda am 1. November 1858 in einem, La civilisation moderne betitelten Aufsatz über Buckle, schon äußerst sympathisch über Gobineau ausgesprochen hatte, was die Unhaltbarkeit von Seillières Vermutung beweist. Mit einem ganzen Buche antwortete schon auf Gobineaus zwei erste Bände der Sprachvergleicher Pott, Die Ungleichheit der menschlichen Rassen, hauptsächlich vom sprachwissenschaftlichen Standpunkte, Lemgo und Detmold, 1856. Daß diese gänzlich formlose Arbeit noch heute die Hauptfundgrube und Rüstkammer für alle wissenschaftlichen Gegner Gobineaus sei, wie Schemann meint[1], kann ich schlechterdings nicht zugeben. Ohne jedes Verständnis für die Größe Gobineaus, ist der Verfasser mindestens ebensosehr, wie dieser, in Vorurteilen befangen, nur in anderen; und

[1]) Vorwort zum vierten Bande des „Versuchs über die Ungleichheit usw.“ S. XXII, Anm.

sobald er das sprachwissenschaftliche Gebiet, das er allein beherrscht, verläßt, verlieren seine weitschweifigen, von Parenthesen, Zwischenbemerkungen und Einschüben aller Art aufs wunderlichste unterbrochenen Darlegungen gewöhnlich jede überzeugende Kraft. Im zweiten Teile geht überdies der Zusammenhang mit Gobineau und seiner Lehre völlig in die Brüche.

Das Erscheinen der mustergiltigen deutschen Übersetzung des Rassenwerks von Professor Ludwig Schemann (4 Bände, Stuttgart, Frommann, 1898—1901) hat zahlreiche neue Besprechungen des Werkes in Zeitungen und Zeitschriften hervorgerufen, von denen jedoch nur eine sehr beschränkte Anzahl auf der Höhe ihres Gegenstandes stehen. Man findet sie zusammengestellt in den Jahresberichten der Deutschen Gobineau-Vereinigung, welche in den Bayreuther Blättern veröffentlicht und den Mitgliedern der Vereinigung im Separatabzug zugeschickt werden. Einige habe ich oben anzuführen Veranlassung gehabt.

§ 2. NACHFOLGER

Gobineaus Essai sur l'inégalité des races humaines hat diejenige Beachtung, welche seine trotz allen Schwächen hervorragende Bedeutung verdiente, aus gleichviel welchen Gründen, als er jung war, nicht gefunden; jahrzehntelang in Frankreich ganz vergessen, ist er, wie gesagt, erst durch die deutsche Gobineau-Bewegung und durch die Übertragung Schemanns wieder ein Gegenstand regerer Teilnahme geworden. Ohne Frucht ist aber deshalb auch in jenen Jahrzehnten das Werk nicht geblieben; haben doch zwei der glänzendsten Gestirne am literarischen Himmel Frankreichs, Renan und Taine, sich den Grundgedanken des Werkes angeeignet und ihn in einer ganzen Reihe von Arbeiten, die hervorragend gewirkt haben, verwertet. Man

hat deshalb auf sie die Anklage bezogen, die Gobineau in der Vorrede zur zweiten Ausgabe erhebt, es hätten „Schriftsteller, die weder Katholiken noch Positivisten sind, aber heutzutage einen großen Ruf besitzen, ohne es zu gestehen, seine Grundwahrheiten und sogar ganze Abschnitte daraus inkognito in ihre Werke hineingebracht". Dazu, das darf man wohl sagen, ohne Taines und Renans Oeuvres complètes nach solchen Plagiaten durchsucht zu haben, wären diese beiden denn doch zu gescheit gewesen. Wohl aber mag es auf sie passen, „daß man es öfter und reichlicher benutzt habe, als man zuzugeben geneigt war"[1]); natürlich aber nicht so plump, daß man ihnen die Entlehnungen mathematisch vorrechnen könnte. Was Renan betrifft, so wird seinerzeit auf Grund unbenutzter Quellen der Sachverhalt klargestellt werden; für Taine kann ich selbst einen kleinen Hinweis geben. Taine war Mitarbeiter und regelmäßiger Leser der Revue des deux mondes. Sicherlich hat er dort die verschiedenen Artikel gelesen, in denen sich Quatrefages und die beiden Rémusat kritisch mit dem Rassenbuch auseinandersetzten und, um das zu können, über seinen Inhalt Bericht erstatteten. Dies ist auch die Meinung eines der gründlichsten lebenden Kenner Taines, seines Biographen Victor Giraud; und er knüpft an die Erwähnung des mehrgenannten Aufsatzes von Charles de Rémusat über Buckle (1er nov. 1858) die wichtige Bemerkung: „Soyons assurés que cette page a passé sous les yeux de Taine, et que l'indication qu'elle renferme n'a pas été perdue pour lui. C'est peut-être après l'avoir lue qu'il a étudié l'ouvrage alors récent de Gobineau „Essai sur l'inégalité des races humaines", ouvrage bien oublié aujourd'hui, au moins en France, mais où Taine et Renan semblent bien avoir puisé à pleines mains"[2]).

---

[1]) Nach Gobineau (ebenda) hätte dies Fallmerayer geäußert; doch hat die betreffende Stelle nicht gefunden werden können. [2]) V. Giraud, Essai sur Taine, Paris, o. J. (1901), S. 42, Anm.

Dies Zeugnis wiegt sehr schwer und wird durch die ziemlich allgemeinen Bemerkungen Dreyfus'[1]) nicht entkräftet. Über die Arbeiten neuerer Forscher, die von den Ideen Gobineaus teils mehr oder weniger abhängig, teils doch mit ihnen verwandt sind, unterrichtet trefflich Schemanns Artikel „Neue Bewegungen auf den Gebieten der Geschichts- und Völkerkunde“ in der Wissenschaftlichen Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 10., 11., 12. Juni 1901. Er behandelt Le Bon, Vacher de Lapouge, Ammon, Leusse und H. St. Chamberlain. Von ihnen ist der unbefangenste Denker und ruhigste Forscher Le Bon, dessen kleines, aber gedankenschweres Büchlein Lois psychologiques de l'évolution des peuples (3. Auflage 1898) jedem für diese Dinge interessierten Laien aufs dringendste empfohlen sei. Vacher de Lapouge und Ammon sind „exakte“ Anthropologen; „voraussetzungslose“ allerdings nicht. In dem ersten wird man eine leidenschaftliche Persönlichkeit von eigentümlicher Größe und schroffer Eigenart kennen lernen. Graf Leusse ist der unbedingteste Jünger Gobineaus, ein französischer Germane (im geistigen Sinne) gleich ihm und auch als schriftstellerische Persönlichkeit ihm am ähnlichsten. Schemanns Enthusiasmus für seine zwei Riesenbände zu teilen bin ich trotzdem nicht imstande.

Außer den Genannten wäre hier nochmals an die Arbeiten von Woltmann und Driesmans zu erinnern, sowie das vollkommen abstruse, obschon äußerst anspruchsvoll auftretende Buch „Varuna. Eine Welt- und Geschichtsbetrachtung vom Standpunkte des Ariers. Von Dr. Wilibald Hentschel. Zwei Bände. Leipzig 1901“, zu erwähnen, das so recht vom Standpunkte der Rassenfanatiker geschrieben und von diesen auch reichlich bejubelt worden ist, aber trotz vieler geistreicher Einzelheiten wissenschaftlich nicht brauchbar ist. Ein wissenschaftliches Buch der gleichen Richtung

---

[1]) a. a. O. S. 184 ff.

ist dagegen „Volkstum und Weltmacht in der Geschichte“, von Albrecht Wirth, München 1901.

Fesselnder und wertvoller, als solche Aufzählung sein kann, wäre es, dem Verhältnis Gobineaus zu anderen großen Denkern späterer Tage nachzugehen. Es kommen da hauptsächlich drei in Betracht: R. Wagner, Darwin und Nietzsche. Das Thema „Gobineau und Wagner“ ist in allen Schriften über Gobineau ausgiebig erörtert worden; verdankt doch Gobineau seine geistige Auferstehung, wie schon die Namen Wolzogen und Schemann bezeugen, einzig dem Bayreuther Kreise. Was Darwin und den Darwinismus anlangt, so ist das Beste zur Lösung der Aufgabe in Woltmanns Politischer Anthropologie (1903) eigentlich schon getan; es fehlt nur die genauere Inbezugsetzung des Stoffes gerade zu Gobineau. Über Gobineau und Nietzsche hat Friedrich Lange in seinem schönen Buche „Reines Deutschtum“ (3. Aufl. S. 248 ff) gehandelt, aber seine Gegenüberstellung des „Monumentalbaumeisters Gobineau“ und des „Luftarchitekten Nietzsche“ ist fast vom ersten bis zum letzten Worte verfehlt, da Lange, als er den Artikel schrieb, noch zu den buchstabengläubigen Gobineau-Verehrern von der Art Kretzers gehörte und so zu gänzlich unhaltbaren Abschätzungen gelangte. Neuerdings haben Kretzer, Dreyfus und ganz zuletzt Seillière in seinem Buche „Apollo oder Dionysos?“ (deutsch von Th. Schmidt, Berlin 1905) Nietzsches Abhängigkeit von Gobineau erörtert.

II. ABSCHNITT

DIE GESCHICHTE DER PERSER

EINLEITUNG

Als eine Art Fortsetzung des Rassenwerkes, und zwar als Ergänzung der Schlußbetrachtungen desselben, hat Gobineau selbst die philosophische Studie bezeichnet, die er in deutscher Sprache unter dem Titel „Untersuchungen über verschiedene Äußerungen des sporadischen Lebens“ im 52. und 53. Band der „Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik“ (Jahrgang 1868) veröffentlicht hat und die „Athen, 31. Januar 1867“ datiert ist. Sie beginnt mit dem Satze: „Ich habe mich in meinem Werke über die Ungleichheit der menschlichen Rassen zu beweisen bemüht, daß die in der Entwicklung der Völkergruppen sich darstellenden Erscheinungen eine große Ähnlichkeit mit den regulären Bewegungen der organischen Substanz zeigen.“ Wie ihm nun die Aufstellung einer derartigen Analogie im Rassenbuch nie in den Sinn gekommen ist, so habe ich mich auch nicht überzeugen können, daß den Inhalt der Abhandlung über das sporadische Leben eine innere Verwandtschaft mit dem des Rassenbuchs verknüpfe, von dem einen Punkte abgesehen, daß im zweiten Teile der Abhandlung u. a. die Übereinstimmung von Sprachreinheit mit Rassenreinheit und Sprachmischung mit Rassenmischung dargelegt wird. An dieser Stelle auf sie einzugehen, halte ich daher nicht für angemessen. Man findet eine Inhaltsangabe der wunderlichen, teilweise kaum verständlichen Schrift auf S. 168—183 des öfter genannten Buches von Kretzer, eine Inhaltsangabe, die na-

mentlich den großen Vorzug hat, daß sie viel klarer ist als der Text Gobineaus selbst. Dagegen ist die wirkliche, sachliche und logische Fortsetzung des Rassenbuchs die „Geschichte der Perser“; denn die Richtigkeit der dort mehr im allgemeinen dargelegten Grundsätze soll hier an einem Sonderbeispiel in aller Ausführlichkeit erhärtet werden; und zwar wollte Gobineau, wie er selbst gesagt hat, „an dem Beispiel der von allen ihren Genossen am meisten isolierten arischen Nation nachweisen, wie ohnmächtig die Verschiedenheiten des Klimas und der Nachbarschaft und die Zeitumstände für die Veränderung oder Bändigung des Rassencharakters sind“[1]), ein Programm, das Seillière witzig folgendermaßen abzuändern vorschlägt: „Ich habe die Geschichte der Perser geschrieben um, vielleicht wider meinen Willen, an dem Beispiel der von allen ihren Genossen am wenigsten isolierten arischen Nation nachzuweisen, wie mächtig die Verschiedenheiten usw. usw. sind“[2]). Gobineau hat, wie aus dem Buche selbst hervorgeht, noch in Persien angefangen daran zu arbeiten. In Athen hat er es vollendet, und 1869 erschien es unter dem Titel: Histoire des Perses, d’après les auteurs orientaux, grecs et latins, et particulièrement d’après les manuscrits orientaux inédits, les monuments figurés, les médailles, les pierres gravées, etc. in zwei starken Bänden von zusammen 1223 Seiten bei Plon in Paris.

KAPITEL I. DIE ZUSTÄNDIGKEITSFRAGE. SEILLIÈRES KRITIK

War Gobineau der Mann danach, um ein so mächtiges wissenschaftliches Werk anzufassen und durchzuführen? Wir haben gesehen, daß er mit der Methode der Geschichtswissenschaft auf

---

[1]) Vorwort zur zweiten Ausgabe des Essai. [2]) a. a. O. S. 272.

recht gespanntem Fuße stand, und wenn ihm im Rassenbuch großzügige Überblicke, geistreiche Auffindung entlegener Zusammenhänge, originelle Belichtung bekannter Tatsachen durch den leitenden Gedanken des Rassenprinzips gelungen waren, würden die Eigenschaften, die ihn dazu befähigten, auch Erfolg verbürgen, wo es galt, in die Tiefen einer schwer zugänglichen, ins fernste Altertum zurückreichenden, orientalischen Nationalgeschichte hinabzusteigen und unter dem Schutt der Jahrhunderte, der Jahrtausende mit unendlicher Mühsal und Geduld den Goldstaub der geschichtlichen Wahrheit hervorzuschürfen? In mehr als einer Hinsicht, das ist ja keine Frage, hatte er bei der Lösung dieser Aufgabe vor fast allen Mitbewerbern einen beträchtlichen Vorsprung. Er kannte Land und Leute aus eigener Anschauung wie wenige, und diese Kenntnis verdankte er nicht einer kurzen Studienreise, sondern langjährigem Aufenthalte in Persien selbst, wo er von 1854 bis 1858 als Sekretär der französischen Gesandtschaft, von Ende 1861 bis 1864 als bevollmächtigter Gesandter Frankreichs beglaubigt war, Stellungen, die ihm Reisen in alle Gegenden des Landes ermöglichten. Wie tief er sich in die Geistesart des persischen Volkes eingelebt hatte, beweisen aufs glänzendste sein Buch über die Religionen und Philosophien Zentralasiens (1863) und seine Asiatischen Novellen (1876), Werke, die allein und ohne die wundervolle „Renaissance“ genügen würden, ihn als einen hervorragend feinen Völkerpsychologen zu erweisen; und welche Fähigkeit wäre zugleich seltener und für den Historiker wertvoller, als die Kunst, sich in fremdes Seelenleben einzufühlen? Endlich besaß Gobineau, dank seiner Beherrschung der persischen Sprache, eine ungewöhnliche Kenntnis der persischen Literatur, hauptsächlich der Sassanidenzeit, und damit ein Hilfsmittel, das, recht benutzt, von unermeßlichem Werte für die Erschließung der Kulturgeschichte der gleichzeitigen und wohl auch früherer Perioden werden konnte.

Gehören doch Dichtungen, Legenden, Märchen, Mythen, Aberglauben und dergleichen zu den wichtigsten Geschichtsquellen. Wenn man nur den rechten Zauberspruch kennt, der sie zum Reden bringt, offenbaren sie uns wohl etwas von dem Allerfeinsten und Geheimsten, das tief unter der Oberfläche des „Tatsächlichen" verborgen schlummert. Daß und wie man sie befragen kann, hat auch Gobineau bisweilen gut gefunden. Es ist nicht übel, wenn er aus der Vergleichung einer Ktesiasstelle mit persichen Überlieferungen lernen will, „comment les légendes se composent"[1]), denn dies allein kann man wirklich daraus lernen; oder wenn er in einer Erzählung des Schah-nameh (13. Jahrh.) über das Verhältnis eines legendarischen Königs von Iran zu seinen Vasallen echte Erinnerung an uralte Verfassungszustände nachklingen hört, weil der Dichter aus denen seiner eigenen Zeit nichts annähernd Ähnliches entnehmen konnte[2]). Ja, daß sogar das geradezu Ungeschichtliche eine hohe geschichtliche Bedeutung haben kann, wird an dem Beispiel des angeblichen Ausspruchs Franz' I.: Tout est perdu, fors l'honneur! ganz ausgezeichnet dargelegt[3]).

Rechtfertigten derartige, unbestreitbare Vorzüge auf der einen Seite hohe Erwartungen, so ist doch nicht minder klar, daß ihnen ebenso starke Bedenken entgegenwirken. Wir haben den gänzlichen Mangel wissenschaftlicher Schulung, kritischer Methode, geistiger Unbefangenheit kennen gelernt, der alle Kleinarbeit im Essai sur l'inégalité rettungslos verpfuscht hat: Kleinarbeit aber erfordert natürlich eine Nationalgeschichte in noch weit größerem Umfang. Stutzig machen muß auch das oben mitgeteilte Programm: zu beweisen, wie wenig äußere Verhältnisse den Rassencharakter beeinflussen. Nicht als ob ein Mann der Wissenschaft ohne klar erkanntes Endziel an seine Aufgabe herantreten solle; aber ein Historiker konnte diese nur so fassen: zu unter-

1) I S. 235. 2) I S. 319. 3) I S. 250.

suchen, ob und in welchem Grade äußere Verhältnisse den Rassencharakter bestimmen. Gobineau hat freilich von „dem, was sich Historiker nennt“ eine äußerst geringe Meinung, und man fragt sich, wen er eigentlich im Zeitalter Rankes und seiner Schule mit dem vernichtenden Urteil hat treffen wollen, das er fällt. Es ist wahr, auch der objektivste Historiker sieht nur „avec les yeux que la nature lui a faits, que son tempérament a troublés, que ses habitudes ont dérangés, que ses préventions ont obscurcis“[1]), auch er wird nie imstande sein, wie ein außerweltlicher Geist über den Dingen zu schweben; aber eben darum wird er sich auch nie einbilden, absolute Gewißheit, mathematische Wahrheit erforscht zu haben, wie ihm Gobineau vorwirft[2]), sondern sich der Relativität seiner Einsichten und Erkenntnisse stets bewußt bleiben. Wie eigentümlich ist die Verkennung dieses Umstandes bei dem Zeitgenossen Taines und Renans, als deren Hauptleistung man bezeichnet hat, daß sie den vorher herrschenden Begriff des Absoluten durch den des Relativen, die Kategorie des Seins durch die des Werdens im wissenschaftlichen Denken ersetzt hätten. Was muß einer eigentlich für eine närrische Vorstellung von der geschichtswissenschaftlichen Arbeit des 19. Jahrhunderts haben, der es ablehnt, eine bestimmte Quellengruppe „nach der kartesianischen Methode“ zu beurteilen und „einer rationalistischen Analyse“ zu unterziehen, wie es Gobineau inbezug auf die persischen Annalen tut[3])? Das nennt man gegen Schemen kämpfen. Oder man höre weiter: „Was sich Historiker nennt, und schreibt um zu beweisen, läßt das, was bewiesen wird, dasjenige verschlingen, was das Gegenteil dartun würde; wer schreibt um zu erzählen, wirft beiseite, was die Schönheit, die Kraft, die Größe oder die Lieblichkeit seiner Erzählung beeinträchtigt; — — wer schreibt, um wahr zu sein und die Idee des Wahren bald mit der des Möglichen, bald mit

[1]) I S. 242. [2]) I S. 264. [3]) ebenda.

der des Würdigen oder des Schicklichen verwechselt, macht sich ein Verdienst daraus, als Fabel zu verwerfen, was er schlecht versteht oder was er anstößig findet[1]). Oft ohne es zu glauben, sieht er mit der ganz entschlossenen Absicht, dies und das Ding wahrzunehmen und nicht jenes andere, das gleichwohl ganz ebensogut vor seinen Augen liegt"[2]). Auf wen, fragt man, paßt dies Zerrbild eines Historikers anders als auf den selbst, der es entworfen hat? Diese Sätze könnten ganz gut als Leitspruch vor der Histoire des Perses stehen; und das ist das Drollige bei der Sache.

Seillière hat es sich denn auch zur Hauptaufgabe gemacht, zu verfolgen, wie Gobineau es angefangen hat, nur das zu sehen, was er sehen wollte; er hat die zugrunde liegende Voreingenommenheit, von der er ausging, nicht minder aufgedeckt wie die Gewaltsamkeiten, Inkonsequenzen, Widersprüche und logischen Ungeheuerlichkeiten, mit denen er, unbeirrt durch allen Augenschein des Gegenteils, seiner in dieser Überspannung unhaltbaren These zum Siege zu verhelfen sucht. Er läßt die Völkertypen in Gobineaus Beleuchtung Revue passieren: reine Arier und schwarze Dyws, Turanier und Semiten, Griechen und Makedonier, Römer und Parther; er bucht genau alle Stellen, wo persische mit germanischen Vorstellungen, Namen, Einrichtungen, Überlieferungen in Vergleich gestellt werden, ganz besonders die altiranische mit der europäischen Feudalität; er zeigt, wie Gobineau gewisse Grundvoraussetzungen seiner Geschichtskonstruktion, z. B. die von der zentralasiatischen Urheimat aller arischen Völker, von deren Blutsverwandtschaft, von der Urkultur der Arier u. dgl., auch in der Persergeschichte beibehalten und verwertet hat, während andere entweder aufgegeben oder umgestaltet sind. Vom „Odal" als der ältesten arischen Form des Grundbesitzes ist z. B. keine Rede mehr; Gobineau ist zum unbedingten

[1]) ...245. [2]) I S. 242.

Verehrer der Feudalität geworden, die er für eine urzeitliche Einrichtung hält. Seine Meinung über das Verhältnis der Arier zum Menschenopfer hat er vollständig geändert. Wir sahen oben (S. 125 f.), mit welchem Abscheu er im Rassenbuch den Gedanken von sich wies, reine Arier könnten je Menschen geopfert haben, und wie er sich um dieser Behauptung willen in ziemlich grobe Widersprüche verwickelte. In der Persergeschichte verkündet er mit Nachdruck das genaue Gegenteil — natürlich ohne diese „Bekehrung" mit einem Worte anzudeuten und ohne deshalb später (1882) an den als irrig erkannten Ausführungen des Rassenbuchs eine Silbe zu ändern — und führt drei Seiten lang aus, wie die verschiedenen Völker der weißen Art ihre Überzeugung, daß das Menschenopfer den gottgefälligsten Kultus darstelle, betätigten[1]).

Auf allen diesen Gebieten, wo Seillière geerntet hat, Ähren zu lesen, bin ich nicht gesonnen. Ich will diese Dinge abgetan sein lassen und versuchen, dem Buche von anderer Seite her nahe zu kommen. Die Rassenfragen, die Gobineau und Seillière mit Recht in den Vordergrund rücken, darf ich, den Zwecken meiner Arbeit gemäß, mehr zurücktreten lassen. Statt dessen will ich lieber fragen, ob und inwiefern Gobineau unsere geschichtliche Einsicht sonst angeregt, bereichert und befruchtet hat, und mit welchen Mitteln er dies versucht und erreicht hat. Die Probleme, um die es sich dabei handelt, sind für die verschiedenen Epochen der Geschichte Persiens sehr verschieden.

---

[1]) I S. 43: Pour les anciens peuples arians, on les a vus dans les stages les plus purs de leur existence, alors que leur conscience agissait libre de suggestions étrangères, immoler sur leurs autels des hommes vivants. Cette dévotion redoutable a été reconnue par l'universalité de la race comme étant la plus vénérable.

KAPITEL II. DIE GESCHICHTE PERSIENS BIS AUF CYRUS

Was ein gewiß exakter und nichts Brauchbares geringschätzender Forscher, wie Eduard Meyer fünfzehn Jahre nach dem Erscheinen der Histoire des Perses über die Geschichte der Meder und Perser vor Cyrus zu sagen weiß, füllt wenig mehr als eine Druckseite[1]); bei Gobineau kommen auf diese Zeit mehr als 300: Buch I Kapitel 1—11; Buch II Kapitel 1—4; davon zwei kurze Kapitel, I 1 und 8, geographischen Inhalts. Der Grund ist der, daß er die gesamten einheimischen Geschichtsüberlieferungen der Perser, sowie den Inhalt von Epen, die geschichtliche Stoffe behandeln, wie Firdosis „Königsbuch" und das „Kusch-nameh", in seine Darstellung hineingearbeitet hat. Das ist an sich eine große Bereicherung: wie vielen Gelehrten, die sich mit alter Geschichte beschäftigen, wären denn die meisten dieser persisch oder arabisch abgefaßten, zum Teil nur handschriftlich vorhandenen Quellen auch nur zugänglich gewesen? Es kam alles auf das Wie? der Benutzung an. — Entweder konnte man der Ansicht sein, daß alle diese Legenden, angeblichen Historien und Kunstdichtungen in Wahrheit Poesie seien, und zwar Anklänge und schattenhafte Erinnerungen an geschichtliche Vorgänge enthielten, wie Nibelungenlied und Dietrichsage, Anklänge, die man, wenn im Besitz geeigneter Kontrollmittel, wohl herausfinden kann, daß sie aber an und für sich zur Feststellung dieser geschichtlichen Vorgänge ebenso ungeeignet sind, wie die Dietrichsage zur Rekonstruktion der Geschichte Theoderichs des Großen[2]). Dann

[1]) Geschichte des Altertums I, §§ 366, 374, 389, 396, 461, 462. [2]) F. Justi, Geschichte des alten Persiens, S. 29, zieht denselben Vergleich, mit nicht ganz denselben Folgerungen.

konnten sie im Anschluß an die anderweit gefundene geschichtliche Wirklichkeit oder, wenn diese überhaupt nicht mehr zu entdecken war, an ihrer Stelle erzählt werden: „so und so hat die Sage diese Dinge ausgemalt", „die Phantasie des Volks bewahrte oder schuf von den Ereignissen, von denen jede zuverlässige Kunde verloren ist, das folgende farbenbunte Bild".

Diesen Weg hat Gobineau verschmäht, notwendigerweise, da er den dabei vorausgesetzten Begriff einer erreichbaren geschichtlichen Wahrheit von vornherein abweist. Der Leser der Histoire des Perses steht vor der verblüffenden Entdeckung, daß Gobineau unter die Agnostiker gegangen ist. Er, der sich im Rassenbuch über die Grenzen der geschichtlichen Gewißheit den erstaunlichsten Täuschungen hingab und Dinge, die jenseits aller menschlichen Erkenntnisfähigkeit liegen, glaubte „unwiderleglich festgestellt" zu haben, er erklärt jetzt kühlen Herzens, die Wahrheit überhaupt sei eine wunderschöne Sache, die zu besitzen außerordentlich wertvoll sein würde, die man aber ihrer Natur nach niemals zu erfassen vermöchte[1]).

Auf diesem Standpunkt kann man entweder alle Bemühung um die Erkenntnis der Vergangenheit als aussichtslos aufgeben, oder man kann, unter bloßem Verzicht auf die Kritik der Quellen, diese reden lassen, wie sie sich geben, die Verwertung anderen überlassend. Man kann dabei sehr wohl legendarische und rein poetische Dinge in aller Breite erzählen und dabei dem Historiker, der einen weniger verzweifelten Standpunkt einnimmt, den wertvollsten Stoff liefern, ja sogar selbst unmittelbar eine Geschichte der poetischen Reflexe des historischen Geschehens

---

[1]) I S. 250: La vérité, si l'on pouvait la dégager, si l'on pouvait être sûr de la tenir, de la reconnaître, de la présenter telle qu'elle est etc., ferait l'histoire à elle seule, et devant son rayonnement il n'y aurait besoin ni d'art ni de mérite pour captiver l'attention. Mais c'est précisément elle qui ne s'atteint, qui ne se saisit, qui ne s'embrasse pas. Ebenso I S. 240ff.

schreiben[1]). Dies ist der Weg, den Gobineau einschlagen zu wollen angibt.

Er hat die Methode Herodots auseinander gesetzt und ist so entzückt von ihr, daß er in den Stoßseufzer ausbricht: „Wollte Gott, er wäre noch leichtgläubiger und noch abergläubischer gewesen als man ihm vorgeworfen hat; er hätte uns dann noch mehr Mythen erzählt, noch mehr Glaubensvorstellungen kennen gelehrt[2]). Denn „eine solche Methode hat den unermeßlichen Vorzug, die gründliche Hinfälligkeit der menschlichen Zeugnisse als unbestreitbar anzunehmen und daher viele Lesarten aufzubewahren, die systematischere Geister sorgfältig hätten verschwinden lassen, weil sie nicht mit den ihnen geläufigen Arten der Darstellung übereinstimmten"[3]). Dieses glorreiche Vorbild denkt Gobineau nachzuahmen. Seine Worte sind so bezeichnend, daß ich mich nur ungern zum Versuch einer Übertragung entschließe, statt das Original anzuführen: „Ich befasse mich nur nebenbei und ohne große Ansprüche zu stellen, mit der materiellen Wirklichkeit der Tatsachen; ich begnüge mich mit der relativen Wirklichkeit, an der zu zweifeln unmöglich ist, und fühle mich somit berechtigt, eine Geschichte zu schreiben, die, nichts geringschätzend, alles berücksichtigend und mit dem Bewußtsein ihres Rechts die unwahrscheinlichsten und meinetwegen tollsten Überlieferungen registrierend, nicht nur Material aufbewahrt, das die allmählich fortschreitende Wissenschaft vielleicht eines Tages besser wird ausnützen können als ich vermag, sondern die auch . . . eine Lebhaftigkeit des Zeitkolorits, eine Frische des Lebens und, ich scheue mich nicht es auszusprechen, jene allgemeine Wahrheit aufweisen wird, die Herodot besaß und die man anderswo sehr selten trifft. . . . Mit einem Wort, die Geschichte, die ich anstrebe, ist weit weniger die der Tatsachen —

1) wie etwa Kurth mit seiner Histoire poétique des Mérovingiens. 1893.
2) I S. 249. 3) I S. 252.

diese gibt nur Anlaß zu ewigen Zweifeln, Widerlegungen und Streitereien — als die des Eindrucks, den die Tatsachen auf den Geist der Menschen, unter denen sie sich abspielten, hervorgebracht haben. . . Man wird (möge) es mir daher nicht verübeln, daß ich die von mir berichteten Mythen nicht jenen dornigen Untersuchungen unterziehe, die bezwecken, mit Hilfe einleuchtender Vermutungen Erklärungen zu bieten, die doch immer zweifelhaft bleiben"[1]).

An diesem Programm ist wirklich gar nichts auszusetzen. Wir mögen uns davon nur eine dürftige Ausbeute für die Tatsachen-Historie versprechen; dafür dürfen wir erwarten, anstatt der nüchternen Trockenheit unzusammenhängender Notizen ein farbensattes, reich ausgeführtes iranisches Epos kennen zu lernen, das vor anderen Darstellungen den Vorzug hätte, nicht ausschließlich auf Firdosi zurückzugehen, und durch das uns in poetischem Gewande schließlich ein echtes Stück iranischen Geistes und Lebens, und nicht das schlechteste vorgeführt würde.

In Wirklichkeit ist das alles aber bloß Prospektsmusik, der gar nichts Tatsächliches entspricht. Während Gobineau das eine Verfahren ablehnt, und sich für das andere entscheidet, hat er in der Praxis ein drittes gehandhabt[2]). Der Grund wird tiefer liegen als nur in seiner persönlichen Eigenart: ein Mensch des 19. Jahrhunderts kann eben die treuherzige Unbefangenheit eines Herodot nicht mehr besitzen und erst recht nicht nachmachen. Aber der Mangel an Klarheit, der hier bei Gobineau zutage tritt, ist allerdings erschreckend, der Widerspruch zwischen Vorsatz und Ausführung um so schreiender, als er sein theoretisches Programm nicht etwa am Anfang des ganzen Werks entwickelt, sondern im ersten Kapitel des zweiten Buchs (Façon de comprendre

---

1) I S. 265 f. 2) Es ist der Fehler der Ausführungen Dreyfus', diese unleugbare Tatsache zu unterschlagen. Er beurteilt das Buch nach dem, was es zu sein vorgibt, nicht nach dem was es ist.

l'histoire iranienne et ses sources), nachdem er schon mehrere hundert Seiten lang nach einer völlig anderen Methode gearbeitet hat.

Diese Methode besteht darin, die epischen und annalistischen Überlieferungen der Perser als historische Quellen im engeren Sinne aufzufassen, ihren Inhalt einer rationalistischen Kritik zu unterziehen, das sachlich Mögliche ohne weiteres als annähernd geschichtlich wahr anzusprechen, die Ungleichmäßigkeiten der verschiedenen Überlieferungen durch geschickte Auslegung auszugleichen, die mythischen und märchenhaften Züge entweder als dichterische Ausmalungen des Tatbestands auszuschalten oder, noch lieber, als poetisch-symbolische Einkleidungen eines solchen anzusehen und auszudeuten, endlich Übereinstimmungen zwischen den persischen und den griechischen Berichten ausfindig zu machen und im Notfall herbeizuführen. Das ist also die Methode, die von allen denkbaren und möglichen die von Grund aus verkehrteste war und ungefähr ebensoviel Erfolg versprach, wie wenn man durch eine derartige Behandlung aller „Quellen“ über König Artus und seinen Ritterkreis, von Gottfrieds von Monmouths „Geschichtswerk“ Historia regum Britannorum an durch die ganze keltisch-französische und mittelhochdeutsche Romanliteratur hindurch, Geschichte zutage fördern zu können glaubte[1]). Gobineau hat zwar versichert, daß er das gar nicht beabsichtige; aber wir sind wohl berechtigt, uns an das zu halten, was er nicht bloß gesagt, sondern was er getan hat.

Gobineau lehnt es ausdrücklich ab, reine Dichtungen als Ge-

---

[1]) Wie man etwa den historischen Gehalt der iranischen Sage ausschöpfen kann, zeigt F. Justi in der „Geschichte des alten Persiens“, 1879, S. 29—38, einem im übrigen höchst unkritischen Buche. E. Meyer, Geschichte des Altertums, I § 438, verhält sich absolut skeptisch gegen die Sage, erklärt die iranischen Könige und ihre Kämpfe gegen Turan für mythisch und die Ausmalung der Verhältnisse für ohne Zweifel ganz unhistorisch. Ist das nicht zu weit gegangen?

schichtsquellen zu verwerten: „dergleichen Werke dürfen nur in der Geschichte der Ideen eine Rolle spielen; anderwärts sind sie nicht zulässig“[1]). Die persischen, als „Nameh“, d. h. Buch, bezeichneten Epen sind seiner Ansicht nach, obwohl er sie einmal „véritables chansons de geste“ nennt, nicht reine Dichtungen, sondern ihr Zweck ist, die uralten geschichtlichen Überlieferungen der Nation zu erhalten und fortzupflanzen[2]); möglich, daß sie dabei die Geschichte „verschönen“ wollen, aber sicher wollen sie sie vor allen Dingen mitteilen, und deshalb enthalten sie „die Wahrheit als einen notwendigen Bestandteil in sich“[3]). Das gilt in um so höherem Grade von den eigentlichen Jahrbüchern, von denen die heutigen Perser überzeugt sind, daß sie eine „histoire particulière au pays, très-réelle, très-positive, très-ancienne“ enthalten. Mögen dabei immerhin zahlreiche Fabeleien, Verwechslungen, Unrichtigkeiten aller Art mit unterlaufen: der Perser nimmt sie ruhig in Kauf und tröstet sich mit dem Gedanken: „Gott allein weiß genau, was daran ist“[4]), eine Resignation, die Gobineau zur Nachahmung empfiehlt. Ihm imponiert die Reichhaltigkeit und lückenlose Geschlossenheit der persischen Annalen, die von der Dürftigkeit des durch die Griechen Überlieferten so stark absticht, und er schließt daraus, daß wir uns durch jene, nicht durch dieses leiten lassen müßten[5]). Dieser Schluß zeugt aber nur von der kindlichen Unbefangenheit seines Urhebers in allen Fragen der Heuristik. Gerade daß die Perser bis Jahrtausende vor Christi Geburt zurück alles so genau wissen, ist natürlich im höchsten Grade verdächtig und macht von vorn-

---

1) I S. 267. 2) was übrigens wohl wirklich ihr Zweck war, oder doch der ihrer Redaktoren. 3) I S. 258 und 267. 4) I S. 170. 5) La tradition iranienne le veut ainsi, et comme elle est aussi suivie, aussi cohérente et, dans son ensemble, aussi rationnelle que les détails recueillis à Babylone, à Suse, peut-être à Ecbatane par les historiens grecs, se montrent décousus et difficiles à concilier entre eux, la vérité doit être de son côté (I S. 281).

herein die Vermutung, daß es sich hier um reine, die Geschichte nachträglich konstruierende Dichtung handelt, beinahe zur Gewißheit. Daß die Perser darüber anderer Meinung sind, fällt wohl kaum ins Gewicht; denn was das Volk für seine Geschichte hält, war und ist immer und überall ein Gemenge abgeblaßter Erinnerungen mit Fabeleien, Aberglauben und Unsinn; eine Geschichtswissenschaft der Gelehrten im europäischen Sinne gibt es aber in Persien nicht.

Huldigt man indessen einmal, wie Gobineau, der Ansicht, daß alle jene orientalischen Traditionen geschichtliche Wahrheit, wenn auch nur „relative" und „allgemeine", enthalten, so ist das erste Erfordernis, daß man sie einer gründlichen Quellenkritik unterzieht. Denn was nützt uns die Mitteilung, daß dies bei Hamza Isfahany und jenes bei Hafez Abru steht, daß Azerpejuhs Buch „Lob der Könige" die eine, der „große Autorität genießende" Myrkhond in seinem „Garten der Reinheit" die andere Stammtafel gibt, daß eine Kunde aus der Bücherei der Könige von Taberystan, eine andere aus den „unschätzbaren" Fragmenten des vom Parsismus zum Islam bekehrten Historikers Ibn-el-Mogaffa herrührt, wenn wir nicht erfahren, wann, wo und wie diese Quellen entstanden sind, auf welchen Quellen sie ihrerseits ruhen, welchen Charakter sie tragen, ob und wieso sie eine Tendenz befolgen, ob und inwiefern sie voneinander abhängig sind, und was der tausend Fragen noch sind. Das wäre freilich eine Arbeit, zu deren Leistung ein Gelehrtenleben schwerlich ausreichte. Gobineau hat nicht einmal den bescheidensten Anlauf dazu genommen. Sogar über Art und Zeit der Entstehung des Vendidad, den er für die Urgeschichte ausgiebig benutzt, hat er sich nicht Rechenschaft zu geben versucht, obschon das auch für ihn wohl möglich gewesen wäre. Er glaubt eben an einen solchen Unbegriff wie „die Exaktheit der Legende"[1]), setzt sie des-

[1]) Ce que je remarque principalement ici, c'est l'exactitude évidente de

halb ruhig an die Stelle der Geschichte („l'histoire, ou, si l'on aime mieux, la légende" I S. 146), und wenn er einmal sich ihr gegenüber den Schein einer gewissen Zurückhaltung gibt, so ist das nicht im geringsten ernst zu nehmen[1]). Von der Geschichte der Arier vor der Trennung von Indern und Iraniern, einer Periode, von der man sich heute überhaupt kaum etwas Bestimmtes auszusagen getraut, weiß er hunderte von Seiten zu erzählen. Mit tödlichem Ernste wägt er die Glaubwürdigkeit der verschiedenen Annalisten gegeneinander ab, um die absurdesten Stammbäume sagenhafter Fürsten, für die er sich besonders interessiert, oder die abenteuerlichsten Synchronismen mit biblischen Erzählungen — anscheinend ein Lieblingssport der persischen Historiker — festzustellen[2]). Seine ganze Liebe gilt dem Heldenliede Kusch-Nameh, von dem er sich eine prachtvolle Handschrift verschafft hatte und mit dessen Übersetzung er noch in seinen letzten Lebensjahren beschäftigt war. Die darin enthaltenen Erweiterungen der Legenden von Abtin und Feridun, z. B. die ganze Partie, die sich auf das jenseits des Kaspi-Sees gelegene Königreich Besila bezieht, nimmt er als wichtige Bereicherungen unseres Wissens ohne weiteres in die Geschichtserzählung auf; ja er schließt aus ihrem Vorhandensein rückwärts auf den „hohen Wert der Urkunden, auf Grund deren jene Dichtung abgefaßt ist"[3]), ein schwer zu würdigendes Argument. Von einer symbolischen Deutung der alten Erzählungen, wie sie bei gewissen Sekten im Oriente selbst beliebt ist, will er im allgemeinen nichts wissen, namentlich nicht bei den heiligen Schriften[4]).

la légende, I S. 103. [1]) La gravité de l'histoire ne permet pas de suivre la légende dans tous les développements romanesques qu'elle se plait à tirer de ce thème. Unmittelbar darauf folgt die Legende von Abtin und Ferarenk in aller Breite. (Ich bediene mich nach Möglichkeit der Schreibung, welche die Namen in Rückerts Übersetzung des „Königsbuchs" haben). [2]) z. B. Buch I, Kap. 9. [3]) I S. 214 Anm. [4]) la Bible, comme le Vendidad, est restée éternellement en dehors de cette tenta-

Daß bei alledem nichts als eine elende, stümperhafte Geschichtsklitterung herauskommen kann, liegt auf der Hand. Der einzige Vorwurf, den man ihm nicht machen kann — denn selbst die Darstellung ist hier trocken und breit — ist, daß er „den Begriff des Wahren mit dem des Möglichen verwechsle“[1]); denn er stößt sich auch an Unmöglichkeiten nicht, und erscheinen die Bestien gar zu ungeberdig, so findet er Mittel, ihnen die Giftzähne auszubrechen. Ein solcher Stein des Anstoßes sind z. B. die bei der Sage beliebten ungeheuern Zeiträume. So soll Zohak (Dhohak) 1000 Jahre regiert haben, Feridun 500, Keikobad 100, Key-Ka'us 150. Gobineau hat dafür zwei Erklärungen. Entweder — und das ist an sich nicht so übel — sind ihm die betreffenden Herrscher nur Personifikationen ganzer Perioden; z. B. repräsentiert Dhohak die assyrische Eroberung und die ganze Reihe von Dynastien fremden Ursprungs, die während derselben über Iran geherrscht haben sollen; oder die langen Zeiträume deuten darauf hin, daß Königsnamen in Vergessenheit geraten und ihre Regierungszeiten denen ihrer Vorgänger zugezählt worden sind[2]), ein offenbar ganz willkürliches Verfahren. Ebenso gewaltsam geht es bei der Parallelisierung persischer und griechischer Überlieferung zu. Für ein unvoreingenommenes Auge ist jeder Versuch derart völlig aussichtslos, da es sich um grundverschiedene Objekte der Berichterstattung handelt; denn die Meder, von deren Reiche allein die Griechen etwas wußten, haben mit den Iraniern, um die sich die persische Heldensage dreht, schwerlich etwas zu tun, eine Tatsache, die Gobineau kennt, aus der er aber die wunderlichsten Folgerungen zieht. Er identifiziert zunächst den assyrischen Eroberer Dhohak (Zohak) mit Dejokes, während in Wirklichkeit Dajaukku = Dejokes ein Mederfürst war, der im

tive, et ne s'y prête pas (I S. 167). [1]) s. o. S. 158. [2]) Einmal wird auch die Möglichkeit einer bloßen „Übertreibung“ von 50 auf 500 Jahre angenommen (I S. 305).

Jahre 715 von Sargon gefangen und nach Hamât verpflanzt wurde[1]. Feridun, der Lieblingsheld der alten Sage, ist Phraortes. Er war ein Iranier, eroberte Medien und setzte dort eine Vasallendynastie ein, die in Ekbatana residierte und durch den Namen Nestuh repräsentiert wird. Dieser ist mit dem Astyages der Griechen identisch. Unter der medischen herrschte über das eigentliche Persis eine Dynastie von Aftervasallen, personifiziert in Schiruieh, aus der dann Cyrus hervorging. Zwischen Phraortes und Kyaxares = Minotschihr liegt wahrscheinlich ein Zeitraum von Jahrhunderten; während dessen regierten Naudher (Nouzer) und seine Nachfolger. Astyages gehört also in diese Reihe gar nicht hinein, und Medien war nicht Zentrum, sondern Vasallenstaat des großiranischen Reiches. Um diesen ganzen Rattenkönig von Unsinn zu beglaubigen, muß wiederholt Ktesias als Kronzeuge dienen, gerade der Grieche, dessen Mitteilungen sich, soweit sie die ältere Zeit betreffen, fast sämtlich als ganz unhaltbar herausgestellt haben. Ein näheres Eingehen auf diese Dinge erübrigt sich wohl.

Man sieht schon aus dem bisher Gesagten, wie es Gobineau mit den Zahlenangaben seiner persischen Annalisten hält. Mit allerlei Vorbehalten läßt er sie sich gefallen, rühmt ihre Mäßigkeit, rechnet für die Gründung des iranischen Reichs etwa das Jahr 3000 heraus, und befürwortet deshalb eine Zurückdatierung der „in der Regel auf 2500 angesetzten“ Sündflut. Das kann nicht im geringsten wundernehmen, war vielmehr genau so zu erwarten. Was aber im höchsten Grade überrascht, ist, daß Gobineau sich diesen Erwägungen nur „mit einem wirklichen Widerwillen“ unterzieht, um dem Chronologie-Fanatismus seiner abendländischen Leser Genüge zu tun. Er selbst verachtet diese superstition sèche, la plus exaltée des superstitions[2]) und macht sich über den Mann lustig, der „mit unerschütterlichem Glauben“

[1]) Ed. Meyer, Geschichte des Altertums I § 374. [2]) I S. 336.

das Erdbeben, das den Ossa vom Olymp trennte, aufs Jahr 1885, und kein anderes, datiert. Er, der im Rassenbuch in chronologischen Dingen der Gläubigste der Gläubigen gewesen war[1]), versichert jetzt, die Chronologie sei ihm immer als der schwächste, oft phantastischste, Teil der Geschichte erschienen, und kann nicht genug scharfe Worte finden, um ihren Anspruch auf Genauigkeit und Zuverlässigkeit in seiner ganzen Nichtigkeit zu brandmarken. Dies Bedürfnis sei allerdings in der Gesamtanlage des abendländischen Geistes begründet: Nous voulons de la précision, fût-elle factice, et des assertions directes et rigoureuses, fussent-elles fausses. L'imagination occidentale est ainsi faite. Daß chronologische Bestimmung, wenn auch nur ungefähre und annähernde, eine Grundbedingung aller Geschichtsschreibung ist und alles rein zeitlose Geschehen auf den Charakter des Historischen keinen Anspruch hat, will er nicht Wort haben. Zeitlos sind aber im Grunde alle die von der orientalischen Heldensage erzählten Dinge, und dies entspricht der orientalischen Auffassung von „Geschichte", die Gobineau so schildert: „L'histoire comprise à la façon des Indiens ..... [décrit] des orbites non calculées à travers des espaces vides où l'on ne s'est assuré d'aucun point de repère, et où le sujet du récit privé de toute existence objective raffine à ce point sa subjectivité que c'est tout au plus s'il lui reste rien de réel[2]). Das ist ein kleiner, aber feiner Beitrag zur Psychologie der Morgenländer, der an die Ausführungen des Werks über die Religionen Zentralasiens erinnert und um dessenwillen wir wohl den sonstigen Inhalt jenes Kapitels in Kauf nehmen können. Gobineau fügt noch hinzu: Une telle conception est blâmable, en effet; elle souffle sur les réalités et les transforme en fantômes; mais nous, faisons-nous mieux? Nous forçons les fantômes à devenir des corps.

[1]) vgl. o. S. 91 ff. [2]) I S. 337; ich habe den Satzbau im Anfang ein wenig geändert.

Ein erfreulicher Lichtblick am Schluß eines höchst unerfreulichen Ganzen. Denn das bleibt das Endergebnis: verfehlt im Großen und im Kleinen, in der Gesamtanlage und den Einzelheiten sind diese beiden ersten Bücher der Persergeschichte von Anfang bis zu Ende. Alle noch so bedingten Erwartungen enttäuschen sie aufs kläglichste. Der Verfasser gibt weder Geschichte noch auch nur die Materialien dazu; und von der Sage, die er uns als solche in ihrer Reinheit zu schenken versprach, hat er mit seiner Afterkritik nur den Schmelz der Poesie abgestreift, wie der plumpe Finger eines Knaben den zarten Staub von den bunten Flügeln eines Falters wischt. Nichts von diesen 342 Seiten verdient auf die Nachwelt zu kommen, als das achte Kapitel des ersten Buchs[1]), in dem der Künstler Gobineau die Natur des Elbursgebirges mit vollendeter Meisterschaft schildert.

KAPITEL III. DIE GESCHICHTE DES CYRUS[2])

(3. BUCH, KAPITEL 1—6.)

Mit dem Auftreten des Cyrus ändern sich die Quellenverhältnisse so sehr, daß Gobineau seine bisherige Methode nicht ohne weiteres beibehalten konnte. Einerseits fließen von da an bei den Griechen die Nachrichten über die Perser reichlich genug, daß wir mit ihrer Hilfe, unbeschadet ihrer vielen Irrtümer, Fabeleien und Lücken, eine in den großen Zügen zuverlässige Geschichte des Cyrus entwerfen können, zumal wenn wir sie durch die Inschriften und andere ausgegrabene Überreste kontrollieren. Was dagegen die Perser von ihrem Kei Cho[illegible]gen und

[1]) Aspect de l'Elbourz, acht Seiten. [2]) Ich bevorzuge [illegible] Zunge und Ohr bequemste Namensform. Warum soll man de[illegible]urusch gerade Kyros nennen, und nicht ebenso gut Cyrus?

sagen — hierher gehören vor allem die Gesänge 15—25 von Firdosis Königsbuch, an die 20000 Verse — hat mit den von Herodot geschilderten Ereignissen so gut wie nichts zu tun, sondern bezieht sich auf Kämpfe und Abenteuer in Iran und seinen Nachbarländern. Daß Herodot, der weitgereiste, von diesen Dingen kein Sterbenswort erfahren hat — denn nur Unkenntnis konnte ihn davon abhalten, sie zu erzählen[1]) — ist ebenso auffallend, wie daß die Orientalen nichts von dem Lyderkrieg und seinen Folgen wissen. Noch einmal stellte sich hier dem Forscher die Quellenfrage von selbst in aller Schärfe. Können weitschichtige, durch und durch poetisch-romantische Epen, die ein so weittragendes Ereignis wie die Zerstörung des Lyderreichs einfach totschweigen, wirklich als ernsthafte Grundlagen für die Geschichte des Cyrus in Frage kommen? Und wenn sie für diese verhältnismäßig späte Zeit ausgeschaltet werden müssen, darf man sie dann für eine ferne Frühzeit zu dem gleichen Zweck benutzen, nur weil es für diese an genügenden Mitteln der Kontrolle fehlt? Gobineau hat diese Fragen nicht aufgeworfen. Für ihn gab es hier gar nichts Problematisches. Für seine Auffassung ergänzten sich Herodot und Firdosi, und so hat er mit ihren Geschichten das gemacht, was man eben mit sich ergänzenden Bruchstücken tut: er hat sie mechanisch aneinander geleimt.

Merkwürdig genug nimmt er gerade im ersten Kapitel des neuen Buchs einen vielversprechenden Anlauf zu einer freieren und feineren Behandlung des Stoffs. Gegenstand der Erörterung ist die Jugendgeschichte des Cyrus. Gobineau erzählt die drei vorhandenen Lesarten, nach Herodot, nach Firdosis Königsbuch und nach dem Kusch-nameh, teilt uns mit, daß die zweite in Asien kanonische Geltung erlangt hat, behandelt sie aber seinerseits alle drei als Legenden. Statt nach seiner sonstigen Art das

[1]) und nicht, wie Gobineau (I S. 438) meint, der Plan seines Werkes.

Historische daraus herauszuschälen, bespricht er die Hauptverschiedenheiten der drei Berichte und sucht sie mit recht einleuchtenden Gründen aus ihrem Ursprunge zu erklären. Während Firdosi seinen Kei Chosro als Muster aller Tugenden preist, wissen Herodot und das Kusch-nameh auffallend viel Ungünstiges von ihrem Helden zu künden. Jener beschränkt sich darauf, die Niedrigkeit seiner väterlichen Abstammung und die üblen Weissagungen zu betonen; das Epos aber gibt ihm dazu das scheußliche Aussehen eines Teufelssohnes und einen tückischen, gewaltsamen Sinn[1]). Das kommt, sagt Gobineau, daher, daß diese beiden aus den dem Eroberer abgeneigten Überlieferungen der Meder schöpfen, Firdosi aber aus der Sage seiner Heimatlandschaft Persis. Das ist wenigstens eine ansprechende Vermutung, und das ganze Verfahren eine mögliche und berechtigte Art, sich mit diesen Erzählungen abzufinden[2]).

Im zweiten Kapitel (Développements du règne de Cyrus) gleitet Gobineau, zunächst kaum bemerkbar, in sein altes Fahrwasser zurück. Er spürt im weiteren Verlauf der Geschichte des Cyrus den beiden Quellengruppen nach und findet in den nächsten Abschnitten die von medischem Ursprung durch Herodot, die von persischem durch Ktesias vertreten. Natürlich bevorzugt er die letztere, verwirft daher die Geschichte von der Verschwörung des Harpagos als unannehmbar und setzt den Baktrerkrieg vor den Lyderkrieg. Das wirkliche Verhältnis von Medien, Persis und Iran durchschauten freilich, meint er, die beiden Hellenen nicht, da sie von einem Gebilde, wie es die iranische Lehnsmonarchie war, überhaupt keinen Begriff hatten. Medien und Persis waren beide Lehnsstaaten des großiranischen Reichs. Cyrus

---

1) Ob der Held des Kusch-nameh übrigens wirklich Cyrus ist, scheint mir nach Gobineaus eigenen Schilderungen keineswegs ausgemacht.
2) Auch Weber, Weltgeschichte I S. 403, hat diese beiden Quellengruppen unterschieden.

gehörte der Vasallendynastie von Persis an, war aber irgendwie entfernt mit dem Hause Feriduns verwandt. Als nun dieses, das zuletzt nicht mehr im Elburs, sondern in Persis residiert hatte, erlosch, übertrugen ihm die angesehensten Lehnsfürsten die Lehnsoberhoheit, da seine ungewöhnlichen persönlichen Eigenschaften ihn als hervorragend geeignet erscheinen ließen. Nur die medische Unterdynastie fühlte sich durch seine Erhebung gedemütigt und mußte gewaltsam beseitigt werden. Dieses Ereignis, den medischen Krieg, betrachteten die Griechen fälschlich als die erste Erhöhung des Cyrus auf den Thron, während die persische Legende dessen Ahnen mit den alten großiranischen Königen gleichsetzte. Die unterlegenen Meder bemühten sich, den wahren Tatbestand festzuhalten, die Perser ihn zu verschleiern. Daher die beiden Quellengattungen mit ihren widersprechenden Tendenzen.

Erleuchtend ist an alledem manches, und wenigstens die ganze Richtung der Untersuchung auf die Erklärung der Quellencharaktere ist zu billigen. Freilich beruht die Voraussetzung der hier entworfenen Sachlage, daß nämlich Medien um 560 nicht das Hauptland der Monarchie war, allein auf den orientalischen Epen, die doch teils medischer, teils persischer Herkunft sein sollen; und warum die griechischen Vertreter beider Quellengruppen von Iran nichts wissen und nur von Medien sprechen, wird in keiner Weise erklärt.

Die Darstellung des Lyderkriegs und seiner Folgen enthält zwar einige Absonderlichkeiten im einzelnen, aber nichts eigentlich Bemerkenswertes. Wo es geht, bevorzugt Gobineau auch hier immer Ktesias, z. B. auch inbezug auf die letzten Schicksale des Krösus. An Krösus auf dem Scheiterhaufen nimmt er mit Recht Anstoß, ebenso an der steten Passivität und Ratsbedürftigkeit des Siegers; auch hier wittert er die böswillige, medische Überlieferung. Doch muß er sich in der Erzählung der Unterwerfung

der ionischen Kolonien und der Schicksale der Phokäer, die er in aller Breite schildert, im wesentlichen auf Herodot stützen. Dasselbe gilt von der Eroberung Babylons (Kap. 4.), nur daß er sich hier in breiteren Erwägungen über die mutmaßlichen Ursachen des jähen Falles der gewaltigen Stadt ergeht[1]).

Damit sind die griechischen Berichte abgetan, und die orientalischen kommen an die Reihe, um Rede zu stehen über den von jenen verschwiegenen, „interessantesten“ Teil der Geschichte des Cyrus, seine „Einwirkung auf Iran und Kriege gegen die Skythen[2])“. Diese documents orientaux sind lediglich die epischen Gesänge Firdosis. Wahrlich ein edler Stoff, der nur mit ehrfürchtigen Händen angefaßt werden sollte. Erwiese er doch allein, auch wenn sonstige Zeugnisse fehlten, daß das Volk, das ihn schuf und gestaltete, sicherlich geistesverwandt mit uns Germanen war. Und deshalb ist er auch Gobineau so teuer gewesen, wie aus seinen immer wiederkehrenden Hinweisen auf Ähnlichkeiten mit germanischen Zuständen, Einrichtungen, Anschauungen zur Genüge erhellt. Leider hat ihn diese Hochschätzung hier ebensowenig wie bei der Urgeschichte davon abgehalten, jene Quellen-Alchimie vorzunehmen, die nach seiner Absicht aus dem Erz der Dichtung das Gold der geschichtlichen Wahrheit herausschmelzen sollte, während in Wirklichkeit das köstliche Gold der Poesie und ihrer Schönheit sich verflüchtigte und nur schale, schmutzige Schlacken übrig blieben. Es ist unmöglich, in dieser trostlos nüchternen Prosa-Umschreibung des Schah-nameh irgend etwas Verdienstliches zu finden, es sei denn der Versuch, gewisse epische Orts- und Personennamen mit von den Griechen überlieferten oder mit modernen Namen zusammenzubringen[3]). Nicht

---

1) Am Schlusse des Abschnitts erzählt er nach der Bibel die Rückkehr der Juden aus der babylonischen Gefangenschaft. 2) Titel von Buch III Kap. 4. 3) S. 440: ep. Feriborz = Fer-Iborz, d. h. der berühmte Iberz, = Oibares (Οἰβάρης); S. 447: ep. Djerrym (Rückert: Dscherem, XVII, 440/5),

einmal leidlich getreu ist die Wiedergabe. Die epische Begründung all dieser Skythenfeldzüge, die Rache für Khosros gemordeten Vater Sijawusch, ist nur mit den Worten „raisons un peu romanesques qu'allègue la tradition[1])" dunkel angedeutet. Zusammengehöriges ist auseinander gerissen, anderes willkürlich umgestellt. Khosros Meerfahrt über das Wasser Zirih nach Gang Diz, bei Firdosi die letzte, abschließende Unternehmung gegen den Turkmenenkönig Afrasiab (Gesang XXIV, 1996 ff.), verlegt Gobineau in den Anfang und trennt er völlig von dem Kampf um Gang Diz[2]), weil er in dem Wasser Zirih das „innere Meer" sieht, das seiner Ansicht nach noch zu Cyrus' Zeit die große Salzwüste des inneren Persiens ausgefüllt hat; natürlich mußte aber gegen Feinde, die im Herzen Irans selbst gesessen hätten, zu allererst vorgegangen werden. Rationelle Geschichtbetrachtung! Besonders eingehend erzählt Gobineau den Einzelkampf der elf Heldenpaare (Firdosi XXII, 1794 ff.). Es kommt dabei darauf an, daß der Turkfeldherr Piran nur von dem Perser Guderz gefällt werden kann, und damit dies ermöglicht werde, geschehen im Epos sogar verschiedene Wunder. Gobineau läßt ihn aber kaltblütig von der Hand Gews fallen[3]). Glücklicherweise kommt es auf etwas mehr oder weniger Zuverlässigkeit hier nicht an, da alle diese Dinge die „certitude historique", die Gobineau ihnen zuschreibt[4]), nicht besitzen. Ihnen eignet die ewige Wahrheit dessen,

---

= heutiges Isydjerm, auf der Straße nach Meschhed; S. 448: ep. Mym (Rückert: Mejem, ebda.), gehört zu griech. Imäus (Ἴμαος Ἱμαῖος); S. 448/49: ep. Kaserud (XVII, 959) = Kaseh-Rud, d. h. Fluß Kaseh; Kaseh = Kasia (Ptolemäus); S. 448: ep. Feramorz = Fer-Amorz; Amorz = Amorges (Ἀμόργης, Herodot); S. 454/7: ep. Berg Kenabud (Rückert: Kenabad, XXII, 839), = griech. Kambadini; S. 454: ep. Berg Ribed (XXII, 2100) = Land der ...tolemäus); S. 460: ep. Gengdej (Rückert: Gang Diz) = Land von ...nd der Gangani (Strabon). Die Ptolemäus- und Strabonstellen ...geblich gesucht. Die Stichhaltigkeit dieser Gleichsetzungen ...mologen beurteilen. [1]) I S. 452. [2]) NB. ohne mit einem ..., daß er hier von Firdosi abweicht! [3]) I S. 456. [4]) S. 445

das sich nie und nimmer hat begeben; mit der gemeinen Wirklichkeit haben sie nichts zu tun, und sie in diese hinabziehen zu wollen, war ein zweckloses Unterfangen, das sich selbst das Urteil spricht.

Es wird daher erlaubt sein, auf den sachlichen Inhalt des die Genealogie der iranischen Lehnsmannen nach Firdosi behandelnden 5. Kapitels nicht näher einzugehen. Aber diese Genealogie bringt Gobineau auf die Geschichte von Bizhen und Menizhe (Firdosi XXI), die ihm nach längerer Pause wieder einmal Gelegenheit gibt, griechische und orientalische Überlieferung in Parallele zu stellen. Er glaubt nämlich in ihr die Lesart des Ktesias über das Ende des Astyages zu erkennen, die, wie er mit Recht sagt, dem gesunden Menschenverstand ins Gesicht schlägt und auf mißverstandener Kunde beruhen muß. Trotz der verblüffenden Gleichung Petisakas (bei Ktesias) = Païti Saka, d. h. König der Saken, d. h. König von Seistan, d. h. Rostem, hat die Beweisführung nichts Überzeugendes. Einzelne ähnliche Züge finden sich ja in beiden Erzählungen: tückischer Verrat eines für zuverlässig Gehaltenen, großer Zorn der zunächst Betroffenen, Offenbarung der Wahrheit durch übernatürliche Mächte, bei Ktesias durch einen Traum, bei Firdosi durch den Wunderbecher. Aber alle Einzelheiten sind grundverschieden: was hat der junge Held Bizhen mit dem greisen Astyages, was der mörderische Eunuch Petisakas mit dem herrlichen Befreier Rostem gemein? Astyages wird ermordet, Bizhen gerettet; dort wird der Verbrecher entsetzlich bestraft, hier großmütig begnadigt. Grundverschieden sind aber vor allem Gehalt, Ton und Stimmung der beiden Erzählungen: bei dem Griechen eine absurde, häßliche Anekdote, bei Firdosi eine ergreifende Märe von edler Herzen Liebe und Treue in Not und Tod, mit der ganzen schlichten Größe des Epos hingeworfen, eine Idylle inmitten des unaufhörlichen, grausigen Männerkampfs von Iran und Turan, sehr erinnernd an die

von Hektor und Andromache, das Lieblichste, will mich dünken, im ganzen „Königsbuch". Wenn aus dieser Sage bei der Wanderung von Mund zu Mund, von Volk zu Volk, jemals die Anekdote des Ktesias werden konnte — oder auch umgekehrt —, dann kann aus allem alles werden. Aber dem ist nicht so. Niemand, der jene Sage erzählte, konnte darauf verfallen, die rührende Gestalt der opfermutigen Menizhe aus ihr auszuschalten, mochte er sonst auch noch so viel abziehen oder dazutun. Wer Empfindung für das poetisch Echte und künstlerisch Wahre hat, wird Gobineaus These ablehnen.

Noch einmal wechselt der Verfasser den Standpunkt der Betrachtung, ehe er die Geschichte des Cyrus abschließt, und kehrt bei der Erörterung seines Todes zu jener freieren und über den Dingen stehenden Art der Behandlung zurück, die er auf seine Jugendgeschichte angewendet hatte: „Il ne s'agit nullement de déterminer ici ce qui a été, mais seulement ce que l'imagination iranienne s'est plu à se figurer sur le compte du Grand Roi[1])". So oft Gobineau diesen Grundsatz, der eigentlich für das ganze Werk gelten soll, wirklich befolgt, ist gegen seine Darlegungen nichts einzuwenden. Er teilt über den Tod des großen Eroberers die Lesarten des Herodot, des Ktesias, Firdosis und des Kuschnameh mit, charakterisiert sie nach mancherlei Gesichtspunkten, und kommt zu dem Schlusse, daß wir über den tatsächlichen Abschluß der Regierung des Cyrus nichts wissen und nie etwas erfahren werden[2]). Aber das beraubt die Überlieferungen, zumal die poetischen, mit nichten ihres Wertes. Vielmehr geben erst sie uns den rechten Begriff von der Größe des Herrschers, der die Einbildungskraft der Dichter seines Volkes in solchem Grade angeregt und beschäftigt hat[3]). Wer dieser Tatsache nicht Rech-

1) S. 498. 2) I 506. 3) Der Inhalt des Kusch-nameh, den Gobineau hier skizziert, scheint zu dem Ausschweifendsten zu gehören, was die orientalische Phantasie ersonnen hat. Wir schulden Gobineau Dank dafür,

nung trägt, der, sagt Gobineau mit Recht, kann kein vollkommenes Verständnis seiner Geschichte besitzen.

Nicht in dem, was der historische Cyrus, sondern in dem, was der Held jener Epen getan hat, erblickt nun auch Gobineau seine weltgeschichtliche Bedeutung. Sie liegt darin, daß er durch seinen Vernichtungskampf mit den Turaniern (Skythen) den hinter diesen aufgestauten Massen weißer Völker endgiltig den Weg nach Süden verlegt hat[1]). Diese Völker waren keine geringeren als die Ahnen der Nordgermanen, die etwa im Gebiete der unteren Wolga saßen und bereit waren, wie vor Jahrtausenden Hamiten und Semiten, sich in die Südländer zu ergießen. Cyrus hat sie genötigt, statt dessen nach Norden abzubiegen. Dadurch hat er das Antlitz der Welt verändert und der gesamten Geschichte der germanischen Völker als ihren Schauplatz Europa angewiesen. Ihm verdanken wir alle, wir Europäer des 20. Jahrhunderts, was wir sind. Niemand, auch Alexander nicht, kann an Macht der geschichtlichen Nachwirkung mit ihm verglichen werden. — Die Gründe, die diese Darstellung unhaltbar machen, liegen jetzt auf der Hand; doch wird man sich der Größe der Konzeption erfreuen dürfen.

Nicht alle Abschnitte der Histoire des Perses gleich ausführlich kritisch durchzuprüfen sollte hier unternommen werden, sondern alle sich darbietenden Fragen selbständig zu untersuchen. Die Geschichte des Kambyses, des falschen Smerdis und der Anfänge des Darius lehren uns nichts Neues. Ich wende mich daher sogleich dem Thema „Perser und Griechen" zu.

Damit überspringe ich auch die von der Mazdareligion und der sogenannten Reform des Zarathustra handelnden Kapitel. Genauer auf sie einzugehen, wäre nicht lohnend. Die Fragen, die noch heute die Forscher scheiden, nach Zeit und Heimat, Geschichtlichkeit und Bedeutung des Zarathustra, nach Alter und Ursprung

---

daß er uns wenigstens eine Vorstellung davon verschafft hat. [1]) I S. 509 f.

des Avesta[1]), waren für Gobineau keine Fragen; er hat die meisten deshalb gar nicht erörtert. Ihm steht fest, daß Zarathustra ein Zeitgenosse des Darius, und zwar kein Iranier, sondern ein Medo-Perser war. In seinem Werke sieht er keine religiöse Großtat, sondern eine politische Mache: staatlich konzessioniert und protegiert, lief es darauf hinaus, auch auf religiösem Gebiete die Ausgleichung zwischen iranischen und semitischen Anschauungen herbeizuführen, welche die Gründung des persischen Weltreichs nötig machte[2]). Nüchterner, philisterhafter kann man sich eine tiefgreifende religiöse Umgestaltung, wie die Entstehung der ethisch so hochstehenden Mazdareligion unfraglich war, nicht wohl erklären; und dürftiger als diese ist kaum eine der kühnsten Hypothesen Gobineaus begründet. Sicher ist, daß er unsere geschichtliche Einsicht hier in keiner Weise bereichert hat.

KAPITEL IV. PERSER UND GRIECHEN

Von den Beziehungen der Perser zu den Griechen handeln die Kapitel 6 und 8—13 des 4. Buches. In der Anlage unterscheiden sie sich dem Grad, nicht der Art nach von den früheren Teilen des Werkes. Gobineau bedient sich hier ausschließlich der literarischen Quellen. Was sonst noch auf dem Titelblatt steht, wird kaum einmal erwähnt. Urkunden benutzt er gar nicht: allerdings standen ihm auch nicht so viel zur Verfügung, wie uns infolge der Ausgrabungen. Den breitesten Raum in dieser persischen Geschichte nimmt die Skandalchronik des Achämenidenhofs ein, eine Kette von Palastintrigen, Verwandtenmorden und teuflischen

[1]) vgl. E. Meyer, Geschichte des Altertums I § 414 ff., 446, nach Darmesteter, Ormazd et Ahriman; korrigiert ebenda III § 10 Anm.; H. Oldenberg, Deutsche Rundschau 1897/8, Band IV; auch Justi. [2]) besonders II S. 49 f.

Racheakten greulicher Unmenschen, unter denen sich die königlichen Weiber besonders auszeichnen. Dazu kommen natürlich die mannigfachen Rebellionen und die meist um ihretwillen geführten Kriege. Doch erfahren wir auch das Übliche über die Organisation des Reiches und die innere Politik der Achämeniden. Über die Kriege, sofern sie Griechenland betreffen, sind die literarischen Quellen, die ja sämtlich von Hellenen stammen, am ausführlichsten. Ktesias bleibt nach wie vor Gobineaus Lieblingsautor. Diese Vorliebe für den unzuverlässigen, schon den Alten als Lügner bekannten „Arzt von Knidos", wie er ihn meist nennt, ist ebenso auffallend wie das völlige Zurücktreten des Thukydides. Herodot wird zweimal als Gewährsmann für Dinge angeführt, über die er gar nichts berichtet hat[1]). Gobineaus bête noire ist Xenophon; alles, was dieser bezeugt, ist ihm verdächtig.

Im großen und ganzen folgt Gobineau ziemlich getreu seinen Gewährsmännern; viele Seiten seines Textes sind nur zusammengedrängte Inhaltsangaben des ihrigen. Die Frage nach der Beglaubigung ihrer Angaben stellt er nie, und übernimmt deshalb unbedenklich die novellistischen Ausmalungen der Ereignisse, welche die moderne Kritik als unbrauchbares Rankenwerk wegschneidet. In einzelnen Fällen scheut er sich dagegen nicht, Unliebsames zu unterdrücken oder die Texte so zu vergewaltigen, daß man geradezu von Fälschung sprechen müßte, wenn man nicht wüßte, welche Streiche ihm seine Phantasie zu spielen pflegte. Denn was ist es sonst, wenn er entschieden behauptet, Herodot gebe zu, daß bei Marathon die fliehenden Perser zum Stillstand kamen, die Oberhand gewannen und die Athener zurückdrängten[2]), während Herodot genau das Gegenteil sagt? Auf

[1]) II S. 252 für die ägyptische Expedition der Jahre 460—454, S. 256 für die Sendung des Kallias nach Susa. [2]) II S. 140: il avoue que, du moment où les ennemis se retrouvèrent sur un terrain convenable, ils reprirent l'avantage, et les Athéniens furent repoussés. ... il est certain,

Grund solcher Textbenutzung bezeichnet er dann die Schlacht bei Marathon wiederholt als einen Sieg der Perser[1]). Inbezug auf Salamis ließ sich das mit dem besten Willen nicht tun; aber um die Bedeutung des Siegs möglichst herabzudrücken, versichert Gobineau zweimal nachdrücklich[2]), die Griechen hätten sich darauf beschränkt, den Persern die Einfahrt in die Meerenge zu verwehren, und nicht eine einzige Offensivbewegung gemacht, was im gröbsten Widerspruch zu der Schilderung Herodots steht und sogar durch den knappen Bericht in den „Persern" des Äschylus widerlegt wird. Hinterher sollen die Griechen auch noch der Verzweiflung nahe gewesen sein[3]).

In anderen Fällen bekundet seine Voreingenommenheit sich mehr in der Ausdeutung der Überlieferung, so, wenn er aus den Heeresbewegungen vor der Schlacht bei Platää schließt, die griechische Streitmacht sei im Begriff gewesen, sich aufzulösen[4]), oder wenn er die Schlacht bei Kunaxa hartnäckig als Sieg des Artaxerxes bezeichnet und den Rückzug der Zehntausend nicht, wie Xenophon, als bewundernswerte Leistung, sondern als Denkmal der Schande der feigen und nichtswürdigen hellenischen Söldner auffaßt.

Auf die persische Legende als Geschichtsquelle verzichtet Gobineau auch in diesen Teilen seines Werkes nicht; aber da er ihre Angaben unmöglich mehr als historische Wirklichkeit annehmen kann, bemüht er sich, zu zeigen, wie sie aus dieser entstanden sind; denn es ist nun einmal seine Überzeugung, daß die Legende auf Grund einer unvollständigen, verstümmelten und mißver-

---

il est avoué qu'ils reculèrent et que les Perses restèrent maîtres de se décider sur ce qu'ils avaient à faire. [1]) II S. 199: la victoire fictive de Marathon; S. 241: Dans la première expédition, celle de Xerxès, une tentative de débarquement suivie d'une victoire de la part des Perses constitue ce que l'on appelle la bataille de Marathon. Warum die Schlacht hier in die Regierung des Xerxes verlegt wird, ist rätselhaft. [2]) II S. 206. [3]) II S. 208: près de désespérer. [4]) II S. 215 u. 219.

standenen Überlieferung des Wirklichen arbeitet und nichts als dies wiedergeben will. Wer diese Legenden unbefangen liest, wird in den wenigsten eine Spur von sachlicher Verwandtschaft mit den geschichtlichen Tatsachen entdecken. Was davon vielleicht ursprünglich vorhanden war, das hat die orientalische Phantasie längst unkenntlich gemacht. Aber hier blüht nun unseres Dichters Weizen, und seine Phantasie steht der der alten Perser nicht nach. Er schwelgt nur so in Identifikationen geschichtlicher und legendarischer Namen, wobei er, was in der Legende Menschen sind, nicht sélten auf Länder, Völker, Inseln deutet. Burab bezeichnet die Perrhäber, Sarban die Syropäonier, König Elyas die Eleer, der Berg Sekyla Sizilien. In der Sage heiratet König Kischtasep die Ketayun, die Tochter des Königs vom Westlande. Damit soll gesagt werden, daß Darius die Insel Kythnos (= Ketayun) erwarb, welche eine Kykladengruppe repräsentiert. Nach diesem Rezept werden sämtliche Sagen „erklärt".

Mit alledem ist im Grunde genommen ebensowenig anzufangen wie mit dem jüdischen Romane von Esther, den Gobineau als vollgiltiges historisches Zeugnis auffaßt und dessen Inhalt er in aller Breite erzählt[1]), statt ihn als kulturgeschichtliches Denkmal zu verwerten.

Sieht man aber nun von diesen sattsam gekennzeichneten methodischen Sünden ab und wendet sich eingehender den persisch-griechischen Beziehungen zu, so wird man sehr bald durch eine überall stark betonte, einheitliche Gesamtauffassung gefesselt, die, mag sie nun richtig oder falsch sein, sich schon deshalb Beachtung erwingt, weil sie zu der herkömmlichen, durch die neuhumanistische Erziehung allgemein eingeprägten im allerschärfsten Gegensatze steht. Diese herkömmliche Auffassung der Menschen und der Ereignisse, namentlich des 5. Jahrhundert vor

[1]) Buch IV Kap. 9.

Christi geht letzten Ends auf die Griechen selbst zurück, das ruhmredigste und des Wortes mächtigste Volk der Welt[1]), und ihre Bewunderer haben ihnen jahrhundertelang allzu treuherzig aufs Wort geglaubt, ohne zu bedenken, daß die Wahrhaftigkeit zur Kalokagathia nicht nötig war.

La partialité pédantesque pour le grec et le latin, ruft Gobineau aus, a toujours enlevé aux plus grands esprits jusqu'à la possibilité du discernement[2]). Dieser Parteilichkeit eine auf eingehendem liebevollen Studium beruhende, gerechte Würdigung entgegenzusetzen war Gobineau nicht der Mann, so sicher er das auch beabsichtigt hat. Seine eigene Parteilichkeit ist nicht um einen Deut geringer als die der Gescholtenen, aber sie zeigt die Kehrseite der Medaille, und das ist lehrreich und war verdienstlich zu einer Zeit, wo sich noch wenig kritische Stimmen in verwandtem Sinne geäußert hatten. Die letzten Wurzeln seiner Auffassung liegen vermutlich in seiner niedrigen Einschätzung der Griechen als Rasse, der wir schon im Essai sur l'inégalité begegnet sind und die er in der Persergeschichte festhält[3]). Hatte die Kenntnis der Neu-Griechen ihn in dieser Überzeugung bestärkt? Seine Arbeit über das Königreich der Hellenen[4]) widerlegt diese naheliegende Vermutung. Um so merkwürdiger bleibt es, daß Gobineau sich gerade in Athen, dessen klassische Denkmäler ihn zu eingehender praktischer Beschäftigung mit der Bildhauerkunst begeisterten, mit einer Gesinnung gegen die alten Griechen erfüllte, die bisweilen an Haß streift und in der die Verachtung alle sonst angeschlagenen Klänge übertönt.

Diese Gesinnung offenbart sich vor allen Dingen im Urteil über

---

1) „Wenn wir über sie (die Perserkriege) nur eine einzige außerathenische, nicht von enormem Gerühm angesteckte Darstellung hätten!" sagt J. Burckhardt, Griech. Kulturgeschichte IV S. 171. 2) Bd. II S. 316, mit Bezug auf Grote, den einzigen Darsteller griechischer Geschichte, den er zitiert. 3) II S. 237—239. 4) s. u. S. 209 ff.

die Sittlichkeit und über die Staatskunst der Griechen. „Ihre private und politische Moral ist beständig verächtlich über alle Begriffe gewesen. Stets käuflich und stets verkauft, stets bezahlt und nie für das empfangene Geld dienend, verrieten sie ihre Wohltäter mit derselben unbefangenen Gleichgiltigkeit gegen Treu und Glauben, mit der sie ihren Tyrannen (Knechts-) Dienste leisteten, selbst wenn sie nicht dazu gezwungen waren, es sei denn durch persönliche und vorübergehende Interessen. Es ist unmöglich, sich eine moralisch verächtlichere Nation vorzustellen[1]); sie hat vollauf all das verdient, was die Römer von ihr Schlechtes gedacht und gesagt haben“[2]). „Besonders die Ionier waren zwar geistreich, hochbegabt, große Künstler, große Industrielle, gute Seeleute, aber auch Gauner schlimmster Sorte, ohne Treu und Glauben[3]), ohne das geringste sittliche Ideal, die nichts werden konnten als was sie geworden sind, weil sie zwar so taten, als strebten sie nach etwas Erhabenem, in Wahrheit aber nie etwas anderes gekannt haben als sehr niedrige Leidenschaften“. Ihr Tun und Denken ging nur darauf hinaus, zu nehmen, was man nehmen konnte, und nichts zu suchen als den Gewinn, gleichviel auf welchem Wege und auf wessen Kosten. Deshalb war des Darius Milde ihnen gegenüber ganz unangebracht, „denn er hatte es mit einer Rasse zu tun, auf die Vernunft und Wohltaten nie Eindruck gemacht haben“[4]).

Zu den für uns unerfreulichsten Folgeerscheinungen dieses sittlichen Tiefstandes gehört nun die beispiellose Verlogenheit der griechischen Geschichtschreibung. „Un mensonge monstrueux rehaussé d'autres mensonges forme la trame de l'histoire grecque qui n'est dans toute sa durée que mensonge“, lautet das Verdammungsurteil, das Gobineau über sie fällt[5]). Er übersieht dabei, daß der größte Teil von denen, die wir griechische

---

[1]) il est impossible d'imaginer une nation plus vile. [2]) II S. 240. [3]) gens sans foi ni loi, de sac et de corde. [4]) II S. 132, 133, 131. [5]) II S. 237.

Historiker nennen, weil wir genötigt sind, ihre Mitteilungen als Quellen zu benutzen, und von denen wir deshalb aktenmäßige Genauigkeit und puritanische Gewissenhaftigkeit fordern, gar nicht Historiker waren noch sein wollten, sondern bewußt und absichtlich den geschichtlichen Stoff zu politischen, philosophischen oder Unterhaltungszwecken bearbeiteten, wie das zu allen Zeiten vorgekommen ist und noch vorkommt; er übersieht ferner, daß unter denen, die wirklich Geschichte überliefern wollten, eine, wenngleich bescheidene Anzahl ist, an deren Wahrhaftigkeit der strengste Richter nichts auszusetzen fände, wie Thukydides und Polybios, und endlich übersieht er, wieviel von dem Falschen, was uns überliefert ist — z. B. bei Herodot, den doch wohl auch Gobineau nicht der Lüge zeihen würde — nicht auf Böswilligkeit, sondern auf Unkenntnis oder Befangenheit der Berichterstatter beruht, weil er nie die Frage stellt: „Was konnte der Mann eigentlich von der Sache wissen?“ Ein reichliches Maß von Verlogenheit, Ruhmredigkeit und rednerischem Wortschwall bleibt natürlich nach all diesen Abzügen immer noch übrig, und soviel ist an Gobineaus Urteil jedenfalls richtig, daß man den Nachrichten der Griechen mit großem Mißtrauen begegnen muß, wenn sie über sich selbst und ihre Feinde berichten. Allerdings gilt das von jeder nationalen Geschichtschreibung, und es versteht sich beinahe von selbst. Aber gerade den Griechen gegenüber war der selbstverständliche methodische Grundsatz in der Regel nicht beachtet worden, weil man, geblendet von ihrem wundervollen geistigen Reichtum und ihren Meisterleistungen auf gewissen Gebieten der Kultur, sich gewöhnt hatte, sie als eine Art Musterknaben für alles zu betrachten, alles Antike in rosenrotem Lichte zu sehen und mit schönfärberischer Tünche zu überziehen. Gegenüber dieser im allgemeinen herrschenden Tendenz war die Gobineaus eine berechtigte Reaktion. Eine Änderung hat sie allerdings nicht

bewirkt, da die Histoire des Perses von der Wissenschaft aus guten Gründen völlig unbeachtet gelassen wurde. Gerade darum ist es fesselnd zu beobachten, wie sie gewisse Ergebnisse späterer Forschung vorweg genommen hat, oder ihnen doch nahe gekommen ist.

Gobineau hat sich zuerst von dem durch die Überlieferung uns auferlegten Zwang, die Größenverhältnisse und die Tragweite der Ereignisse ausschließlich unter griechischem Gesichtswinkel zu betrachten, gänzlich befreit. Weder absolut angesehen, noch in den Augen der Perser, behauptet er, waren die sogenannten Perserkriege von weltbewegender Bedeutung, sondern nur für die Griechen, für die den Persern feindliche Minorität der Griechen waren sie es, und diese hat der gesamten Nachwelt ihr einseitiges schiefes Urteil aufgenötigt. Für die Perser handelte es sich um unbedeutende Unruhen an der Nordwestgrenze des Reichs. Von dieser Auffassung ausgehend, hat Gobineau, meines Wissens als erster, an den sinnlosen Zahlen der griechischen Überlieferung Anstoß genommen. Auf dem Skythenzug soll Darius 700000 Mann geführt haben. Gobineau betont die Unmöglichkeit, eine solche Menschenmasse in dem wenig angebauten, unfruchtbaren Lande monatelang zu ernähren, und reduziert sie kurzerhand auf 25—30000 Mann[1]). Das Maximum der persischen Kräfte bei Marathon beziffert er auf 35—36000 Mann[2]) und bezeichnet die Schlacht als das, was sie an und für sich war, als ein Scharmützel und weiter nichts, ohne zu ahnen, daß er damit ein Wort Plutarchs widerholte[3]). Am unsinnigsten sind die für das Heer des Xerxes überlieferten Zahlen. Nach Herodot hätte die Gesamtarmee bei der Zählung in der Troas 1700000 Mann, bei den Thermopylen, einschließlich des Trosses, 5283220 Mann betragen; Gobineau

[1]) II S. 108. [2]) II S. 139. [3]) une échauffourrée et rien de plus; vgl. Plutarch, De malign. Herodoti 27: Πρόςκρουμα βραχὺ τοῖς βαρβάροις ᾿αποβᾶσιν; s. übrigens oben S. 183.

berechnet statt jener Zahl 370000[1]), statt dieser 1200000, fügt aber sogleich hinzu, daß ihm auch diese Zahlen noch absurd erscheinen, und daß derartige Massen ganz unbrauchbar gewesen wären, denn „sie lassen sich nicht transportieren, sie sind unbeweglich, und es wäre unmöglich, sie zu ernähren". Für die Reiterei will er statt 80000 nur 30000 gelten lassen, weil nur dann die niedere Zahl taktischer Einheiten (2) verständlich sei, und die dem Mardonios zurückgelassenen Truppen schätzt er nicht sehr viel höher als die Neueren, auf weniger als 100000 Mann[2]). Bei Gelegenheit des Schiffbruchs am Athos, der die Perser 300 Schiffe und 20000 Mann gekostet haben soll, erklärt er nur seine grundsätzliche Ungläubigkeit gegenüber derartigen Ziffern, und an andrer Stelle begründet er sie, interessant genug, damit, daß eine lange Erfahrung ihn völlig gleichgiltig gegen jede Zahlenangabe gemacht habe, die von einem Perser, einem Araber, einem Türken oder einem (Neu)-Griechen ausgehe[3]).

Um eine sachgemäße Kritik an den Einzelangaben der griechischen Schriftsteller zu üben, dazu fehlte es Gobineau natürlich an methodischer Schulung. Hier und da hat er richtig gesehen, z. B. daß Herodots Schilderung des Skythenzugs Unsinn ist. Wieder ohne es zu wissen, stimmt er faßt genau mit Strabo überein, wenn er annimmt, Darius sei nur bis zum Bug gelangt, und Strabos Ansicht ist Ed. Meyer beigetreten[4]). Meist läßt ihn seine Tendenz freilich weit über das Ziel schießen. So ist es nackte Willkür, wenn er behauptet, daß Darius persönlich an dem Zuge nicht teilgenommen habe, und daß dieser sowohl wie der des Mardonios ihren Zweck völlig erreicht hätten[5]), obschon das letztere auch jetzt bisweilen noch versichert wird.

---

[1]) Wachsmut 270000, Beloch 100000, E. Meyer höchstens 100000, Delbrück 45—55000; dagegen Justi 1000000. [2]) II S. 191 f., 200, 207. [3]) II S. 135 und 111. [4]) Histoire des Perses II S. 110; Strabo VII 3. 14 (zwischen Donau und Dnjestr); E. Meyer, Gesch. des Altertums III § 70. [5]) II S. 109—112 und S. 134.

Wie sehr er in der geringeren Einschätzung der Bedeutung von Marathon und Salamis das rechte Maß vergißt, habe ich schon gezeigt (o. S. 182 f). Für die Thermopylenkämpfer findet er kein Wort der Anerkennung, und die Schlacht bei Platää ist ihm ein Werk des Zufalls, „einer jener in der Geschichte so zahlreichen kriegerischen Zusammenstöße, die zwar um des Augenblicks willen, in dem sie stattfanden, bedeutsam gewesen sind, die aber eigentlich niemandem Ehre machen“[1]). Die Schlacht am Eurymedon ist die einzige, die Gnade vor seinen Augen findet[2]). Noch viel ungerechter ist seine Beurteilung des delisch-attischen Seebundes, über den ihm jede wirkliche Sachkunde abging, und den er darstellt als ein von Athen organisiertes System zur schamlosesten Ausraubung der Bundesgenossen[3]).

Gehen wir zu den Männern der Perserkriege über, so finden wir Gobineau auch ihnen gegenüber von einer Voreingenommenheit beherrscht, die ihm jede unbefangene Betrachtung unmöglich macht. Miltiades ist für ihn „eine Art Condottiere, der aus dem persischen Dienst davongelaufen war“. Gobineau weiß, daß die griechische Überlieferung von Verleumdungen der Gegner strotzt[4]), aber daß es Gegner auch in den eignen Reihen gibt, hat er nicht beachtet, so scharf er das politische Sektenwesen der Hellenen verdammte, und daß der Erzählung Herodots eine dem Themistokles wütend feindliche Parteitradition zugrunde liegt, hat er nicht gefunden, weil ihm selbst daran lag, den großen Mann möglichst zu verkleinern. Alle noch so gemeinen Klatschereien und Verleumdungen tritt er behaglich breit und an Beschimpfungen des Themistokles überbietet er beinahe dessen antike Feinde. Während über das Leben des Themistokles nach seiner Flucht

---

[1]) II S. 219. [2]) II S. 250: ce fut la première action de guerre véritablement bien conduite et réellement méritante que les Grecs aient essayée contre les Perses. [3]) II S. 256 und 286. Dasselbe sagt Gobineau übrigens schon im Rassenbuch, IV 4; B. 3 S. 112 Anm. [4]) II S. 135.

so gut wie nichts Authentisches bekannt ist, namentlich auch nicht, daß er Feindliches gegen seine Heimat angestiftet habe, weiß Gobineau sehr viel: er wurde ganz Asiate, Höfling von Kopf bis zu Fuß und ein kriechender Schmeichler des Großkönigs, dem er einen neuen Plan zur Unterjochung Griechenlands vorschlug. Er lebte in behaglichen Verhältnissen auf persische Kosten, „parlant beaucoup, faisant des plans, se vantant sans mesure, tenu dans l'inaction", und starb schließlich „inmitten seiner syrischen Familie, denn ein Iranier von edlem Blut hätte seine Tochter nie einem derartigen Abenteurer zur Frau gegeben"[1]). Darin steckt sehr viel Böswilligkeit, sehr viel Verständnislosigkeit für geschichtliche Größe, und sehr geringer Sinn für die Ehrenpflichten des Geschichtschreibers, der kein Recht hat, mit den Objekten seiner Darstellung umzuspringen, als wären sie vogelfrei. Solche Entgleisungen beeinträchtigen die Genugtuung über die Fälle, wo Gobineau das Richtige erkannt hat, weil sie lehren, daß auch an seinen Einsichten die Tendenz mehr Anteil hat als die Forschung. So ist's bei Agesilaos, dessen Unbedeutendheit er richtig, wenngleich gehässig, dargestellt hat[2]).

Wenn er aber auch den großen Persönlichkeiten der griechischen Geschichte nicht gerecht geworden ist, so wird man doch nicht sagen dürfen, daß er die Politik der Griechen zu hart beurteilt habe. Er wiederholt hier die schon im Rassenbuch erhobenen Vorwürfe (s. o. S. 134 ff) und brandmarkt vor allen Dingen das entsetzliche Parteiwesen mit seinen wahrhaft mörderischen Folgeerscheinungen. „Das Leben verlief in blutigen Kämpfen von Volk zu Volk, in denen man nicht nur keineswegs die gemeinsame hellenische Nationalität achtete, da man die eroberten Städte verbrannte, die wehrhaften Männer niedermetzelte,

1) II S. 250. 2) S. 335: Ce pillard sans scrupule est devenu un grand homme à bon marché et par l'unique puissance des phrases bien cadencées de Xénophon.

die Frauen und Kinder als Sklaven verkaufte, sondern sogar innerhalb ein und derselben Bürgerschaft behandelte man sich comme de Grec à Grec, und am Leibe jedes Staates nagte stets ein politisches Krebsgeschwür in Gestalt einer besiegten Partei, gegen die man leidenschaftlich mit Massenaustreibung, Vermögenseinziehung und Mord vorging. Die Unterdrückten antworteten damit, daß sie sich ihrerseits nach Kräften bemühten den Untergang ihres Heimatstaates herbeizuführen, sei es durch die Hand der Nebenbuhler gleichen Geblüts, sei es durch die der Ausländer"[1]). Gilt dies auch nicht für alle Perioden in gleichem Maße, so gilt es doch bereits für die der Perserkriege, und es entspricht durchaus der Überlieferung und den Tatsachen, wenn Gobineau die Bedeutung dieser Zustände für die äußere Politik sehr hoch anschlägt. Er erinnert an die Rolle, die Demaratos und Hippias am Hofe von Susa, die Argiver, Thebaner und Thessalier in den dem Kriege vorausgehenden Verhandlungen gespielt haben, und wenn es auch nicht richtig ist, daß ihre Klagen und Hilfgesuche den Eroberungsplan gezeitigt hätten — dazu gab es sachlichere und wichtigere Gründe —, so haben sie doch dem Großkönig eine sehr geringe Meinung von der Widerstandsfähigkeit der Hellenen beibringen müssen. Der Ruhm der Sieger hat bei der Nachwelt die Schande der griechischen Staaten überstrahlt, die es mit dem Nationalfeind hielten; und doch bildeten sie die große Mehrheit. „Man darf nicht vergessen", sagt Gobineau, „daß es die ständige Politik der hellenischen Staaten war, ihre klarsten Interessen preiszugeben und selbst den offenbarsten Gefahren die Stirn zu bieten, so oft sich dadurch eine Möglichkeit darbot, einem andern griechischen Staate oder Mitbürgern der eigenen Stadt, die einer feindlichen Partei angehörten, zu schaden"[2]). Das ist bekanntlich auch durch die Perserkriege, den Hellenenbund und den attischen Seebund[3]) nicht anders ge-

[1]) II S. 236. [2]) II S. 136. [3]) diesen beurteile ich wie Kärst, Geschichte

worden, und deshalb ist das Mißlingen der Eroberung nicht entfernt gleichbedeutend gewesen mit dem Aufhören des politischen Einflusses der Perser auf Griechenland; im Gegenteil ist derselbe im 4. Jahrhundert — man denke nur an den Königsfrieden — zu vorher unerhörter Stärke angewachsen, durch die eigene Schuld der zerrütteten Griechenwelt. „Alles was Grieche hieß, ohne Ausnahme, fuhr fort, wie vor den Kriegen den Hof von Susa mit Gesuchen um Eingriffe in die Angelegenheiten der Stadtstaaten zu bestürmen"[1]). „Jeder Grieche war begierig, nach Susa zu gehen, in der Hoffnung, dort jemanden zu betrügen, sich wichtig zu machen, Pläne an den Mann zu bringen, Geld zu nehmen und, heimgekehrt, sich in dem Geschwätz der Märkte für einen persönlichen und intimen Freund des Großkönigs auszugeben"[2]). Das ist alles ein bischen stark aufgetragen, aber in der Hauptsache ist es doch heute allgemein anerkannt, während es 1869 noch verdienstlich erscheinen konnte, diese Dinge so stark zu betonen, wie Gobineau getan hat. Die Quintessenz seiner Ausführungen ist, jede tiefgreifende Wirkung der Perserkriege auf die Politik der beiden Gegner zu bestreiten. Für die Perser waren sie fehlgeschlagene Streifzüge an der äußersten Reichsgrenze, wenig bedeutende Schlappen, die sie veranlaßten, auf eine Eroberung zu verzichten, die für den Bestand des Reiches unnütz war und bei der Undisziplinierbarkeit der Griechen sicher sehr lästig geworden wäre. Der Festigkeit des Reichs, dem Ansehen des persischen Namens vermochten sie so wenig anzuhaben wie dem Einfluß des persischen Hofes auf die Angelegenheiten der Griechen. Diese dagegen haben sich trotz der Unabhängigkeitskriege weder aus ihrer staatlichen Zersplitterung erhoben, noch ihre trostlose Parteiwut überwunden. Es blieb

des hellenistischen Zeitalters, I, S. 24 ff., gegen v. Wilamowitz, Von des attischen Reiches Herrlichkeit, und Basileia (Reden und Vorträge, S. 72).

1) II S. 257. 2) II S. 288.

alles, wie es vorher gewesen war, es wurde eher noch schlimmer. — Ich finde, daß an dieser Auffassung doch recht viel Wahres ist, und daß sie Beachtung verdient und wohl auch gefunden hätte, wenn man die Histoire des Perses überhaupt ernst genommen hätte; dazu dürfte aber den meisten Lesern überm ersten Bande der Mut vergangen sein.

Welche Bedeutung das Fehlschlagen der persischen Eroberung für die Kultur der Hellenen gehabt, hat Gobineau nicht untersucht. Über diese Kultur und ihr Verhältnis zum Orient hat er sich aber sehr deutlich ausgesprochen.

Ein Jahr nach dem Erscheinen der Histoire des Perses begann Schliemann, Troja auszugraben, und leitete damit eine an Entdeckungen unerhört reiche, neue Periode unseres Wissens um die Frühzeiten der griechischen Kultur ein. Dabei ist u. a. auch die Abhängigkeit der archaischen Kunst von vorderasiatischen und ägyptischen Vorbildern nachgewiesen, der Grad dieser Abhängigkeit und die Art der Beeinflussung festgestellt worden. Alles dies hat Gobineau nicht benutzen können. Wenn er trotzdem die Unselbständigkeit der altgriechischen Kultur gegenüber dem Orient als Grund- und Haupttatsache verkündet, so liegt es nahe, darin nicht ein glückliches Ergebnis seines intuitiven Scharfblicks zu sehen, sondern eine Wirkung seiner Neigung, alles Griechische absprechend zu beurteilen. Drei Umstände bestätigen die Richtigkeit dieser Annahme: 1. Gobineau läßt die Anlehnung der griechischen Kunst sich auf Zeiten erstrecken, in denen davon gar keine Rede mehr sein kann[1]). 2. Was der hellenische Geist in originaler Umprägung aus den Vorbildern gemacht hat, mißachtet er ebenso, wie alle die Zweige der Kultur, in denen er seine Schöpferkraft völlig frei entfaltet hat, so alle

[1]) II S. 216: Le peu d'arts qui avaient existé jusque-là (480) n'était qu'une imitation des produits de Sardes et de l'Asie Mineure inspirés par l'Assyrie.

Gattungen der Poesie, das agonale Wesen, u. a. 3. Was von der Kunst gilt, überträgt er ohne weiteres auch auf die Wissenschaft, sogar auf die Philosophie. Eine damals im ganzen Abendland blindlings bewunderte babylonische Philosophie sei die Quelle aller abendländischen gewesen; aus Westasien stamme alles, „was an Platos Lehren ernsthaft war“[1]).

Was endlich die antike Kunst auf ihrem Höhepunkt anlangt, so hat auch sie sich eine Umwertung gefallen lassen müssen. Noch stellt sie Gobineau sehr hoch; ist sie doch die eigentliche Domäne des phantasiebegabten Volkes, dessen Geschichtschreiber, Philosophen (außer Aristoteles) und Politiker alle Künstler, und nichts als Künstler gewesen sein sollen. Diese Kunst hat durch ihre wunderbare Vollendung innerhalb ihrer Eigenart die ganze Welt zur Huldigung gezwungen und — über den Wert ihrer Schöpfer getäuscht. Sie ist und bleibt ein Ruhm des Griechenvolks, trotz allem, was ihren absoluten Wert verringert: denn sie hat nicht lange geblüht, sie war nicht sehr fruchtbar, da sie sehr wenig Typen erfand und diese unaufhörlich wiederholte, freilich bis zur höchsten Vollendung[2]); sie ist weniger tief und kräftig als die ägyptische, weniger majestätisch als die assyrische Kunst, und von beiden in ihren konstitutiven und dekorativen Bestandteilen abhängig. — Das klingt schon sehr anders als die unbedingte Bewunderung des Rassenbuchs, aber es kommt noch viel

[1]) ebda: Le peu de philosophie qu'on avait su, le peu de science que les philosophes ambulants avaient répandu provenaient de la même source; ebenso II S. 120; ferner S. 143: Tout ce que Platon enseigna de sérieux . . . eut, à l'époque de Darius, son foyer et son prototype dans l'Asie occidentale. Endlich Hauptstelle II S. 416, wo alle die vorbildlichen Leistungen der babylonischen Wissenschaft aufgezählt sind. Vgl. dazu die besonnene Zurückweisung solcher Phantasien bei Ed. Meyer, Gesch. des Altertums III § 462. [2]) Ganz ähnlich J. Burckhardt, Griech. Kulturgeschichte III S. 40, 43, 45; vgl. oben S. 117. Ich kannte die Stellen bei B., aber noch nicht die Histoire des Perses, als ich jene Worte schrieb.

schöner. Selbst die Kunst des Mittelalters und der Renaissance, die dort einfach als minderwertig beiseite gewiesen wurden, sind inzwischen bei Gobineau zu Ehren gekommen: „sie geben einen höheren Begriff vom menschlichen Genius, und niemand wird zögern, Männern wie Dante, Michelangelo, Shakespeare und Goethe Throne anzuweisen, deren Fußschemel Phidias und Pindar nicht einmal berühren"[1]). In Extremen bewegt sich Gobineau eben stets, aber es ist außerordentlich bezeichnend für die seit Abfassung des Rassenwerks eingetretene Vertiefung seiner Abneigung gegen das Hellenische, daß er die Rollen nicht umgekehrt verteilt.

Das Widerspiel dazu bildet seine Darstellung der Perser. Die Griechen sind der dunkle Hintergrund zu ihrer lichten Herrlichkeit. Ihre Kulturleistungen, namentlich auf den Gebieten der Verwaltung und des Verkehrs, schildert Gobineau ziemlich eingehend; besonders aber rühmt er die Reinheit ihrer Sitten und die Menschlichkeit ihres Verfahrens gegen Untertanen und Feinde. „Der Ausgangspunkt aller iranischen Lehren war, nicht zu lügen, nicht zu stehlen, das Land zu bauen, die Frauen zu achten und sich selbst zu achten"[2]). Vor Griechen und Römern zeichnet sie „jene systematische Milde in der Regierung der Völker aus, die seit Cyrus zur Regel geworden war, und der sich auch Darius so standhaft getreu erwies. Nicht nur den Untertanen wurde ganz besondere Fürsorge gewidmet, selbst die Empörer fanden eine so ausgedehnte Nachsicht, als es die Umstände gestatteten. ..... Das persische Regiment war unter Darius, wie es unter Cyrus gewesen war, das aufgeklärteste und weiseste, welches das Altertum gesehen hat"[3]).

---

[1]) II S. 239 f. An der Renaissance betont Gobineau besonders die unglaubliche Forscher- und Entdeckerlust (incroyable curiosité, vivacité de recherches), ganz wie Chamberlain. [2]) II S. 133. [3]) II S. 143 f. Ich stelle neben diese Worte Gobineaus die bezeichnendsten Sätze Eduard

Erwägt man, welche Lebenszähigkeit, trotz der von den Griechen selbst gelieferten Widerlegungen, abgeschmackte Phrasen besitzen wie die, bei Marathon und Salamis hätten sich, in Persern und Griechen verkörpert, Barbarei und Kultur, Rohheit und Gesittung, Knechtschaft und Freiheit gegenübergestanden, das Schicksal der ganzen Menschheit sei hier entschieden worden, und dergleichen, so muß man die Würdigung, die Gobineau den vielgeschmähten Persern angedeihen läßt, recht hoch einschätzen. Was in der Absolutheit seines Urteils Übertriebenes liegen möchte[1]), das hat er ausgeglichen durch den Hinweis auf die später eingetretene Umkehrung des Systems in ein Verfahren der Willkür und Gewaltsamkeit, das er auf die übeln Einflüsse der chaotischen Rassenverhältnisse Vorderasiens zurückführt[2]).

Überblicken wir das Ganze. Einen neuen Gobineau haben wir in diesen Griechenkapiteln nicht kennen gelernt, und neue Erkenntnisse haben sie uns nicht gebracht. Doch glaubten wir annehmen zu dürfen, daß solche in einigen Fällen für die Zeit des Erscheinens der Histoire des Perses darin enthalten waren. Sollte dies ein Irrtum sein, so ist es doch nicht nur der vertrautere Gegenstand, der uns diese Kapitel anziehender erscheinen

Meyers zum gleichen Gegenstand: „Eine unbefangene Betrachtung wird nicht verkennen können, daß das Perserreich ein gewaltiger Kulturstaat gewesen ist. . . . . Sie (die Perser) haben ihre Kriege energisch, aber nicht blutdürstig geführt, und wenn sie auch gelegentlich besiegte Feinde aus der Heimat fortschleppten, so hat doch bis auf Artaxerxes III die Vernichtung eines großen Kulturzentrums nie ihren Namen befleckt, mochte sich auch eine Stadt wie Sardes oder wie Memphis, Babylon, Susa, wiederholt empört haben. . . . . Ein weiter Blick, ein großer und humaner Sinn zeichnet das Achämenidenreich aus; über ein Jahrhundert lang (519—401 vor Christus) hat sich unter seiner Herrschaft Vorderasien . . . eines fast ungetrübten Friedens, einer wohlwollenden und gerechten Regierung, eines gesicherten Wohlstandes erfreuen können. (Gesch. des Altertums III § 12.) [1]) Man denke z. B. an die entsetzliche Grausamkeit des persischen Strafvollzugs, vgl. Justi, Gesch. des alten Persiens, S. 62—65. [2]) II S. 277.

läßt als die früheren. Gobineau behauptet und diskutiert hier doch nicht Absurditäten, sondern bewegt sich in den Bahnen des Möglichen. Seine Auffassung ist durch und durch tendenziös und im einzelnen sehr häufig schief, ungerecht, ins Groteske übertrieben, aber als Ganzes genommen bezeichnet sie eine berechtigte Reaktion gegen andere Tendenzen, Schiefheiten und Übertreibungen, die allerdings zu Worte kommen mußte, und schon insofern ist seinen Darlegungen ein gewisses Verdienst nicht abzusprechen. Außerdem bieten sie in einzelnen Punkten entschieden richtigere Erkenntnis als die herkömmliche Auffassung. Den Eindruck des Oberflächlichen, des Über-die-Dinge-Hinredens wird man freilich dabei schwer los. Gobineau hat vieles, was der Worte nicht wert war, mit großer Breite erörtert und dafür wichtige Streitfragen nicht berührt — weshalb sie, nebenbei gesagt, auch in diesem Buche nicht berührt werden —. Es kam ihm lediglich auf eine Umwertung der hergebrachten Auffassung von dem Verhältnisse von Griechen und Persern und von der Bedeutung der Perserkriege an. Was zu diesem Gegenstande keine Beziehung hatte, fesselte seine Teilnahme erst in zweiter Linie, und es ist ihm kein Vorwurf daraus zu machen, wenn er es nicht erwähnt hat. Abgesehen von der Frage des Kalliasfriedens und etwa dem Problem der Perserpolitik des Perikles — der überhaupt kaum genannt wird — wüßte ich nichts Wesentliches, das man hier vermissen könnte.

KAPITEL V. ALEXANDER. DAS PARTHERREICH. SCHLUSS

„Um einen Alexander zu bekommen, möglichst echt und der Wirklichkeit sich nähernd, muß man ohne Wahl alle Eindrücke zusammennehmen, die diese große Gestalt hervorgerufen hat,

alles was man von ihm gesagt, alles was man von ihm gedacht hat, unter welcher Form es sei"[1]). Dies ist Gobineaus Programm für die Behandlung der Alexandergeschichte. Er bleibt ihm treu und erzählt sie, wenn auch nicht mit gleicher Ausführlichkeit, einerseits nach den griechischen, anderseits nach den orientalischen Berichten. Unter diesen tritt an Stelle des Schah-nameh jetzt ein persischer „Geschichtschreiber" in die vorderste Reihe, Abu Taher aus Tarsus, der spätestens im 11. Jahrhundert geschrieben haben soll, und dessen Wissen, nach Gobineau, letzten Ends auf die Aussagen der einheimischen Soldaten Alexanders zurückginge[2]). Seine ganz und gar fabelhafte Darstellung der Ereignisse kennen zu lernen ist sehr interessant, und da er unzweifelhaft kein Dichter sein, sondern Geschichte überliefern wollte, so ist grundsätzlich nichts gegen den Versuch einzuwenden, die in seinen Märchen enthaltenen Erinnerungen an geschichtliche Wirklichkeit und womöglich den Weg, der dazwischen liegt, ausfindig zu machen. Praktisch ist das Unternehmen aber dennoch so gut wie aussichtslos, solange alle Zwischenglieder zwischen den genannten Endpunkten unbekannt sind. Gobineaus kühne Deutungen, Ableitungen und besonders Namengleichungen erreichen daher nur in den seltensten Fällen einen gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit; die meisten wird man mit ungläubigem Kopfschütteln aufnehmen. Es ist Gobineau, der diesen Bemühungen eine Wichtigkeit beilegt, die sie nicht besitzen. Das wirklich Wertvolle ist, daß in der Erzählung des Persers sich eine orientalische Spiegelung von Alexanders Person und Wirken erhalten hat, die nicht gering zu schätzen ist. Hier den Unterschieden abend- und morgenländischer Auffassung nachzugehen wäre lohnender gewesen; das hat sich Gobineau entgehen lassen.

Die wirkliche Geschichte Alexanders erzählt er nach den griechischen Gewährsmännern. Er nennt sie nicht, und man er-

[1]) II S. 404. [2]) II S. 452.

kennt nicht, ob er seine Erzählung unmittelbar auf sie, oder auf eine moderne Bearbeitung gründet. Das erstere ist anzunehmen. Und nun bereitet uns Gobineau eine Überraschung, auf die wir nicht gefaßt seindurften. Seine Darstellung ist nämlich, was Tatsachen anlangt, vollständig zuverlässig und stimmt in fast allen Punkten mit der meines Wissens neuesten und trefflichen Darstellung der Alexandergeschichte überein, die Kaerst im ersten Bande seiner Geschichte des hellenistischen Zeitalters (Leipzig, 1901) gegeben hat. Nur die Schlachtenschilderungen sind bei Gobineau weniger klar, und die Katastrophen des Philotas und Klitus erzählt er mit den novellistischen Ausschmückungen der späteren Alexander-Historiker. In einigen, nicht zahlreichen, Fällen ist auch die von ihm gegebene Erklärung der Vorgänge (z. B. des Verhaltens der Tyrier vor dem Bruche) anfechtbar. An zwei Stellen begegnen wir einer merkwürdigen und übertriebenen Skepsis. Trotz der übereinstimmenden Aussage der Quellen leugnet Gobineau kurzerhand, daß Alexander Persepolis verbrannt habe, weil der Augenschein (noch jetzt!!) das Gegenteil lehre; und ebenso bestreitet er, daß ihn das Heer gezwungen habe, von der Fortführung des indischen Feldzugs abzustehen. Das letztere hängt mit seiner Überzeugung zusammen, daß Alexander, weit entfernt, einen Abenteurerzug bis an die Enden der bewohnten Welt zu unternehmen, lediglich das Perserreich bis in seine entferntesten Gebiete habe besuchen und dauernd unterwerfen wollen[1]), eine Ansicht, die doch wohl irrig, aber auch von einem bedeutenden lebenden Gelehrten noch jüngst verfochten worden ist[2]). Jedenfalls kann man nicht so selbstherrlich über gute, unverdächtige Quellenaussagen hinweggehen, wie Gobineau hier getan hat. Die

---

[1]) vgl. II S. 429, 430, 432; hier heißt es: En somme, il avait ramassé dans ses mains l'empire, tout l'empire, rien que l'empire; c'était ce qu'il avait voulu; lui prêter d'autres idées, c'est le méconnaître. [2]) B. Niese in der Hist. Zeitschr. NF XLIII, zitiert bei Kaerst a. a. O. S. 394 f.

Frage der Proskynesis hat er gründlich erörtert, aber wohl nicht mit ganz richtiger Einsicht in das Wesen der Sache[1]). Was nun seine Beurteilung von Alexanders Person und Werk anlangt, so ist daran zu erinnern, daß er in der Histoire des Perses den Gegenstand nicht zum ersten Mal behandelt. Schon zwanzig Jahre früher hatte er in der Tragödie Alexandre le Macédonien[2]) seiner glühenden Bewunderung für den großen König ein Denkmal errichtet. Die zwanzig Jahre haben sein Urteil nicht umgestoßen, sondern befestigt. Ich wüßte mich keines Falls zu erinnern, wo Gobineau irgend eine Maßregel Alexanders mißbilligte. Auch was er sonst aufs schärfste verdammt hat, passiert unbeanstandet, sobald es Alexander tut. Die Zerstörung Thebens war der Form nach von den Mitgliedern des hellenischen Bundestags beschlossen worden. Gobineau bemerkt dazu: „Das war die griechische Methode. Ich verfehle keine Gelegenheit, die vollständige Abwesenheit von Moralität und gesundem Menschenverstand zu konstatieren, welche die Geißel dieser hellenischen Welt war“, usw.[3]). So oft aber Alexander in Asien auf eigne Faust Besatzungen, die sich tapfer gewehrt hatten, niedermetzeln läßt, z. B. die von Gaza und von Sangala[4]), hat Gobineau nichts einzuwenden. Den heldenhaften Verteidiger Gazas, den Neger Batis, schleifte der erbitterte Sieger mit seinem Wagen um die Stadtmauer herum zu Tode. Kein Wort wäre zu stark gewesen, um Gobineaus Abscheu auszudrücken, hätte dies ein Grieche getan; so aber findet er nur einen leisen Ausdruck des Bedauerns für das Opfer: Le brave capitaine noir périt déchiré sur les pierres. Die Ermordung Parmenios erzählt er mit einer Gleichgiltigkeit, als handle es sich um Selbstverständliches[5]). So ist denn nicht zu ver-

---

1) II S. 424 ff. 2) hrsgegb. v. Schemann, Nachgelassene Schriften des Grafen Gobineau, Bd. I, Straßburg 1901 (Trübner); vgl. m. Artikel in der Beilage zur Allgem. Zeitung v. 31. Aug. 1901. 3) II S. 367. 4) II S. 384 und 428. 5) II S. 412.

wundern, daß er das geschichtlich bedeutsamste Problem im Leben Alexanders, sein Verhältnis zu den makedonischen Feldherrn und Soldaten, mit unbedingter Einseitigkeit im Sinne des Königs beurteilt. Kaerst hat die Frage mit der Gerechtigkeit und dem Feingefühl des echten Historikers, der vor allem verstehen will, behandelt und schön das Tragische, das in dem Aufeinanderprallen der beiden berechtigten Gewalten und Bestrebungen liegt, hervorgehoben. Auch Gobineau hat einmal gelehrt, es geschehe alles „auf Kosten", und für große Errungenschaften müßten große Preise gezahlt werden[1]). Dessen erinnert er sich jetzt nicht mehr. Auf Alexanders Seite ist nur Licht, auf der der Gegner nur Schatten. Sie haben kein Recht, auch kein relatives, zu ihrem Widerstand gegen seine Pläne, und gemein und niedrig sind ihre Beweggründe: Neid, Ränkesucht, bornierter Dünkel, sonst nichts. Die einst vielgerühmten Makedonier, von denen Gobineau zu Anfang seines 5. Buchs gesagt hat: „Sie waren keineswegs Griechen, weder der Rasse, noch den Sitten, noch den Neigungen nach", sie verschmelzen, sobald sie Alexander widerstreben, in seinen Gedanken ganz und gar mit den Griechen zu einem erbärmlichen Gezüchte, das neben der Lichtgestalt des Herrschers nur Verachtung verdient. Diese Stellungnahme ist aber nicht nur an und für sich ungerecht und ungeschichtlich; sie wird unbegreiflich, wenn man sie zu Gobineaus Gesamtwerk in ein Verhältnis zu bringen sucht. Die Histoire des Perses steht ja doch auch im Zeichen der Rassenfrage; und wir sehen ihren Verfasser Partei ergreifen für den Mann, der die massenhafteste Völkermischung herbeizuführen entschlossen war, die wohl je auf den Willen eines einzelnen Menschen zurückging[2]). Der altiranische Lehnsstaat ist Gobineaus Liebling, auf den er immer und immer wieder zurückkommt: und nun begeistert sich der feurige Lobredner des Feudalwesens

[1]) s. o. S. 30. [2]) Er nennt ihn sogar l'homme de la fusion, II S. 406.

und der ständischen Aristokratie für einen Herrscher, der mit Riesenschritten dem absoluten Despotismus zueilt. Er hatte gute Gründe dazu, mag sein; aber Alexanders Gegner hatten auch gute Gründe, und, alles in allem: läßt sich eine stärkere Verleugnung aller der Prinzipien, auf denen Gobineaus Lebenswerk beruht, denken? Die begeisterte Bewunderung für den alle überragenden Genius hat sie aus dem Felde geschlagen. Dem Dichter mochte das gestattet sein[1]); dem Denker und Geschichtschreiber steht solche Logik übel an. Es deutet übrigens kein Anzeichen darauf hin, daß sich Gobineau der Folgewidrigkeit seines Standpunkts bewußt geworden sei; sonst würde er wohl für nötig befunden haben, ihn eingehender zu begründen und gegen so naheliegende Einwürfe zu verteidigen.

Eine zusammenfassende Charakteristik hat Gobineau von dem Manne, der „die Geister erschüttert hat wie niemand vor ihm und niemand nach ihm“[2]), ebensowenig gegeben wie meines Wissens von irgend einem anderen historischen Helden. Es ist eine Lücke, die einem beim Lesen seiner Bücher immer wieder auffällt. Hier tritt nun die Tragödie ergänzend ein. Es ist viel für und manches gegen sie gesagt worden, was hier zu wiederholen nicht am Platze wäre. Hier ist nur von Bedeutung, daß darin Alexander mit den einfachsten Mitteln vorzüglich und ergreifend charakterisiert ist. Er ist der Genius, der in einsamer Größe weit über seine Umgebung emporragt, unfähig, ihre Kleinlichkeit und Gemeinheit auch nur zu verstehen und zu beargwöhnen. Ein Beglücker seiner Völker, das Weltall mit seinem Adlerblick umspannend, trägt er sich mit Plänen, die, am Maßstab der Alltäglichkeit gemessen, phantastisch und unausführbar

---

[1]) Ich halte es nicht für zulässig, wie Seillière (a. a. O. S. 441) diesen Mangel an Konsequenz der Auffassung auch an der Tragödie Alexandre le Macédonien zu rügen und darauf eine Ablehnung der Dichtung zu begründen. [2]) II S. 466.

sind; denn er trägt das Gesetz seines Denkens und Handelns in sich selber, und an dem daraus entspringenden Zwiespalt mit der Welt geht er tragisch, aber innerlich als der Überlegene, zugrunde. Das ist schon derselbe Alexander, den die Histoire des Perses darstellt, und da, wo dieselbe abweicht — nämlich in den Welteroberungsplänen — müssen wir sogar die Dichtung vor dem Geschichtswerk bevorzugen.

Mit Alexanders Tode schließt das 5. Buch der Persergeschichte. Das sechste und letzte, fünf Kapitel auf 170 Seiten, behandelt die arsacidische Periode. Zum letztenmal in diesem Werke kann Gobineau seiner Begeisterung für das reine arische Iraniertum und für den Feudalstaat freien Lauf lassen; denn beider letzte, ruhmvolle Verkörperung auf dem Boden Persiens ist das Reich der Parther. Wie er das durchgeführt hat, lese man bei ihm selbst oder, in kritischer Beleuchtung, bei Seillière; es ist der Gegenstand, der hier nicht noch einmal behandelt werden soll. Doch auch sonst muß ich mich hier kürzer fassen und mir eingehende Kritik versagen, da das Gebiet der parthischen Geschichte mir allzu fern liegt.

Was die Quellen anlangt, so kommen nun die im Titel genannten Medaillen, Münzen und geschnittenen Steine endlich zu ihrem Rechte, da gewisse Abschnitte der parthischen Geschichte nur mit ihrer Hilfe rekonstruiert werden können. Gobineau besaß selbst eine ansehnliche Sammlung solcher Stücke. Wieweit er sie richtig verwertet hat, entzieht sich meiner Beurteilung. Ein ganzer Schwarm meist noch nicht genannter persischer Chronisten marschiert auf, um über Namen, Regierungszeiten und Abstammung der Partherkönige Rede zu stehen. Sie liefern einen ganz unglaublichen Hexensabbat unentwirrbar widerspruchsvoller Angaben, mit denen sich Gobineau recht nach Herzenslust herumschlägt (Buch 6 Kapitel 4), offenbar hier ganz in seinem Element. Die Gleichsetzung der von den abendländischen Chro-

nisten und den Münzen genannten Königsnamen mit denen der orientalischen Fabelberichte beschäftigt ihn mehr als billig. Die eigentlichen geschichtlichen Vorgänge, zumal die Kämpfe mit den Römern, erzählt er dann doch im wesentlichen nach den abendländischen Quellen. Eine eingehende Vergleichung seiner Darstellung mit der v. Gutschmids[1]) lehrt, daß jene zwar im großen und ganzen annehmbar, im einzelnen aber mit zahlreichen Irrtümern, Mißverständnissen und Ungleichmäßigkeiten durchsetzt ist. Jedem Arsaciden, der ihm nicht lange genug regiert hat, weigert Gobineau eine Stelle in der Liste der „Könige der Könige". Auffällig ist, wie verschieden ausführlich er sie behandelt. Gleich als ob er hier und da die Lust verloren hätte, hat er die fesselnden Ereignisse der Regierung Phraates' III. (70 bis zirka 57 vor Christus) ebenso mit Stillschweigen übergangen wie die wichtigen Einzelheiten der Römerkriege von 165 und 199/200 nach Christus. Einzelne Irrtümer, die bei der ungemeinen Dürftigkeit und Verderbtheit der Quellen ganz unvermeidlich waren, hier anzuführen, hätte wenig Zweck; am meisten im Argen liegt die Chronologie, da Gobineau jedes Mittel fehlte, deren dornige Probleme zu entwirren. Es versteht sich von selbst, daß seine Sympathie in den Römerkriegen vollkommen auf Seite der Parther ist. Die Tatsache, daß ihr Reich, wenn schon nie dauernd bezwungen, sich doch keineswegs als der eherne Sturmbock erwiesen hat, an dem jeder Ansturm Roms abprallte, ist einigermaßen verdunkelt. In dem (3.) Kapitel „Geistiger und sittlicher Zustand Irans unter den Parthern" versucht Gobineau — was er für keine andere Periode getan hat — ein zusammenfassendes Kulturbild zu entwerfen, von den höchsten Bestrebungen des Geistes bis hinab zu den Trachten. Es ist anschaulich, übersichtlich und reich, und die Darstellung liest

[1]) v. Gutschmid, Geschichte Irans und seiner Nachbarländer von Alexander dem Großen bis zum Untergang der Arsaciden, Tübingen 1888.

sich sehr gut, einer der angenehmsten und lehrreichsten Abschnitte des Ganzen. Den Schluß bildet eine sachlich sehr unzutreffende Schilderung des Sturzes der Arsaciden und der Erhebung der Sassaniden. Die Art, wie Gobineau hier, gezwungen, die aus dem Lehnswesen entsprungene totale Anarchie mit seiner Vorliebe für eben dieses Lehnswesen zu vereinigen, die Arsaciden am Übermaß ihrer Verdienste sterben läßt[1]), hat etwas sehr Komisches und ist von Seillière weidlich verspottet worden.

SCHLUSS

Im Gegensatz zu diesem Schriftsteller habe ich mich nach Kräften bemüht, das Gute, was die Histoire des Perses bietet, anzuerkennen und ans Licht zu stellen. Indem ich die Rassenfrage und was unmittelbar damit zusammenhängt, ausschaltete, machte ich es mir zur Aufgabe, zu untersuchen, ob und inwiefern Gobineau unsere geschichtliche Einsicht sonst angeregt, befruchtet und bereichert hat[2]). Ich bin dabei, zumal in den Kapiteln 4 und 5, zu positiveren Ergebnissen gelangt als Seillière und habe bisweilen seinem schlechthin verwerfenden mein bedingt oder unbedingt zustimmendes Gutachten entgegengesetzt; denn seine haarscharfe und ätzende Kritik ist nicht frei von geheimer Leidenschaft und gar sehr geneigt, in Bausch und Bogen zu verdammen, was Gobineau in Bausch und Bogen verherrlicht, und umgekehrt. Im Verhältnis zum Ganzen ist die Summe des Wertvollen allerdings recht dürftig und sie schmilzt noch mehr zusammen, wenn man bedenkt, daß sehr viel davon schon im Essai sur l'inégalité des races humaines vorgebracht ist, und daß das Meiste von dem Guten und Richtigen, z. B. die Geschichte Alexanders und der Arsaciden, doch nicht neu und somit nicht Gobineaus Verdienst ist. Wenn die Histoire des Perses etwas

[1]) II S. 603 f. [2]) s. o. S. 160.

beweist, so ist es dies, daß Gobineau zum exakten Historiker verdorben war, — wenn anders dies nach dem Rassenbuch noch des Beweises bedurfte. An seinem eigentlichen Zwecke gemessen, muß man das Werk meines Erachtens als völlig verfehlt und für die Wissenschaft unbrauchbar bezeichnen, und diese hat es denn auch stillschweigend, aber vollständig[1]) abgelehnt. „Ein immer fühlbareres Nachlassen des logischen Vermögens" will Seillière im Verlaufe des Werkes verspüren (a. a. O. S. 271), und wer seine mit einer Fülle von stichelnden, ironischen, galligen, boshaften, witzigen Erläuterungen und Zusätzen verbrämte Mosaik barocker Gobineau-Zitate liest, muß in der Tat den Eindruck erhalten, es mit einem roman paradoxal, mit einer simple fantaisie de dilettante, presque de maniaque[2]), zu tun zu haben. Indessen auch die in diesem Buche gegebene, nüchternere Zergliederung wird an der Richtigkeit von Seillières Urteil keinen Zweifel aufkommen lassen. Die grausame Vergewaltigung der Logik, die durch keinerlei Streben nach verstehender Gerechtigkeit gemilderte, wahrhaft barbarische Voreingenommenheit, die fahrige Hast des stets zu Übertreibungen gesteigerten Urteils haben etwas ungemein Peinliches und lassen den Leser selten aus dem Unbehagen herauskommen, wenn auch zuzugeben ist, daß diese Mängel sich im Laufe der Darstellung eher bessern als verschärfen. Gobineau soll die Persergeschichte für sein Meisterwerk gehalten haben. Unbegreifliche Selbsttäuschung! Meines Erachtens — andere urteilen anders — steht sie auch als schriftstellerische Leistung tief unter dem Rassenbuch. Die ungeheuern Stoffmassen sind bei weitem nicht überall, und nirgends gleichmäßig, verarbeitet, vielfach nur wie unbehauene Steine nebeneinander geschichtet. Auf weite, weite Strecken glaubt man eine Wüste zu durchwandern, wo man vergebens nach dem Anblick eines grünen

---

1) wenigstens habe ich nirgends, außer einmal bei Chamberlain, irgend einen Hinweis darauf gefunden. 2) Seillière a. a. O. S. 198.

Hälmchens schmachtet. Furchtbar in ihrer Trockenheit und Weitschweifigkeit sind — nächst den Erörterungen über Quellen — namentlich die immer wiederkehrenden genealogischen Auseinandersetzungen, die freilich für Gobineaus System, das alles auf die Blutsabfolge gründet, sehr wichtig waren, uns aber unaussprechlich langweilig und gleichgiltig erscheinen. Wie spärlich sind daneben die Abschnitte, wo uns der Erzähler wirklich gefangen nimmt! Man wird des Rassenbuchs streckenweise überdrüssig, aber man kehrt wieder zu ihm zurück; der Persergeschichte ist man von Anfang an überdrüssig, und mit einem Aufatmen der Erleichterung legt man sie aus der Hand — für immer[1]).

[1]) Ich will nicht verhehlen, daß Schemann und andere Kenner Gobineaus das Werk höher einschätzen; ich konnte zu keinem günstigeren Urteile gelangen.

III. ABSCHNITT

VARIATIONEN DER RASSENLEHRE

KAPITEL I. LE ROYAUME DES HELLÈNES

Ein eigener Zufall hat es gewollt, daß sich eine der frühesten und eine der letzten Arbeiten Gobineaus mit den Neugriechen befaßte. Jene ist eine Studie über Kapodistrias und erschien in der Revue des deux mondes vom 15. April 1841, das überhaupt früheste noch zugängliche Erzeugnis Gobineaus; diese eine Artikelreihe, betitelt Le Royaume des Hellènes und 1878 in der Zeitschrift Le Correspondant veröffentlicht[1]). L. Schemann hat sie beide soeben unter dem Gesamttitel Deux études sur la Grèce moderne neu herausgegeben und dadurch jedermann bequem zugänglich gemacht[2]).

Die Studie über Kapodistrias ist eine scharfe und unbedingte Verurteilung dieses neugriechischen Staatsmannes, dessen gewaltsamer Tod als die natürliche Folge und gerechte Strafe seiner Willkürherrschaft, seiner unpatriotischen Verachtung des griechischen Wesens und seines Strebens nach der Diktatur erscheint. Die Richtigkeit dieser Darstellung zu prüfen dürfte hier nicht der Ort sein. Der jugendliche Verfasser entwickelt ein bemerkenswertes Talent zu schildern und zu charakterisieren. Er ist durch-

[1]) 10. Mai, 10. Juli, 25. August, 10. November 1878. [2]) Paris, Plon, 1905, 325 S. 8°, wovon 85 S. auf Capodistrias, 240 S. auf Le Royaume des Hellènes kommen.

aus Philhellene. Der Rassengedanke ist noch nicht in seinen Gesichtskreis getreten.

Fast vier Jahrzehnte später entstand die andere Studie[1]). Ein reiches Leben lag hinter ihm, von dem er vier Jahre, 1864—1868, als französischer Gesandter in Athen verlebt hatte, und soeben hatte er die Stadt wieder besucht auf einer großen Reise in Begleitung des Kaisers von Brasilien. Zurückgekehrt, hatte er unfreiwillig seinen Abschied erhalten. Die Empörung über die Art, wie dies geschah, erfüllte ihn noch, als er den Aufsatz schrieb. Man erkennt das nicht nur an einzelnen, bis zur Ungerechtigkeit bitteren Bemerkungen, wie der, die dickste Unwissenheit gehöre zum unentbehrlichen Inventar des heute sogenannten Staatsmannes[2]): der ganze Ton ist nicht der des ruhig untersuchenden Gelehrten, sondern der des Polemikers, fast des Agitators, und der Zweck des Ganzen ist schließlich die Vertretung einer politischen Idee, daß nämlich die europäischen Kabinette die politische Bedeutung des neugriechischen Staats vollkommen verkännten, und daß man sie eines Besseren belehren müsse. Gobineau bedient sich dabei vorzugsweise, und stärker als in irgend einem andern seiner Bücher, der Ironie. Carlyle soll diese Art der Geschichtserzählung als die wirksamste gerühmt haben. Auf die Dauer muß sie wohl ebenso ermüden wie irgend eine andere Art Pathos — denn das ist sie im Grunde; aber Gobineau handhabt sie so meisterhaft, er weiß so fein Maß zu halten, die Sarkasmen so klug zu verteilen, so geistreich zuzuspitzen, daß ihm die Teilnahme und der Beifall des Lesers nie versagen wird.

---

1) Ihre Abfassungszeit ist genau festzustellen: das Jahr 1877. Denn die auf S. 91 (die Seitenzahlen beziehen sich auf die Buchausgabe: Deux études sur la Grèce moderne) erwähnte Reise des „vorigen Jahres“ (l’année dernière) ist diejenige, die Gobineau als Begleiter Kaiser Dom Pedros II. von Brasilien 1876 unternahm, vgl. Kretzer S. 38. Bei der Ankunft in Paris, Neujahr 1877, erhielt er seinen Abschied, ebenda S. 39.
2) S. 237.

Er vergegenwärtigt in einem großzügigen Überblick die Geschichte des griechischen Freiheitskampfes, die Einrichtung des neuen Staatswesens, die Sünden und Mißstände der ersten Jahrzehnte und ihre Wirkung auf Europa, und gibt zuletzt eine mit statistischen Zahlen reich gespickte Bilanz des materiellen und geistigen Lebens der Neugriechen vor dreißig Jahren. Nirgends hält er sich bei einzelnen Ereignissen auf, die er vielmehr als bekannt voraussetzt; nur das Typische der Menschen, Zustände und Vorgänge will er schildern und dabei weit verbreitete und tief eingewurzelte Irrtümer und Vorurteile berichtigen. Denn von Anfang an war seiner Meinung nach Europa, zumal soweit es philhellenisch und also von klassischen Erinnerungen erfüllt und begeistert war, über das moderne Griechenland und seine Bewohner in Illusionen befangen, die mit der Wirklichkeit auch nicht die entfernteste Ähnlichkeit besaßen[1]). Statt sich klar zu machen, daß dort in einem vollständig ausgesogenen und verwüsteten Lande ein durch jahrhundertelange Knechtschaft reichlich verwildertes und in seinen schlechtesten Instinkten bestärktes, verhungertes, verzweifeltes Volk zwar in barbarischer Weise, aber mit unverwüstlicher Lebenskraft und heroischem Opfermut um das nackte Leben und seine politische Existenz kämpfte, daß es Geld, Nahrung, Kleidung und Waffen und das Recht auf sein Heimatland, sonst nichts von Europa wollte, bildeten sich die Philhellenen ein, die edeln Söhne des Miltiades und Perikles, die Lieblinge der Pallas — Namen, von denen übrigens die weitaus meisten Neugriechen damals nicht das Geringste gehört hatten — begehrten nach nichts so eifrig wie nach der politischen „Frei-

---

1) S. 128: Ils n'en savaient pas le premier mot, puisqu'en Europe on regardait de loin, avec des lorgnettes fausses, cette Grèce de convention au milieu de laquelle s'agitaient des Grecs encore plus fantastiques. Tout ce qu'ils avaient entendu raconter était en dehors du bon sens, et ce qu'ils avaient lu ne l'était pas moins.

heit", wie sie das vormärzliche Europa verstand, d. h. nach Nationalversammlungen und Zweikammersystem, parlamentarischen Debatten und Preßfreiheit und der ganzen konstitutionellen Pandorabüchse. Ohne zu bedenken, daß das neugriechische Volk, gemäß seiner geschichtlichen Entwicklung, für diese Dinge noch viel weniger reif sein konnte als die Nationen Mittel- und West-Europas, beglückte man es mit dem Parlamentarismus und allem Zubehör. Ein der Größe und geographischen Verbreitung des Volks entsprechendes Staatsgebiet verweigerte man ihm um der Phrase von der Integrität des osmanischen Reiches willen; dafür lieferte man es den Wechselfällen einer vormundschaftlichen Regierung und den Experimenten des Königs Ludwig I. von Bayern aus, und als sich nun herausstellte, daß der Konstitutionalismus auf die neugriechischen Verhältnisse wie die Faust aufs Auge paßte und eine Wahlkorruption und Kliquenwirtschaft einriß, die ihresgleichen suchten, da empörte sich Europa über den mißratenen Zögling, der nicht ein Abbild, sondern ein Zerrbild seines Erzeugers darstellte oder, wie Gobineau hübsch sagt, sich mit gar zu viel Übertreibung nach seinem Bilde formte. Und doch trugen Europas Staatsmänner allein die Schuld; sie hatten dieses arme Königreich gleichsam mit der Absicht errichtet, ihm das Leben unmöglich zu machen[1]). Dennoch starb es nicht, sondern lebte, und dies allein, meint Gobineau, war schon eine achtbare Leistung. Aber auch die Krankheiten, die infolge des ihm eingeimpften Giftes am Volkskörper ausbrachen, hat dessen gesunde Natur schließlich überwunden. Es ist keineswegs alles übel in Griechenland[2]) und mit Unrecht bedauert — oder bedauerte —

[1]) Vgl. besonders S. 109, 180, 216: L'Europe, indignée de voir d'elle-même, non pas un portrait, mais une caricature aussi réussie et aussi ressemblante, se fâcha de plus en plus contra sa création, trouvant qu'elle se faisait avec trop d'exagération à son image. S. 231, 236 f.: Le royaume des Hellènes a été construit comme avec une sorte d'intention de lui rendre la vie impossible. [2]) S. 257: Ce jugement hâtif et superficiel doit

das pharisäische Europa, diesen Staat geschaffen zu haben. Vielmehr haben die Neugriechen dank ihrer Geduld, ihrer ungewöhnlichen Lust und Geschicklichkeit zu jeder Art Arbeit, namentlich aber dank ihrem festen Glauben an sich selbst und ihrem zähen Festhalten an ihrer nationalen Eigenart in aller Stille sehr Großes geleistet, nämlich die Grundlagen einer gesunden und entwicklungsfähigen Volkskultur gelegt. Das wüste Land ist längst eine Stätte regen Fleißes und blühenden Lebens geworden, die keine Faulenzer, selbst nicht faulenzende Kinder, duldet. Ackerbau und Handel haben sich kräftig entfaltet, das Unterrichtswesen hat, großenteils mit Hilfe freigebig gespendeter privater Mittel, einen glänzenden Aufschwung genommen, das neugriechische Idiom ist aus einem verwilderten Pathos zur Schriftsprache veredelt worden, und eine Nationalliteratur ist entstanden, die allerdings noch klassizistisch, also innerlich unfrei ist, aber Hoffnung läßt, daß sie dieses durch die Verhältnisse erklärbare Stadium überwinden wird[1]). Die Beweise für alle diese Behauptungen füllen das ganze letzte Kapitel.

Gobineau ist also Philhellene, und dies darf aus zwei Gründen wundernehmen: 1. weil er für die Altgriechen nie eine besondere Vorliebe, eher Abneigung gezeigt hat[2]), und 2. weil die Neugriechen auf Rassenreinheit im Sinne des Essai sur l'inégalité zweifellos keinen Anspruch erheben können. Beide Bedenken lassen sich zerstreuen, das erste durch uns schon geläufige Gedankengänge, das zweite aber nur dadurch, daß Gobineaus Rassentheorie eine Umbildung erfahren hat, die sie gewissen neueren Auffassungen wesentlich näherbringt.

Der Schluß von den Alt- auf die Neugriechen ist deshalb hinfällig, weil diese gar nicht die leiblichen Nachkommen von jenen

---

être cassé de la manière la plus absolue. [1]) Die Zeit scheint gekommen, vgl. K. Dieterich, Das neue Griechenland im neuen, Grenzboten, 64. Jahrg. (1905), Nr. 41/42. [2]) s. o. S. 109, 134 ff., 182 ff.

sind. Die These stammt nicht von Gobineau, sondern, soviel mir bekannt, von Fallmerayer. Sie ist angefochten worden, wie jede These, aber aufgegeben, wie Hertz behauptet, ist sie nicht und kann sie nicht sein, weil sich die Tatsachen, auf die sie sich gründet, nicht aus der Welt schaffen lassen. Zwar so weit darf man nicht mit Gobineau und Fallmerayer gehen, zu behaupten, das Geschlecht der Hellenen sei in Europa völlig ausgerottet; dünne Rinnsale echt griechischen Blutes müssen ja notwendigerweise durch die Jahrtausende, wenn auch in hundertfacher Vermischung mit anderem, bis zu unsern Tagen herabgelangt sein[1]; aber der Ausmerzungsprozeß ist gerade bei den Griechen von Alters her so mörderisch, der Zustrom fremder Volksmassen anderthalb Jahrtausende lang so bedeutend gewesen, daß man mehr als einen sehr bescheidenen Prozentsatz griechischen Blutes in der heutigen Bevölkerung des Landes unmöglich einräumen kann. Gobineaus Philhellenismus ist also keine Inkonsequenz zu seiner Abneigung gegen die Altgriechen; aber doch wohl eine zu seiner Theorie von der Verderblichkeit der Mischungen? Oder wie denkt er über die Zusammensetzung der neugriechischen Bevölkerung? Zunächst betont er aufs nachdrücklichste die ethnographische Identität der sogenannten „Türken“ und der sogenannten „Griechen“. „Man wußte [in Europa] nicht,“ sagt er, „in welchem Grade Henker und Opfer eine und dieselbe Bevölkerung waren, von gleichem Blut und gleichem Ursprung in allen Zweigen, mit den gleichen Ideen, Sitten, Gewohnheiten und Überzeugungen hinsichtlich dessen, was Ehre heißt, von ganz der gleichen Fähigkeit und dem gleichen Verständnis für dieselben Taten der Energie und der Selbstverleugnung, für dieselben Gewaltsamkeiten und dieselben Grausamkeiten. In einem einzigen Punkte unterschieden sie sich: die Herren waren aus oft sehr

[1] Gobineau räumt das, im Grunde genommen, mit seinen Bemerkungen über die Herkunft der Albanesen selbst ein, s. u. S. 216.

verwickelten, manchmal auch sehr einfachen Gründen, Muhammedaner geworden, sie selbst oder ihre Vorfahren, und gehörten folglich zu den herrschenden Klassen. Die Unterdrückten, welche Christen geblieben waren, galten deshalb als Unterworfene, und zwar auch mit mancherlei Einschränkungen, je nach Zeit und Ort[1])." „Was man „Türke" nannte und in Rumelien heute noch so nennt, . . . hat nicht das Geringste mit den Turkvölkern gemein, vielmehr gibt es im ethnographischen Sinne in diesem Teile der Welt keine anderen „Türken" als die Ungarn oder Magyaren. Was die Abendländer so nennen . . . ., sind Einheimische von hier griechischem, dort slavischem, anderswo illyrischem oder wallachischem oder moldauischem oder sogar deutschem Ursprunge, die den Islam angenommen haben und dadurch Teilhaber der Macht des Hauses Osmans geworden sind. Die meisten von ihnen verstehen nicht ein Wort Türkisch, sondern sprechen einzig die Sprache ihres Heimatbezirks, hier Griechisch, weiterhin Albanesisch oder eine der slavischen Mundarten[2])." Diese im wesentlichen gleichartige Bevölkerung ist aber das Produkt eines ungeheueren Mischungsprozesses: alle die mannigfaltigen Bevölkerungsbestandteile der hellenistischen Weltreiche, dazu Albanesen, Semiten, Thraker, Germanen und Kelten haben dazu beigesteuert[3]). Nach den Grundsätzen des Essai sur l'inégalité sollte man nun erwarten, daß sich das Produkt durch Disharmonie der körperlichen und geistigen Bildung, Zerfahrenheit der Instinkte, Unfähigkeit zu dauernden Schöpfungen unvorteilhaft auszeichne. Dies ist aber nicht der Fall; vielmehr nennt es Gobineau „ein zwar sehr stark legiertes, aber sehr widerstandsfähiges Metall, das, obwohl bar jeder absoluten Originalität, da es ja aus der Vernichtung aller antiken Originalitäten hervorgegangen ist, dennoch heute ein . . . sehr eigenartiges und äußerst geschmeidiges Amalgam darstellt und sehr wenig geneigt ist, sich seinerseits aufsaugen zu lassen, son-

1) S. 113 f. 2) S. 124 f. 3) S. 244 ff.

dern mit ganz derselben Energie, wie die reinen Rassen, jeder neuen Verschmelzung widerstrebt und daher . . . alles erdenkliche Recht hat, sich als Nationalität zu bezeichnen"[1]). Diese Nationalität vermehrt sich außerdem noch ungemein stark. Zunächst die letzte Tatsache, im Grunde aber doch auch die anderen, nach den Prinzipien seiner Rassentheorie höchst auffallenden Tatsachen, erklärt Gobineau mit dem Vorhandensein eines in der Mischung vorherrschenden Elements von außerordentlicher Stärke. Es ist das albanesische oder illyrische, das mit einem Teile seiner Wurzeln zu der allerältesten Urbevölkerung Griechenlands, den Pelasgern, hinabreiche. Mit seiner relativen, durch die Natur des Landes ermöglichten Reinheit habe dies Element auch einen beträchtlichen Teil seiner ursprünglichen Lebenskraft (énergie vitale) bewahrt. Eine wirklich reine Rasse seien die Albanesen keineswegs, sondern reichlich mit Slavenblut gekreuzt; aber diese fremden Zusätze hätten den widerstandsfähigen, mächtigen Grundstock offenbar nur wenig beeinträchtigt — das ergebe schon der körperliche Typus —, und deshalb sei dieser Grund herrschend geblieben[2]).

Wie man sieht, verzichtet Gobineau nicht auf die Verschiedenwertigkeit der Menschenrassen — auf sie kommt er sogar gegen den Schluß in freilich widerspruchsvollen Ausführungen noch einmal zurück[3]); aber er macht den Rassenwert nicht mehr von der Rassenreinheit abhängig, denn die „relative Reinheit" der Albanesen, die gleich so stark eingeschränkt wird, erscheint doch

[1]) S. 245 f. [2]) S. 265—267, hier: „Mais il paraît certain, à l'aspect seul du type physique, que ces mélanges n'ont joué et ne jouent qu'un rôle subordonné dans cet énergique et puissant composé, et c'est pourquoi là où il existe il domine en maître, et tout ce qui peut s'ajouter de romain, de slave, de celtique, de gothique, de franc et de syrien, entre seulement en partage, mais sans abroger son extraordinaire vitalité". Beim asiatischen Neugriechen herrsche übrigens in ähnlicher Weise semitisches Blut vor, s. S. 268 f. [3]) S. 309 ff.

wie ein schüchternes Zurückschauen nach verlassenen Altären. Ich erblicke darin ein sehr bemerkenswertes Zugeständnis an die Wirklichkeit, mit dem recht beträchtliche Teile der Theorie des Essai, ja, wenn man will, der ganze auf die Hypothese von den drei reinen Urtypen gestützte pseudo - empirische Unterbau, zusammenstürzen. Uns hat sich jenes Fundament längst als nicht tragfähig, jenes Bauwerk als gebrechlich erwiesen, während wir den nun noch übrig bleibenden Sätzen, nämlich: daß die Rassen ungleich an Wert und Leistungsfähigkeit und nicht ins Unbegrenzte der Vervollkommnung fähig sind, daß Rassenkreuzungen Wertkreuzungen bedeuten, daß die Kulturhöhe eines Volkes in erster Linie von der Rasse abhängt und daß sich Kulturen auf fremde Rassen nicht ohne Einbuße übertragen lassen, im wesentlichen zustimmen konnten. In dieser verkürzten und verbesserten, von phantastischem Beiwerk befreiten Gestalt wird die Theorie siegen, weil sie so von der Erfahrung bestätigt wird. Ob sich Gobineau wohl der Tragweite seines Verzichtes ganz bewußt gewesen ist? Man muß es bezweifeln, da er in der Vorrede zur zweiten Ausgabe des Essai die absolute Unverändertheit seiner Überzeugungen immer wieder aufs schärfste betont hat, aber man wird sich freuen, daß er diesen Schritt noch getan hat, und daß die lange vergessene Schrift, mit der er ihn tat, uns nun wieder zugänglich ist.

KAPITEL II. LES PLÉIADES

Robert Dreyfus hat in seinen, im Winter 1904/5 in der Ecole des hautes études sociales gehaltenen und nachher veröffentlichten, schon wiederholt angeführten Vorlesungen das Lebenswerk Gobineaus in höchst ansprechender Weise mit seinem Gedanken

von den drei Hierarchien gegliedert[1]). Ich beschränke mich darauf, ganz kurz darüber zu berichten.

Das Ergebnis von Gobineaus Nachdenken über die Hierarchie der Menschenrassen war die Verzweiflung an der Zukunft der Menschheit, wie die Schlußausführungen des Essai sur l'inégalité des races humaines zur Genüge zeigen. Reine Rassen gab es nur in der Vergangenheit. Solange er sich mit diesem trostlosen Schlusse abfand, widmete er sich ganz oder fast ganz der Geschichte. Aber es kam ein Tag, wo er sich dabei nicht mehr beruhigen konnte, und wo er für die edeln Rassen in der Gegenwart einen, wenn auch bescheidenen, Ersatz suchte und fand in edeln Einzelpersönlichkeiten, auf die er im Essai ausdrücklich erklärt hatte keinen Wert zu legen. Er räumt jetzt ein, daß auch aus der gegenwärtigen, die Erde erfüllenden Mischlingsbevölkerung einzelne, alle Qualitäten echter Rassenreinheit aufweisende Edelmenschen hervorgehen können, indem durch einen nicht weiter erklärbaren, geheimnisvollen Prozeß bei ihrer Erzeugung nur die wertvollen atavistischen Elemente gepaart, die minderwertigen und schlechten aber irgendwie ausgeschieden werden[2]). Nur sie, die „Königssöhne“, sind Vollmenschen, die anderen dagegen, die sich wieder in die drei Gruppen der imbéciles, der drôles und der brutes gliedern, sind nur eine Herde. So ergänzt Gobineau seine ethnische durch eine Hierarchie der Individuen. Er

---

[1]) Ich benutze gern diese Gelegenheit, um das allzuschroffe Urteil zu berichtigen, das ich im Literarischen Zentralblatt 1905 Nr. 29 über Dreyfus' Buch gefällt habe. Meine Bemerkungen über die Unzulänglichkeit der Analyse und den Mangel an Kritik bestehen zwar im allgemeinen zu recht, doch hätte die Billigkeit gefordert, daneben mancherlei Wohlgetroffenes, z. B. den Gedanken von den drei Hierarchien, anzuerkennen und hervorzuheben, daß das Buch für Frankreich, wo die weitesten Kreise von Gobineau noch nichts wissen, entschieden verdienstlich und der Veröffentlichung wohl wert war. [2]) Die Möglichkeit dieses Vorgangs wird durch die neuesten Untersuchungen über den Mechanismus der Fortpflanzung (Reduktionsteilungen) interessanterweise erwiesen.

entnimmt diese Einsicht der Gegenwart, seiner eigenen Erfahrung, und verficht sie daher nicht mehr in geschichtlichen Werken, sondern in literarischen Verarbeitungen des Lebens der Gegenwart. Die Theorie selbst läßt er in dem Roman Les Pléiades[1]) entwickeln; Anwendungen finden sich, außer in diesem, in den Souvenirs de voyage und vereinzelt auch in den Asiatischen Novellen. Für alles Nähere muß ich auf diese Bücher selbst und auf die Bemerkungen Dreyfus' verweisen.

Eine eigentlich wissenschaftliche Tragweite schreibt Gobineau diesen Gedanken nicht zu. Sie stürzen sein System nicht um; kaum daß sie es modifizieren; wohl aber setzen sie es voraus, allerdings nur so, daß sie eine Tatsache anerkennen, die mit der unbedingten Geltung des Systems nicht ganz leicht vereinbar ist: das Dasein von Nummer-Eins-Menschen, wie Arndt sich ausdrückte. Insofern sind auch sie ein Zugeständnis an die Wirklichkeit: zugleich ein tröstender Lichtstrahl in der tiefen Nacht der Rassenzerstörung. Die belletristische Verwertung des Gegenstandes gehört nicht hierher, ebensowenig wie eine Erörterung seiner großen Bedeutung für die Biographie Gobineaus; doch sei bemerkt, daß die asketische Lebensrichtung, die Seillière nicht mit Unrecht für Gobineaus letzte Jahre charakteristisch findet, gerade in den genannten Werken ihren literarischen Niederschlag gefunden hat, denn sehr viel leiden zu müssen und leiden zu können gehört zu der Mitgift, die das Schicksal den „Königssöhnen" unweigerlich beschert. —

KAPITEL III. HISTOIRE D'OTTAR JARL ET DE SA DESCENDANCE

Indessen, auch diese Hierarchie der Individuen wollte Gobineau, als zu zufällig, zu unberechenbar, schließlich nicht genügen. Er

[1]) Stockholm, Jos. Müller & Cie., und Paris, Plon, 1874.

suchte nach einem Gebilde von Dauer, das trotzdem seinen ursprünglichen Wert zu bewahren imstande sei, und vermeinte es in der Familie zu finden. Eine Hierarchie der Familien ist daher das Schlußergebnis seines niemals aufgegebenen Nachdenkens über diesen Gegenstand. Den Beweis für die Möglichkeit des Vorgangs glaubte er in seiner eigenen Familie zu finden; um ihn zu führen, schrieb er das letzte Buch, das noch bei seinen Lebzeiten erschienen ist: Histoire d'Ottar Jarl, pirate norvégien, conquérant du pays de Bray en Normandie, et de sa descendance. Paris 1879, Didier et Cie. Es bedarf keines Scharfsinns um zu erkennen, daß der Wunsch der Vater dieses Gedankens gewesen ist, und daß sich die Unhaltbarkeit der These schon beim ersten Blicke ergibt. Selbst wenn, was Gobineau ohne jede Berechtigung behauptet, der Charakter des Mannesstammes ein stärkeres Beharrungsvermögen besäße als der durch Frauen fortgepflanzte, könnte er sich doch unmöglich viele Menschenalter, geschweige denn Jahrhunderte hindurch, gegen das massenhaft zuströmende weibliche Blut unversehrt, oder nahezu unversehrt erhalten. Dies behaupten, heißt nicht, die Prinzipien der Rassentheorie variieren, sondern sie preisgeben. Seillière hat an den einzelnen Gliedern der Beweiskette mit viel Geist und viel Sarkasmen gezeigt, wie sich Gobineau in unlösbare Widersprüche zu seinen früheren Überzeugungen verwickelt, allerdings ohne sich dessen bewußt zu werden. Dagegen hat Dreyfus eingewendet, es handele sich im Grunde gar nicht um die Monographie einer Familie, sondern um die eines Begriffes, nämlich der Ehre. Bei ihm gewinnt es in der Tat diesen Anschein, indem er alle auf die Ehre bezüglichen Bemerkungen Gobineaus zusammenstellt. Dieser aber betont die Ehre nicht stärker als andere Merkmale des angeblichen Familiencharakters, deren Unveränderlichkeit er natürlich ebensowenig nachweisen kann, wie die des Ehrbegriffs. Das Buch gibt sich durchaus als Familien-

geschichte, und zwar soll es dartun, daß die seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts in und bei Bordeaux ansässige Bürgerfamilie Gobineau in gerader Linie abstammt von dem norwegischen Seeräuber Ottar, der zur Zeit Rollos das Ländchen Bray in der Normandie eroberte und der Stammvater der Feudalherren von Gournay wurde, deren Hauptlinie 1239 im Mannesstamme erlosch, während eine Nebenlinie, nach England verpflanzt, 1406 ausstarb, eine zweite in demselben Lande bis ins 19. Jahrhundert nachweisbar sein soll. Die Verbindung zwischen den Gournay und den Gobineau auf genealogischem Wege herzustellen war unmöglich; statt dessen müssen die allerwillkürlichsten Namengleichungen und Wappendeutungen[1]) herhalten, um den gewollten Nachweis vorzutäuschen. Wer sich für das einzelne interessiert, sei auf Seillière oder auf den Ottar Jarl selbst verwiesen. Es ist gar kein Gedanke daran, daß die Gobineau irgendwie mit der normännischen Adelsfamilie der Gournay dem Blute nach zusammenhingen. Sie stammen von guten gaskonischen Goldschmieden, Tuchhändlern und Notaren, und haben nicht das mindeste Recht, irgend ein Adelsprädikat, geschweige denn den Grafentitel zu führen, es sei denn — das Recht der Gewohnheit. Es ist also höchst abgeschmackt, Gobineau, wie immer und immer wieder geschieht, als den normännischen Grafen zu bezeichnen; denn damit soll nicht gesagt werden, daß seine Familie aus der Landschaft Normandie, und nicht aus Berry, Poitou oder Bourbonnais stamme, sondern daß in seinen Adern germanisches Blut fließe, und davon kann bei ihm nicht in höherem Maße als bei irgend welchem anderen Franzosen die Rede sein. Möglich ist es natürlich, aber wahrscheinlich gemacht ist es in keiner Weise. Soll aber das Epitheton die Geistesart Gobineaus kennzeichnen,

---

[1]) obschon ich, soweit mein Verständnis hier reicht, mit Kretzer die heraldischen Beweismomente immer noch für die erträglichsten ansehen möchte.

so dürfte der Nachweis, daß das suveräne Vorwalten der Phantasie vor der Logik, das Gobineau vor allem eignet, gerade germanische Eigentümlichkeit sei, wohl ein ebenso schwieriges Stück Arbeit sein wie die Errichtung des Gournay-Gobineauschen Stammbaums. Hat Gobineaus Buch demgemäß seinen Hauptzweck durchaus verfehlt, so bietet es doch auch mancherlei Ansprechendes. Zwar als eine vergnügliche Promenade durch die Geschichte Frankreichs möchte ich es doch nicht mit Kretzer bezeichnen, denn weite Strecken sind lediglich trockene Chronikauszüge und Urkundenregesten, die hier und da fast zu bloßen Namenlisten zusammenschrumpfen; aber an anderen Stellen ist doch der Versuch nicht übel gelungen, die Schicksale des Landes und die der Familie zu einem Ganzen zu verarbeiten, diese aus jenen abzuleiten und zu erklären. Kapitel wie die über Thomas und Matthieu de Gournay, über Robert Knowles oder de Canolle, über das alte stolze Handelsemporium Bordeaux liest man mit Nutzen und Befriedigung. Das Ganze dagegen ist vorwiegend langweilig.

Was endlich die Variationen der Rassentheorie anlangt, die der Überschrift zufolge auch in diesem Buche zu finden sein sollen, so sind sie so unerheblich, daß sie seine Einordnung an dieser Stelle kaum rechtfertigen können. Vor allem wird im fünften und siebenten Kapitel des dritten Buches mehrfach auf die Bedeutung des Milieus hingewiesen. Sehr hoch wird sie allerdings nicht eingeschätzt. Den inneren Wert, den Kern der Familienanlage läßt das Milieu unberührt[1]), aber es kann doch die Entfaltung hemmen oder begünstigen, die Verwendung bestimmen, beeinflussen. So ist z. B. für die Instinkte Ottars und der Seinen das Milieu des frühen Mittelalters sehr günstig; das Aufkommen der straffen Monarchie bedeutet dagegen für sie ein milieu extrêmement réfractoire[2]). So und ähnlich an mehreren Stellen. Da Gobineau

[1]) Ottar Jarl S. 302. [2]) ebenda S. 307.

im Rassenbuch das Milieu überhaupt nicht gelten lassen wollte, ist dies neue Zugeständnis an die Wirklichkeit immerhin der Erwähnung wert.

Zum Schluß sei eine leichte Anspielung auf darwinistische Gedanken hervorgehoben. Auf S. 299 erklärt Gobineau die Erhaltung der unversehrten Kraft und Tüchtigkeit aller Abkömmlinge Ottars durch die natürliche Auslese, welche die minder konkurrenzfähigen Sprößlinge, an denen es sicher nicht ganz gefehlt habe, beseitigt und nur die besten überleben läßt.

IV. ABSCHNITT

DIE RELIGIONEN UND PHILOSOPHIEN ZENTRALASIENS

ÜBERGANG UND EINLEITUNG

Die Art meiner Aufgabe, die nicht biographischer Natur ist, gestattet mir, die zeitliche Reihenfolge der Schriften Gobineaus außer acht zu lassen. Ich habe nach dem Rassenwerk sogleich die Persergeschichte besprochen, weil sie seine Fortsetzung, die Übertragung der dort verkündigten Gesichtspunkte der Betrachtung auf einen besonderen Gegenstand, sein will und auch ist, obgleich beide Werke zeitlich um fünfzehn Jahre auseinanderliegen; ich habe die anderen, dem Thema nach mehr oder weniger verwandten Arbeiten daran angeschlossen. In den dazwischen erschienenen Büchern Trois ans en Asie (1858) und Les religions et les philosophies dans l'Asie centrale (1865) hat Gobineau den Rassegedanken fast ganz zurücktreten lassen, um ihn erst in der Histoire des Perses kräftig wieder aufzunehmen; in den Nouvelles asiatiques von 1876 steht er, nur den Wissenden erkennbar, wie ein unsichtbarer Regisseur hinter der Szene. Von dieser zeitweiligen Verschiebung der Interessen hat Seillière ein ungeheueres Aufheben gemacht, als habe Gobineau, völlig berauscht von der Wunderwelt des Orients, seine heiligsten Überzeugungen preisgegeben, um erst allmählich, abgekühlt und reumütig, zu den schnöde verlassenen Altären seiner Jugend zurückzukehren. Da-

rin steckt nur ein sehr kleines Körnchen Wahrheit. Zum größten Teil liegt es einfach am Gegenstand der genannten Bücher, wenn in ihnen von Rasse nicht viel die Rede ist, und die Rassenwerte und Rassengegensätze nicht betont sind. Wer sagt schließlich, daß Gobineau verpflichtet war, sein ganzes Leben lang ein und dasselbe Thema zu Tode zu reiten? Aufgenommen hat er es ja auch später noch, besonders in der Histoire d'Ottar Jarl (1879), von der bereits die Rede war. Dagegen lehren nun die dem Orient gewidmeten Bücher uns Gobineau von völlig neuen Seiten kennen. Ich bespreche sie nicht in der Reihenfolge ihres Erscheinens, sondern ordne sie nach ihrer literarischen Eigenart und wissenschaftlichen Bedeutung: zuerst das gelehrte Werk, dann den Reisebericht, zuletzt die Novellen.

Über die Entstehung des Buchs „Les religions et les philosophies dans l'Asie centrale" berichtet einiges der ausgezeichnete Orientalist Barbier de Meynard[1]), der gleichzeitig mit Gobineau in Teheran war und es entstehen sah. Gobineau hätte ihm zufolge die Mitarbeiterschaft persischer Gelehrter stark in Anspruch genommen, stellenweise geradezu nach ihrem Diktat geschrieben. Er habe dessen um so mehr bedurft, als er, selbst des Arabischen nicht mächtig, die meist in dieser, der heiligen Sprache abgefaßten Quellenwerke nur mit Hilfe jener Mirzas, durch ihre Übertragung ins Persische, habe kennen lernen können[2]). Das Buch erschien 1865 bei Didier in Paris. Eine zweite Auflage war schon 1866 nötig, eine dritte kam, von Ludwig Schemann besorgt, 1900 im Verlage von E. Leroux heraus. Eine Übersetzung ins Deutsche liegt bis jetzt nicht vor.

---

[1]) im Journal asiatique, Nov./Dzb. 1899, S. 568 ff. [2]) Diese Aussage scheint dringend der Korrektur zu bedürfen. Verschiedene Stellen des Buchs, besonders S. 49 f. und 147, beweisen, daß Gobineau Arabisch verstand, und Herr Prof. Schemann bestätigt es mir, wenn er es auch nicht so beherrscht habe „wie ein Fachmann, vollends ein Lehrer des Fachs à la Barbier de Meynard".

Diesem Buche gegenüber ist der Nicht-Orientalist in noch höherem Grade Laie, als der Nicht-Anthropologe gegenüber den Rassenfragen. Meine Aufgabe wird daher hier im wesentlichen die des Berichterstatters sein, wenn auch eine vorsichtige und zurückhaltende Kritik deshalb nicht ausgeschlossen ist. Und jene Aufgabe ist dankbar genug. Denn noch ist das Werk bei uns wenig, viel zu wenig im Verhältnis zu seiner Bedeutung — so will mir scheinen — bekannt, obschon so anerkannte Größen unter den Orientalisten Englands, Frankreichs und Deutschlands, wie E. G. Browne[1]), Barbier de Meynard und Ferdinand Justi[2]), es mit warmen Worten gerühmt haben. Seillière fand zu wenig daran auszusetzen, um länger dabei zu verweilen[3]); die sechs Seiten, die ihm Kretzer widmet[4]), vermögen von seiner Eigenart und seinem Reichtum keinen Begriff zu geben, und auch Dreyfus' Bemerkungen und Zitate genügen diesem Zwecke nur notdürftig[5]). Der Titel des Buches ist ungenau und verspricht teils mehr, teils weniger, als der Inhalt hält. Denn dieser handelt fast ausschließlich vom persischen Islam und seinen Sekten, vorzüglich dem Babismus, dem von sechzehn Kapiteln sieben, volle 300 Seiten, gewidmet sind. Von den Philosophien hören wir dagegen recht wenig, und dies wenige ist nicht eben wertvoll. Dafür aber entschädigt uns Gobineau durch einen Anhang von vier Kapiteln über das persische Theater.

Einer Erläuterung bedarf noch der Gebrauch der Namen „Zentralasien“ und „Asiaten“. Unter Zentralasien versteht Gobineau in der Hauptsache das heutige Persien, doch mit Einschluß der Nachbarländer Afghanistan und wohl auch Armenien[6]). Die Be-

---

1) vgl. u. S. 254. 2) jener im Journal asiatique, Nov./Dzb. 1899, S. 568 ff., dieser im Archiv für Religionswissenschaft 1900, Bd. 4, S. 75 ff. 3) auf S. 170 seines oft genannten Buchs. 4) Kretzer, Graf Gobineau, S. 186 ff. 5) a. a. O. S. 244—261. 6) vgl. S. 142: ... l'Asie Centrale, c'est-à-dire la Perse, quelques points de l'Inde et une partie de la Turquie d'Asie.

wohner dieser Länder nennt er kurz „Asiaten" statt „Zentralasiaten"; er gebraucht das Wort etwa so, wie wir „Orientalen", und durch diese Vokabel habe ich es gewöhnlich wiedergegeben, wenn mir nicht „Perser" den Sinn genauer zu treffen schien.

KAPITEL I. MORALISCHER UND RELIGIÖSER CHARAKTER DER ORIENTALEN

So lautet die Überschrift des ersten Kapitels, des glänzendsten in dem ganzen Buche. Was es auszeichnet, ist eine Eigenschaft, die man gerade bei Gobineau am wenigsten erwartet, nämlich eine vollkommene Unbefangenheit, welche die Geistesart des Orientalen zunächst fast kritiklos übernimmt, wie sie ist, und lediglich zu verstehen sucht, geleitet von einem Spürsinn, in dem sich die Freude des Denkers und Poeten über das märchenhafte Neuland des Geistes seltsam genug mischt mit der schrullenhaften Vorliebe des Kuriositätensammlers für das Wunderliche, ja selbst das Perverse. Diese Unbefangenheit ist das Ergebnis einer bewußten Willensanstrengung[1]. Die innere Freiheit, mit der sich der von so vielen Vorurteilen beherrschte Mann hier von fast allen Voraussetzungen europäischen Denkens zu lösen vermochte, ermöglichte es ihm, um so tiefer in die Denkungsart der Orientalen einzudringen, ihren Gedanken auf ihren verschlungensten Pfaden zu folgen und nicht nur den konkreten Inhalt dieser Gedanken zu erfassen, sondern auch, was schwerer ist, die von der unseren ganz abweichende Art, wie sie gewonnen und verknüpft, wie sie enthüllt und verschleiert werden. Daß er dabei nicht bisweilen sollte geirrt haben, ist nicht anzunehmen; wo dies geschehen, mögen Kundige feststellen. Gewiß aber

[1]) zu schließen aus Trois ans en Asie, 2. Aufl., S. 268; vgl. u. S. 263.

gelten von diesem ersten Kapitel in ganz besonders hohem Maße die oft zitierten, überaus anerkennenden Worte eines berufenen Kenners, die auch ich nicht unterlassen will anzuführen: „Ich kenne keinen europäischen Schriftsteller, der den modernen Orient so gut verstanden hätte und ihn in so leuchtenden Farben darstellte"[1]). Ich will daher — ausnahmsweise — versuchen, aus Gobineaus Darstellung das Bezeichnendste mit seinen eignen, verdeutschten Worten wiederzugeben:

„Wenn ein Europäer sich einer Lehre zuwendet, so neigt sein Verstand von selbst dazu, alles, was nicht dazu gehört, oder doch wenigstens, was einen zu scharfen Gegensatz dazu bilden würde, aufzugeben. Nicht als ob ein solcher Vorgang etwas Leichtes und Einfaches wäre; denn selten besitzt der Geist die genügende Kraft, um die Trennung so vollständig zu machen, wie sie sein müßte, und er bewahrt meist noch ein Restchen von der Meinung, die er nicht mehr hat, oder sogar von der, die er überhaupt nicht hatte. Es ist leicht möglich, mit klaren, unzweideutigen Erklärungen diese oder jene Sätze zu verwerfen, aber keineswegs ebenso leicht, sich diesen oder jenen Konsequenzen der nämlichen Sätze, diesen oder jenen Begriffen, die ohne sie nicht vorhanden wären, zu entziehen: mit einem Wort, die Zahl der schlechthin weißen oder schlechthin schwarzen Bewußtseinsinhalte ist überall spärlich; am häufigsten trifft man die grauen. — Doch muß man, wie gesagt, zugeben, daß es von allen Völkern aller Zeiten denen unseres Erdteils und unserer Gegenwart immer noch verhältnismäßig gut gelungen ist, sich Überzeugungen von homogenem Aussehen zu erwerben. Nicht so die Orientalen. Sie sind so weit von einem derartigen Ziele entfernt, daß sie nicht einmal den Nutzen einsehen, den sie davon hätten, es zu erreichen. Sie wenden sich davon ab und sind weniger darauf aus, gleich uns ein wohl abgegrenztes, genau festgelegtes, diebessicheres, durch unüber-

[1]) Barbier de Meynard, La poésie en Perse, S. 70, Anm.

schreitbare Wolfsgruben gegen jeden Einbruch des Irrtums geschütztes Wahrheitskapital anzusammeln, als vielmehr darauf, sich keine einzige der Intelligenz faßbare Form der Idee, kein einziges Atom einer solchen Form oder Idee entgehen zu lassen. Darin erblicken sie „die Wahrheit". Antinomien schrecken sie nicht ab, die Unermeßlichkeit des geistigen Tummelplatzes entzückt sie, die Unbestimmtheit der Grenzlinien, oder vielmehr, das völlige Fehlen aller Grenzlinien scheint ihnen gerade die erste Notwendigkeit zu sein; und so kommt es, daß jeder beliebige, vor ihnen verfochtene Satz wichtig und beifallswürdig für sie wird nicht etwa im Verhältnis zu seiner Annäherung an die exakte Wahrheit, sondern nach dem Maße der Spitzfindigkeit, mit der die Untersuchung bei einem bisher vernachlässigten Punkte einsetzt, dessen Subtilität vielleicht kaum gestattet, ihn einigermaßen ins Auge zu fassen (entrevoir), sondern höchstens, ihn zu ahnen (rêver).

Der maßlose Gebrauch der deduktiven Methode[1]) hat diese Richtung des Geistes herbeigeführt. Sie hat die Intelligenzen aufs feinste geschärft, gleichzeitig aber auch sie mit einer Art unbewußter Skepsis durchdrungen, die eben von dem Bedürfnis, der metaphysischen Neugier keine Schranken zu ziehen, herrührt. Sie hat dem Menschen soviel verschiedenartige Dinge gezeigt, sie führt die Einbildung in so mannigfaltigen Landschaften umher, sie ist immer so geneigt, sie aus den höchsten Schwebehöhen des Äthers in die tiefsten Abgründe zu stürzen, daß weder Lust, noch Bedürfnis, noch Zeit mehr bleibt, sich endgiltig einem der Ergebnisse zuzuwenden, zu denen sie hinleitet." „Die Gewohnheit, sich ohne Maß und Ziel einem so übertriebenen Geistesturnen hinzugeben, hat die Urteilskraft der Orientalen aus dem Gefüge treiben müssen. Sie sind voll Feuers und besitzen die

---

[1]) nur „deduktiv" gibt den richtigen Sinn annähernd; „induktiv" muß Schreib- oder Druckfehler sein.

munterste und geschickteste Auffassung von der Welt; sie glänzen darin, wie man zu sagen pflegt, ein Haar vierfach zu spalten und aus den vier Unfaßbarkeiten eine Brücke zu bauen, die einen Wagen trägt; stets werden sie zu unendlichen, und nicht etwa wertlosen, Erwägungen über den winzigsten Begriff Stoff finden"; — aber sie besitzen das nicht, was wir gesunden Menschenverstand nennen. Er fehlt ihrem Denken, ihrem Leben, ihren Geschäften, weshalb sie so leicht von ganz plumpen, europäischen Schwindlern übers Ohr gehauen werden. So nachteilig das für sie ist, es kränkt sie wenig; denn „nicht in den Vorzügen des wirtschaftlichen, sozialen und staatlichen Lebens haben sich die Perser das Ideal des höchsten Gutes gesetzt. Die oberste aller Aufgaben besteht ihrer Meinung nach . . . darin, möglichst genau und mit möglichst viel Einzelheiten die übernatürlichen Dinge zu erkennen. Sie bedürfen der Welt, die man nicht sieht. Sie fühlen sie auf sich lasten. Sie wehren sich gegen den beständigen Eindruck des Geheimnisvollen. Sie suchen etwas, das über dies flüchtig dahingleitende Leben erhaben ist, und in erwartungsvoller Aufregung, in einer nie zu stillenden, fieberhaften Begierde halten sie überall, unablässig, mit dem gespannten Blicke des Spähers Ausschau nach dem zukünftigen Leben. Sie haben Angst, daß sie Gott verfehlen könnten, oder sogar, Gott könne sie verfehlen."

Der Orientale betrachtet also Begriffe und Ideen nicht als Werkzeuge zur Erforschung widerspruchsloser Wahrheit, sondern als bloße Spielbälle zum Zweck einer mit Leidenschaft um ihrer selbst willen betriebenen Geistesgymnastik; er verzichtet auf eine Logifizierung der Wirklichkeit und trachtet einzig nach dem Überlogischen, Supranaturalistischen, Metaphysischen. Gobineau hat nicht darauf hingewiesen, daß darin ein absoluter Gegensatz zu jeder Art europäischen Denkens noch nicht liegt. Wer etwa den Gesamtverlauf der griechischen Philosophie überblickt, könnte

wohl auf den Gedanken kommen, daß diese Mannigfaltigkeit von Systemen mit ihren sich ausschließenden Gegensätzen nicht einzig dem Forschertrieb reiner Wahrheitsucher, sondern auch dem verlockenden Wunsche entspringen könne, alle prinzipiellen Möglichkeiten der Welterklärung aufzustellen und folgerichtig durchzuführen. Die Geschichte des christlichen Dogmas im Abendlande zeigt auf allen Stufen der Entwicklung, wie eine mehr kritische, nach Logifizierung des Seienden ringende Strömung von einer anderen bekämpft und überwunden wird, die darauf bewußt verzichtet und das Credo quia absurdum auf ihre Fahne schreibt. Und endlich weisen die mittelalterliche Frömmigkeit und die Mystik aller Zeiten genug Beispiele von gänzlicher Preisgebung aller, auch der geistigen, Interessen zugunsten völligen Aufgehens in einer übernatürlichen Welt des Glaubens auf. Die einzelnen Elemente der, nach Gobineau, für den Orientalen bezeichnenden Geistesart sind also auch im Abendlande nicht ohne Ähnlichkeiten und Parallelen. Absolut entgegengesetzt scheinen aber die orientalische und die europäische Auffassung vom Bekenntnis.

Subjektive Wahrhaftigkeit ist in der Theorie doch wohl zu allen Zeiten die erste und letzte, um ihrer Selbstverständlichkeit willen meist gar nicht ausgesprochene Forderung im abendländischen Geistesleben gewesen, und es blieb Nietzsche vorbehalten zu fragen, warum wir denn gerade Wahrheit, warum wir nicht lieber Unwahrheit wollen. Das offene Bekenntnis der erforschten oder geglaubten Wahrheit, sei es auch einer feindlichen Welt zum Trotze, betrachtet der Europäer — oder doch zum mindesten der Nordeuropäer, in dem das germanische Blut überwiegt — als Gewissenssache, als Ehrenpflicht gegen sich selbst und gegen die Überzeugung, die er vertritt. Zur Verbreitung solcher Überzeugung treibt ihn ein unwiderstehlicher Drang, und das Märtyrertum um ihretwillen galt und gilt ihm als der ruhmwürdigste

Triumph des Charakters. Selbst der verlogenste Europäer wird die Verhehlung der Wahrheit höchstens als erlaubt, schwerlich je als geboten bezeichnen.

Ganz und gar anders, so lehrt uns Gobineau, sieht der Orientale die Sache an. Was dem Europäer das Martyrium, ist ihm der Ketmân[1]). Mit diesem Worte bezeichnet der Perser die absichtliche, sei es durch Schweigen, sei es durch Zweideutigkeit, sei es endlich durch systematisches Lügen herbeigeführte Verhehlung der eignen religiösen Überzeugung und Täuschung des Gegners. Eine ganze Reihe von Gründen lassen ihm dies Verfahren nicht nur als gestattet, nein, als geboten und glorreich erscheinen: die Pflicht, die überirdischen Dinge mit ehrfürchtigem Geheimnis zu umgeben und sie nicht den Lästerungen des Ungläubigen auszusetzen; die Befürchtung, auf einen gerissenen Sophisten zu stoßen, dessen überlegene Spitzfindigkeit den Glauben an das Heilige erschüttern könnte; der Wunsch, sich selbst als den Besitzer der Wahrheit, dessen Wohl für die Menschheit wichtig ist, nicht den Nachstellungen derer preiszugeben, die es Gott gefallen hat, in den Irrtum zu stoßen, vielmehr ihnen, indem man sie darin bestärkt, die geistliche Schmach und das geistliche Elend zuzufügen, die sie verdienen; die Erwägung endlich, daß man der Wahrheit selbst nicht schuldig ist, sie zu verbreiten, da der Allwissende nach unumstößlichem Ratschluß ihre Erkenntnis gewährt oder versagt, wem er will, ohne daß der Mensch etwas dazu tun kann. Unbewußt wirkt auch zur Beliebtheit des Ketmân „die allgemeine Neigung mit, häufig die Meinung zu wechseln und die unvereinbarsten Ansichten zu verkuppeln. Wenn man verbirgt, was man denkt, unterliegt man nicht der lästigen Nötigung, mit sich selbst völlig ins klare zu kommen, und wenn man nur stückweise, mit Verschweigungen und Verhüllungen, mit dem herausrückt, was man einräumen muß, so

[1]) sonst taqia genannt.

wird man nicht leicht bei einem flagranten Widerspruch betroffen werden." So hat denn dies System, von dem Gobineau versichert, daß jede Sekte, jede religiöse Gemeinschaft es bald in bezug aufs Ganze ihrer Lehre, bald in Einzelheiten anwende, für den Orientalen nichts Demütigendes, sondern es erfüllt ihn mit Stolz; denn seine Betätigung erhebt ihn im Geiste himmelhoch über den, den er damit betrügt, sei es auch der Schah selbst[1]).

Leider hat Gobineau nicht festzustellen versucht, wie alt der Ketmân ist und woher er stammt. Zu der von der Mazdareligion gebotenen und von Herodot gepriesenen Wahrhaftigkeit der Altperser paßt er schlecht genug. Sollte er parthisches, d. h. ostiranisches, echt arisches Erzeugnis sein? Das würde leidlich stimmen zu der von römischen Schrifstellern behaupteten, gewohnheitsmäßigen Treulosigkeit der Parther, einer Eigenschaft, die von anderen den Iraniern überhaupt nachgesagt wird[2]).

Zwei Konsequenzen ergeben sich aus dieser Geistesart: 1. Wo man jeden irgendwie erhaschten Einblick in die übernatürliche Welt als Gewinn betrachtet, gierig eine möglichst große Zahl supranaturalistischer Einzelheiten, ohne Rücksicht auf ihren inneren Zusammenhang und ihre äußere Verträglichkeit, zu erfassen strebt und mit ihnen, unter grundsätzlicher Nichtachtung der Logik, ein raffiniertes Spiel spitzfindigster Dialektik vor sich und anderen treibt, da werden auch die Glaubensvorstellungen herüber und hinüber fluten, wild durcheinander wirbeln und sich in wunderlichster Weise verbinden, und es wird eine sonst unmögliche Annäherung und Vermischung der Dogmen und selbst der Kulte

---

[1]) Mirza Kazem Beg, Bab et les Babis, Sekt. I, Kap. 3, § 3, erzählt, daß alle Schiiten, kraft der uralten Gesetze des takiïé, d. h. Vorsicht, Zurückhaltung, ihren Glauben verleugnen, sobald sie in sunnitisches Gebiet kommen, z. B. nach Mekka; also eine deutliche Bestätigung dessen, was Gobineau vom Ketmân sagt. Ebenso Greenfield, Verfassung des persischen Staates (1904), S. 27. [2]) von v. Gutschmid, Geschichte Irans, S. 33.

herbeigeführt werden. Daß dies in Persien so ist, dafür hat Gobineau einige ergötzliche Beweise angeführt (S. 7—9); er behauptet aber, es gebe überhaupt keinen Perser, der alle Sätze der von ihm bekannten Religion en bloc annehme, und auch keinen, der nicht neben seiner eigentlichen Religion noch der oder jener Lehre anderen Ursprungs und bisweilen, ganz entgegengesetzter Richtung huldige[1]). 2. Wo ein solcher Wirrwarr im religiösen Leben herrscht, wo ferner das Aussprechen eines Glaubensbekenntnisses, die Vollziehung eines Ritus, die Beteiligung an einer Kulthandlung die wahre Meinung des Betreffenden ebensogut verhüllen wie offenbaren kann und eine solche Verhehlung niemandem zur Schande gereicht, da muß notgedrungen in der Praxis weitgehende Duldung herrschen. Und auch dies, versichert Gobineau, ist in Persien der Fall. Ein Land, das wir gewöhnt sind, von fanatischen Muselmännern bewohnt zu denken, kennt ihm zufolge den Fanatismus in Religionssachen[2]) gar nicht: „Da es keine hinreichend beträchtliche Gruppe gibt, die durch das Band einer unbedingt angenommenen Glaubenslehre zusammengehalten würde, so gibt es auch keine (religiöse) Massenbegeisterung und keinen bestimmten, gemeinsamen Glaubenshaß“ (S. 21). Das stimmt allerdings ganz zu der duldsamen Sinnesart der Perser, die aus früheren Perioden ihrer Geschichte überliefert wird[3]). Wie weit sie geht, lehrt folgender, von Gobineau erzählter Fall (S. 16 f.): „Es gibt in der Umgegend von Trapezunt und Erzerum[4]) Religionsgemeinschaften, welche äußerlich, sagen sie, den sunnitischen Islam be-

---

[1]) L'Asie Centrale ne contient pas un seul religionnaire qui ne reconnaisse que les seuls préceptes de sa foi et qui les admette tous (S. 20). [2]) en tant que représentant une persuasion exclusive d'une religion quelconque. [3]) s. Ferd. Justi, Die älteste iranische Religion, Preußische Jahrbücher Bd. 88 S. 254 f. Doch s. u. S. 240. [4]) also in Armenien, dessen Bevölkerung mit den Persern stammverwandt ist.

kennen. In ihren Dörfern haben sie Moscheen, die sie Freitags besuchen; sie halten sich Mullahs, die ihnen den Koran vorlesen und die Überlieferungen des Propheten auslegen. Und doch, fügen sie leise hinzu, sind wir keine Muselmänner; wir gehen zur Kirche, wir hören die Messe, wir bekennen die Gottheit Jesu Christi und verehren die Bilder der Heiligen. — Alles dies ist die strenge Wahrheit; .... jedermann in Anatolien weiß es; es ist so öffentlich zu hören wie der Klang der Glocken. Es möchte demnach scheinen, die Verstellung sei hier zwecklos: keineswegs! Gelegentlich erscheinen diese Leute vor den Kadis, und man bestreitet ihnen nicht die Vorrechte der gläubigen Muselmänner. Sie schwören auf das Buch Gottes; ihr Eid ist so giltig wie der des Scheriffs von Mekka. Jeder weiß, was sie glauben, aber jeder tut so, als glaube er ihrer Lüge." Es folgen zwei weitere Beispiele von der gleichen Art, die Nossayris und die Feueranbeter[1]) betreffend. Da hätten wir also eine Reihe von Fällen, in denen der Ketmân zur staatlich anerkannten Einrichtung erhoben wäre.

Es würde sich nun fragen, wie die bisher geschilderte Geistesart sich mit den in Zentralasien heimischen, positiven Religionen verträgt und in ihrer Ausgestaltung zum Ausdruck kommt, eine Frage, die Gobineau freilich nur indirekt stellt und nur ungefähr beantwortet; deshalb darf auch ich sie im folgenden nicht stärker in den Vordergrund rücken, als er getan hat. Ich übergehe, so fesselnd es in mancher Hinsicht ist, was er von dem einheimischen Christentum und Judentum sagt[2]), und wende mich sogleich zu den Ausführungen über den persischen Islam.

---

[1]) über beide Ausführliches in Trois ans en Asie 2. Teil Kap. 3. [2]) Kap. 4, S. 63—67.

KAPITEL II. DER ISLAM UND DIE PERSER

Es ist nie bestritten worden, daß Mohammed reichlich aus älteren Religionen geschöpft hat, gleichwie er selbst lange Zeit nichts anderes zu wollen erklärt hat, als den Arabern zu offenbaren, was anderen Völkern andere Propheten offenbart hatten. Die Einflüsse der verschiedenen in Frage kommenden Religionen gegeneinander abzugrenzen ist eine wichtige Aufgabe der Wissenschaft; sie ist auch heute noch nicht so gelöst, daß alle Forscher darüber einer Meinung wären, wie z. B. aus der neuesten Monographie über Mohammed, von Hubert Grimme, und ihren Rezensionen hervorgeht[1]). Auch Gobineau hat die Frage in Angriff genommen, und seine Ergebnisse weichen teilweise gar nicht sehr von den — allerdings bestrittenen — Ergebnissen Grimmes ab, was immerhin für seine Sachkenntnis ein gutes Zeugnis ist. Allerdings hat er unterlassen zu periodisieren; der Islam, dessen Ursprünge er untersucht, ist der fertige, dogmatisch abgeschlossene der medinischen Spätzeit.

Den Einfluß des Judentums und des Christentums auf Mohammed — den Grimme für die frühmekkanische Periode ganz in Abrede stellt — schlägt auch Gobineau ziemlich gering an. Zum Kern der islamitischen Religion hätten sie nichts beigesteuert. Die verzerrte und verfälschte Form, in der biblische Erzählungen im Koran stets auftreten, erklärt er damit, daß Mohammed den biblischen Kanon überhaupt nicht gekannt habe. Doch habe er die im Koran gegebenen Lesarten dieser Geschichten nicht etwa,

---

[1]) H. Grimme, Mohammed. Die weltgeschichtliche Bedeutung Arabiens. (Weltgesch. in Charakterbildern.) 1904. Besprechung im Literar. Zentralblatt 1905, Nr. 3.

wie man ihm vorgeworfen hat, selbst erfunden, denn dadurch hätte er sich unnötigerweise in Widerspruch zu Offenbarungen gesetzt, die er vollkommen anerkannte. Er habe sie vielmehr genau so in seinen Quellen gefunden, und diese Quellen seien für die alttestamentlichen Geschichten der Talmud und die mündliche Tradition der arabischen Juden, für die neutestamentlichen apokryphe Evangelien. Gobineau behauptet, die asiatischen Juden hätten schon zu Mohammeds Zeit Gesetz und Propheten, genau so wie heute, zwar hoch verehrt, doch nicht gelesen, und sprängen mit dem Inhalt noch heute genau so willkürlich um, ändernd, zusetzend und ausdeutend, wie sie es im 7. Jahrhundert getan hätten, und wie Mohammed es ihnen nachgetan hätte. Die arabischen Christen aber seien ausschließlich „Häretiker" gewesen und hätten nicht die echten Evangelien, sondern nur apokryphe Schriften und Kommentare besessen.

Der Kern des Islams liegt nach Gobineaus Ansicht einzig und allein in der alten Religion der Araber, dem Sabäismus oder — wie Gobineau sagt — Chaldäismus. Das trifft wieder ziemlich nahe zusammen mit der Behauptung Grimmes, daß die Lehren des primitiven Islam, soweit sie religiösen Gehalt haben, ein Reflex des südarabischen Monotheismus seien (a. a. O. S. 48), eine Behauptung, für die Grimme in ausführlicher Beweisführung sprachliche und sachliche Zusammenhänge in großer Zahl vorbringt; nur hat Gobineau, obschon nicht unbekannt mit der feineren Gliederung der arabischen Geschichte und der Bedeutung Südarabiens für die älteste Kultur[1]), die Grundlagen, statt im Süden, im Norden Arabiens und darüber hinaus gesucht. Den mesopotamischen Gelehrtenschulen und der aramäischen Wissenschaft schreibt er einen sehr beträchtlichen Anteil an dem Ideengehalt des Islam zu, ohne einen anderen Beweis zu erbringen, als die beiden gemeinsamen ästhetischen Formen, insbesondere den

[1]) Das geht hervor aus Trois ans en Asie, 2. Aufl. S. 98.

kabbalistischen Rätselstil, der im Koran mit beispielloser Virtuosität gehandhabt sei[1]), ein Argument, dem man nur geringe Beweiskraft zubilligen wird, wenn man bedenkt, daß Gobineau mit seinen Versuchen, die Keilschrift mit Hilfe der Kabbalistik zu entziffern, vollständig Schiffbruch gelitten hat[2]).

Dem altarabischen Glauben sollen entstammen die den Beduinen stets geläufig gewesene, wenn auch oft getrübte Lehre von der strengen Einheit Gottes, Magie und Astrologie, der Glaube an Talismane und an die wirksamen Kräfte der Buchstaben und Töne[3]). Abgesehen von der Zerstörung des Götzendienstes, der sich — zuerst als Verehrung der Emanationen der Einen Gottheit — eingeschlichen hatte, hat Mohammed weder im Dogma, noch in der Moral wesentlich Neues gebracht. Moral und Recht des Islam entbehren der logischen Prinzipien, sind lückenhaft und inkonsequent; auch das Gute daran ist mehr ein Werk des Zufalls, eine Wirkung der persönlichen Sinnesart des Propheten — dessen Milde und Güte Gobineau übrigens stark zu überschätzen scheint[4]) — als ein Ergebnis systematischen Nachdenkens. Der Islam ist durch und durch unoriginell; er hat deshalb auch bei weitem nicht soviel Altes zerstört, als man gemeinhin annimmt, sondern ist in vielen Fällen nur der bequeme Mantel geworden, unter dessen Schutz dasselbe üppig weiter wuchert. Damit ist auch das Geheimnis seiner Erfolge gegeben. Es liegt in der Geringfügigkeit des Opfers, das er den zu ihm Übertretenden zumutet. Das A und das O der islamitischen Theologie

[1]) S. 46 ff. [2]) in Lecture des textes cunéiformes, Paris, Didot, 1858 und Traité des écritures cunéiformes, 2 Bde., Paris 1864, (vergriffen). [3]) S. 51. [4]) Personnellement, le Prophète était, parmi les Arabes et même entre tous ses contemporains, un homme de mœurs douces, graves, aimant la justice, d'une bienveillance étendue, d'une indulgence grande et d'un désintéressement sans bornes (S. 51). Von Rachsucht und Grausamkeit, z. B. gegen die arabischen Judenstämme, kann Mohammed nicht freigesprochen werden.

ist die Lehre von dem einzigen Gotte, der sich durch Propheten offenbart, deren oberster Mohammed ist. Bekennt man dies, so ist der Islam befriedigt und läßt im übrigen dem Gewissen seines „Gläubigen", mag dieser auch sonst noch so ketzerische Ansichten hegen, volle Freiheit[1]). Der Islam als religiöse Lehre ist also tolerant, um so mehr, als gegen die von Gott verhängte Vorausbestimmung zur Verdammnis alle Predigt der Wahrheit vergeblich ist, gewaltsame Bekehrungen und Gewissenszwang also zwecklos wären. Hier haben wir einmal eine positive Antwort auf die am Schluß des letzten Kapitels gestellte Frage. Denn alles dies ist ganz richtig, und es scheint nur die logische Folgerung aus jenen Voraussetzungen zu sein, wenn Gobineau behauptet, alle die entsetzlichen Ausrottungen und bestialischen Verfolgungen Ungläubiger durch Araber und Türken, von denen die Geschichte zu erzählen weiß, hätten immer nur politische Gründe gehabt. Einen Punkt, meine ich, hat er aber dabei übersehen. Die Dürftigkeit des dogmatischen Gehalts kann ja wohl — namentlich in der Theorie — einer Religion die Toleranz erleichtern; aber gerade sie kann auch den wildesten Fanatismus entfesseln, da sich die Massen für ein paar leicht faßliche Sätze viel eher begeistern als für ein kompliziertes Dogmengebäude, und unreife, ungebildete Massen zum Fanatismus zu neigen pflegen. Es kommt zuletzt doch wieder alles darauf an, in wessen Hände die betreffende Religion gerät. Und so wird wohl der Islam die an sich fanatischen Türken[2]) nicht tolerant, und die an sich toleranten Perser nicht fanatisch gemacht haben, was denn auch eine Antwort auf jene Frage wäre.

Ohne Widerspruch freilich wird diese Ansicht nicht bleiben und ist sie nicht geblieben. Hertz hat die Perser fanatischer als Araber und Türken genannt und sich, was mehr sagen will,

[1]) nicht unähnlich Grimme a. a. O. S. 73. [2]) daß die Araber fanatisch wären, wird von Kennern des Volkes lebhaft bestritten.

auf Edv. Lehmann berufen, der Fälle barbarischer Grausamkeit gegen Christen erwähne[1]). Wieviel Beweiskraft solchen Fällen für ein allgemeines Urteil zukommt, müssen Kundige entscheiden. Daß einzelne intolerante Avestastellen (bei Hertz zitiert) gar nichts beweisen, da alles auf die Praxis ankommt, scheint mir sicher[2]). Andererseits wäre es überaus merkwürdig, wenn ein Volk von so intensiver Religiosität wie das persische — man vergleiche nur unten Kapitel 4 sein Verhalten bei den geistlichen Schauspielen — nicht auch den religiösen Paroxysmus mit seinen schrecklichen Begleiterscheinungen kennen sollte. Die entsetzliche Verfolgung der Babisten würde dies meines Erachtens allein schon erhärten, auch wenn man in Betracht zieht, daß sie eine politische Maßnahme der Regierung war, und daß die Vollstrecker, nämlich die Soldaten, großenteils nicht Nationalperser sind. Gobineaus Beobachtungen und Erwägungen verlieren deshalb ihren Wert noch nicht; nur muß ihre Geltung einigermaßen eingeschränkt werden. Sie stellen das Verhalten der Perser unter normalen Verhältnissen dar. Denn es ist eben doch Tatsache, daß unter solchen gegenwärtig weder den Juden und Christen, noch selbst Götzendienern etwas Ernstliches in den Weg gelegt wird, und daß sowohl das ungemein üppig entwickelte Sektenwesen, wie die Philosophie der Perser einen hohen Grad von praktischer Toleranz verraten. Von dem, was Gobineau über diese beiden Punkte mitteilt, mögen hier noch einige Worte folgen.

Die Perser sind bekanntlich, abweichend von der ungeheueren Mehrheit der Mohammedaner, Schiiten. Die als „Sunna" be-

---

[1]) F. Hertz, Moderne Rassentheorien, S. 169, Anm. 102. [2]) Eine praktische Intoleranz, nämlich die Idee von der persönlichen Unreinheit der Ungläubigen, die nur die Schiiten haben, führt ebenso wie die allgemeine Entwicklung des Islams zur Unduldsamkeit auf persische Einflüsse zurück J. Goldziher, Preuß. Jahrbücher Aug. 1905. Dagegen nennt wieder Greenfield die Perser „liberaler und minder fanatisch" als die Türken (Die Verfassung des persischen Staates, S. 8).

zeichnete heilige Tradition erkennen sie zwar auch als verbindlich an[1]). Aber sie mißbilligen die strenge, kritische Exegese, welche die Sunniten anwenden, und verehren außer dieser endgiltig abgeschlossenen, unabänderlich feststehenden Sammlung heiliger Texte noch zahlreiche, mehr oder minder apokryphe Überlieferungen aus den verschiedensten Zeiten, welche die Sunniten verwerfen. Diese als die Katholiken, jene als die Protestanten des Islams zu bezeichnen, wie bisweilen geschieht, ist also wenig glücklich; das Gegenteil käme der Wahrheit näher. Die Schia ist der nationale Glaube Persiens, und dies erklärt sich aus ihrer Entstehung. Schia heißt — nach Grimme — Partei, nämlich Alis. Um den Druck des Kalifats abzuschütteln, machten die Perser die Sache Alis, des Eidams des Propheten, dessen Sohn mit einer Tochter des letzten Sassaniden Jesdedjerd vermählt war, zu der ihrigen, indem sie behaupteten, nur die leiblichen Nachkommen des Propheten seien zur geistlichen und weltlichen Leitung der Gläubigen berechtigt. Daher erkennen sie den türkischen Padischah nicht als geistliches Oberhaupt an, wie alle Sunniten. Jene — angeblichen — Abkömmlinge Alis sind die Imams, die Träger, Fortpflanzer und Mehrer der heiligen Überlieferung. Sie sind das eigentlich Lebendige in der Schia[2]). Sie bilden die Spitze des, der Lehre Mohammeds zuwider, hierarchisch gegliederten Klerus, der allein dogmatisch das Recht hat, die Lehren des Propheten und der Imams zu lesen und auszulegen. In dieser Entwicklung erblickt Gobineau ein Wiederaufleben des persischen Mazda-Klerus der Sassanidenzeit, der Mobeden, und er gibt denen Recht, die den Schiiten verkappten Parsismus vorwerfen[3]). Auch die Massen nicht oder nicht ge-

[1]) so sagt Gobineau; nach andern verwürfen sie einen großen Teil davon. [2]) S. 60: Le monde n'est conservé, justifié, conduit directement que par eux et leur action. En dehors d'eux, il n'y a que ténèbres. [3]) Genaueres in Trois ans en Asie Teil 2 Kap. 2.

nügend beglaubigter Lehren, die gleichwohl von der Schia, oder doch von zwei Hauptrichtungen derselben, samt und sonders als Autorität angesehen werden, seien zum kleineren Teil jüdischen und selbst indischen, zum größten Teil aber parsischen Ursprungs. Wieweit dergleichen Versicherungen der Wirklichkeit entsprechen, könnten freilich nur Fachspezialisten bestimmen[1])

Abgesehen von der Spaltung in Sunna und Schia, ist der Islam keineswegs, wie man bei uns wohl meist denkt, eine Religion von imposanter Einheitlichkeit; zählt doch Chantepie de la Saussaye nicht weniger als 73 mohammedanische Sekten[2]). Gobineau sagt sogar, er sei von allen vorhandenen Religionen am meisten zerstückelt[3]), und angesichts dieser Zahl kann man das wohl glauben. Auch die Schia trägt zu dieser Zersplitterung bei, denn sie ist in zahlreiche Sekten und Richtungen gespalten. Die drei Hauptgruppen wären die Akhbari, die Scheikhi und die Muschtehedi[4]). Gobineau schildert sie eingehend. Sie unter-

---

1) Die Hoffnung der Schiiten auf den Imam Mehdi bezeichnet als Wiederbelebung zoroastrischer Vorstellungen J. T. v. Eckardt, Halbmonatshefte der Deutschen Rundschau 1899/1900 Bd. IV S. 32. Über alles dies sehr belehrend auch Trois ans en Asie, 2. Aufl. S. 290 ff. 2) Lehrbuch der Religionsgeschichte II[1], S. 381; ebenso The New History of . . . the Bab, S. 23: more than seventy different sects, each of which is further split up into several subdivisions. 3) S. 33: De toutes les religions existantes, l'islam est certainement la plus morcelée, et cela de deux manières: d'abord, par le nombre infini de ses sectes reconnues; ensuite, par l'habitude de tous ses fidèles d'entretenir toujours dans les esprits, à côté des préceptes du Koran, un certain nombre de notions qui viennent des points de l'horizon les plus opposés. 4) Was die letzteren hier sollen, ist unerklärlich, denn das Wort bezeichnet keine Sekte, sondern Beruf und Würde der oberen Priesterklasse, wie Gobineau auch genau weiß, z. B. in dem älteren Werk Trois ans en Asie, S. 299. Mirza Kazem Beg, Bab et les Babis, Sektion I Kap. 3 § 2, nennt drei ganz andere Sekten wie Gobineau, obschon er die Scheichiten als „theosophische Schule" kennt; Greenfield, Verfassung des pers. Staates, S. 132, nennt vier Sekten: Scheichis, Mutascharis, Heïdaris und Namatis; The New history of the Bab S. 20, wieder andere.

scheiden sich hauptsächlich durch ihre Stellung zur Kritik der Überlieferung, zur Deutung der Wunder und zur Auferstehungslehre. Man hört mit Interesse, daß die Akhbari von einer Auferstehung des Fleisches nichts wissen wollen und sowohl die Genüsse der Seligen als die Qualen der Verdammten sich als von rein geistiger Natur denken. Dies, sagt Gobineau, sei die opinion bourgeoise[1]).

Wer sich über die Leistungen und die Geschichte der persischen Philosophie zu belehren wünscht, tut gut, sich nicht an Gobineaus Werk zu wenden, trotz der im Titel liegenden Verheißung. Die Liste von dreiundfünfzig Philosophen auf S. 91—111 würde ihn wenig befriedigen, denn sie gibt nicht viel mehr als Namen und ein paar Anekdoten. Man erkennt daraus wohl — und darauf kam es Gobineau an — daß die Perser auf philosophisches Denken Wert legen und nicht schlechthin in Unwissenheit versunken sind; aber vom Inhalt und der Entwicklung der persischen Philosophie hört man nichts. Nur eine Sekte behandelt er ausführlicher: Die Sufisten. So nennt man die mohammedanischen Mystiker. Sie bilden einen fein gegliederten Orden[2]), dessen verschiedene Rangstufen verschiedenen Graden der Weihe und Erkenntnis entsprechen. Die Angehörigen der obersten Grade sind absolute Pantheïsten und blicken mit unendlicher Geringschätzung auf die der niederen herab. Sie erkennen für sich keinen Unterschied von Gut und Böse an, „alle Antinomien lösen sich in der einzigen Tatsache ihres Daseins". Dies hat keine praktischen Folgen von Bedeutung, wohl aber der allen Graden des Sufismus gemeinsame und in ihm wirkende Quietismus. Durch ihn wird der Einfluß des mystischen Ordens

---

[1]) Über die Scheikhi einiges Genauere in Trois ans en Asie Teil 2 Kap. 2.
[2]) Genaueres bei J. T. v. Eckardt, Panislamismus und islamische Mission, in den Halbmonatsheften der Deutschen Rundschau, 1898/99, Bd. II S. 125 ff.; auch in Trois ans en Asie, Teil 2 Kap. 3.

so verhängnisvoll. Mohammed hat den freien Willen und die Verantwortlichkeit des Menschen, so unvereinbar sie logisch mit der Vorausbestimmung auch sind, unzweideutig gelehrt; aber der sufistische Quietismus hat die Wirksamkeit dieser Lehre untergraben. Er, und nicht der Islam an sich, ist die große Wunde der orientalischen Welt[1]). Um die Phantasie der Adepten zur Versenkung in die Gottheit anzustacheln, empfiehlt er den Gebrauch der verhängnisvollsten Betäubungsmittel. Gobineau macht ihn für den allgemeinen Gebrauch von Beng und Opium und für die schreckliche Verbreitung der Trunksucht verantwortlich; denn wiewohl der Prophet den Weingenuß verboten hat, sind ihm die Perser seit uralter Zeit[2]) zügellos ergeben, und der Sufismus kommt dieser Leidenschaft entgegen. Er hat die Tatkraft und Entschlußfähigkeit des Volkes gebrochen. Erleichtert wurde das durch zwei Faktoren, durch den beständigen Anblick der schrecklichsten politischen Umwälzungen, und die Poesie. Die reichsten und feinsten Geister, von der Säbelherrschaft abgestoßen und von praktischer Tätigkeit ausgeschlossen, flüchteten sich ins Reich der Phantasie und schufen poetische Werke von zum Teil wunderbarer Schönheit, die im Gedächtnis aller Perser lebendig sind. Aber all diese Poesie ist durchtränkt von melancholisch-pessimistischer Stimmung, verherrlicht Weltflucht und Menschenverachtung als höchste Weisheit[3]) und erzeugt so jenen naiven philosophischen Egoismus, dessen hauptsächliche Folge gänzliche Loslösung des Interesses von Familie, Heimat und Vaterland zu sein pflegt[4]). Hier liegt, nach Gobineaus Ansicht, der Grund

---

1) Genau so, bis zu wörtlichen Anklängen, urteilt Barbier de Meynard, La poésie en Perse S. 42 f. 2) Die alten Iranier verehrten den Rauschtrank Soma als Gott. 3) Ebenso urteilt Chantepie de la Saussaye, Lehrbuch der Religionsgeschichte II¹ S. 392 f. 4) Bei den beiden mir allein bekannten persischen Lyrikern, Hafis und Omar Chijam, merkt man von Weltflucht nichts. Dagegen ziehen beide aus der Prädestinationslehre blasphemische, alle Sittlichkeit ertötende Schlüsse, beide verherrlichen

dafür, daß die Orientalen ihre Regierungen, wie sie auch sein mögen, so vollständig verachten und doch so geduldig ertragen. Am unbeliebtesten machen einen Beamten nicht Willkür, Härte, Bestechlichkeit, sondern Reformversuche, weil sie die Bevölkerung aus ihrem Schlendrian aufrütteln und Arbeit, Verständnis, Änderung des Altgewohnten verlangen[1]). Lieber das schlimmste Regiment ertragen! Selbst gegen Unbilliges Einspruch zu erheben hütet man sich: „Pour protester, il faudrait se lever et marcher, s'unir, s'entendre, agir; mais rester chacun dans son isolement, voilà ce qu'on est habitué à appeler sage".

Ein ungeheures Chaos durcheinander wirrender Ideen und Meinungen, das charakterisiert den geistigen Zustand der Zentralasiaten. Gobineau vergleicht das Land einem riesigen, brütenden Morast von unheimlicher Fruchtbarkeit an monströsen Geschöpfen von schrecklicher Lebenskraft. Von der Beeinflussung durch europäische Kultur verspricht er sich keine Gesundung, da der Asiate doch alles, was er aufnimmt, sofort asiatisiere, ein Vorgang, den Gobineau selbst in einigen äußerst bezeichnenden Fällen beobachtet hat[2]). Um das Chaos um ein Element zu vermehren — so sagt er wenigstens; Seillière will es ihm nicht glauben, und tut vielleicht recht daran — hat er aus einer Art intellektueller Neugier mit Hilfe eines gelehrten Rabbiners den Discours de la méthode ins Persische übersetzt.

---

den Wein und den Rausch bis zum Aberwitz, beide kennen kein Interesse als für die Liebe und den Trunk und verhöhnen alle ernste Tätigkeit, und wenigstens Omar ist, trotz des verrückten Gebahrens seiner Phantasie, im Grunde tief melancholisch, ja verzweifelt, vgl. Strophen des Omar Chijam, deutsch v. A. F. Grafen v. Schack (Cottasche Handbibliothek Nr. 36). [1]) The New history of ... the Bab, S. 14, spricht von the deterioration of the Persians, their refusal to accept new ideas, and their complete indifference to the progress and well-being of their country.
[2]) Am Schluß des „Turkmenenkriegs" in den „Asiatischen Novellen" hat er einen solchen Fall ungemein drastisch und anziehend geschildert.

Das letzte Erzeugnis des großen Brutherds nun ist der Babismus, dem, wie erwähnt, der umfänglichste Teil des Buches gewidmet ist.

KAPITEL III. DER BABISMUS

Von den Babisten ist trotz mancher belehrenden Aufsätze in verbreiteten Zeitschriften doch außerhalb der Fachkreise so wenig bekannt, daß ein paar Sätze über den Gegenstand hier unerläßlich scheinen. Vom Frühjahr 1843 an begann ein Jüngling aus Schiras, Mirza Ali Muhammed, geboren, nach einer vereinzelten Angabe[1]), am 18. Oktober 1819, mit Disputationen und Schriften zunächst gegen das unheilige Leben der schiitischen Geistlichkeit, dann auch gegen Mißbräuche und Irrlehren, die sie verbreitete oder doch duldete, anzukämpfen. Seine Jugend und Schönheit, die herzgewinnende Güte und Liebenswürdigkeit seines Wesens, und der Ruf, er sei im Besitze übernatürlicher Kräfte des Geistes, verschafften ihm bald ebensoviele Anhänger wie der Inhalt seiner Lehren. Ursprünglich nur das Haupt der theosophischen Schule der Scheichiten, erklärte er sich in jenem Jahre für eine Manifestation Gottes und legte sich den Titel „Bab", d. h. Pforte, zu, um sich dadurch als Pforte zum Heile zu bezeichnen. Daß er dies nicht so sehr aus eigner Initiative getan hätte, als auf Veranlassung kluger „Jünger", die mehr eine politisch-soziale als eine religiöse Reform ins Werk setzen wollten, für diese Behauptung eines einzigen Gewährsmannes[2]) finde ich sonst nirgends eine Bestätigung. Dagegen ist richtig, daß er eine sanfte, in sich gekehrte Natur war, kein Mann der Tat, sondern Grübler und Ge-

[1]) von A. Arakeljan in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung v. 23. Aug. 1902. [2]) Mirza Kazem Begs, s. u.

lehrter. Obschon ihm zahlreiche Wunder zugeschrieben werden, berief er selbst sich zum Beweise seiner göttlichen Inspiration einzig und allein auf seine Schriften und seine Verse, deren er über jeden beliebigen Gegenstand beliebig viele — angeblich Tausende — in arabischer Sprache zu verfertigen imstande war. Seine Lehre ist ein spiritualistischer Pantheismus, der sehr stark an die christliche Gnosis erinnert; ihre einzelnen Bestandteile entbehren anscheinend durchaus der Originalität, bilden aber in ihrer Verknüpfung allerdings ein bedeutsames und kühnes Gedankenwerk[1]). Ihre Hauptbedeutung liegt wohl nicht so sehr in der für den schlichten Mann unfaßlichen Metaphysik, als in der ethischen Grundstimmung und den aus ihr abgeleiteten praktischen Geboten sittlicher und sozialer Natur. Hier berührt sich der Babismus oft erstaunlich nahe mit dem Evangelium Jesu Christi. Konnte doch Mirza Kazem Beg, ein in Europa lebender orientalischer Gelehrter, das Prinzip, das dieser Sittlichkeit zugrunde liegt, in die Worte fassen: Vivre non selon la lettre de la loi, mais selon l'esprit et dans la méditation de la loi. Dem entsprechend beseitigte der Bab die große Masse äußerlicher Kulthandlungen, welche die islamitische Werkheiligkeit kennzeichnen. Wenn die persischen Schiiten die Schuld trifft, die zoroastrische Lehre von der legalen Unreinheit der Ungläubigen in den Islam eingeführt zu haben, so hat der Perser Ali Muhammed das Verdienst, diese rohe Unduldsamkeit aus seinem System ganz verbannt zu haben. Er geht soweit, alle Menschen für Brüder zu erklären[2]), und in neuerer Zeit sollen seine Anhänger die Beziehungen zu

---

[1]) E. G. Browne in der New History of ... the Bab, S. XIII: The doctrines of the Bab, it is true, formed together a system bold, original, and, to the Persian mind, singularly attractive; but, taken separately, there was hardly one of which he could claim to be the author, and not very many which did not remount to a remote antiquity. [2]) s. Curzon, Persia and the Persian Question I S. 502.

Christen und Juden eifrig pflegen[1]). Besonders war er bestrebt, der Frau eine würdigere Stellung zu verschaffen, was die im Orient unerhörte Folge gehabt hat, das eine Frau, die edle, hochbegabte und von den Babisten abgöttisch verehrte Kurratu'l-Ayn, öffentlich als feurige Missionarin des neuen Glaubens auftrat und den Märtyrertod für ihn erlitt. Der Bab mißbilligte den Gebrauch des Frauenschleiers und die Polygamie; er verbot die willkürliche Ehescheidung und empfahl die Einehe.

Sich selbst und seine Offenbarung reihte der Bab mit großem Geschick in die Kette der heilsgeschichtlichen Ereignisse ein, in deren Gesamtheit er eine von Stufe zu Stufe sich erweiternde Offenbarung Gottes erblickte. Obschon für die nächste Zukunft der allein maßgebende Prophet und größer als Moses, Jesus („der Geist Gottes") und Mohammed, wollte er doch nur der Vorläufer eines Größeren sein, der die Welt läutern und zur Einheit mit der Gottheit zurückführen werde. Diese Lehre machte sich etwa 1866 ein begabter und tatkräftiger, aber skrupelloser Babist namens Beha u'llah, zunutze, indem er sich selbst für diesen Vollender ausgab, die große Mehrheit der Gläubigen auf seine Seite zog und die Lehren seines Vorgängers den praktischen Erfordernissen der Zeit äußerst geschickt anpaßte. Denn die Lehre des Bab war auch mit allerlei sehr wunderlichem Aberglauben verquickt gewesen: Verbot der Seereisen und des Lernens fremder Sprachen; Befehl, alle Bücher über Rechtswissenschaft und Philosophie zu vernichten; namentlich aber der mit der heiligen Zahl 19 getriebene Unfug, die er der Ordnung aller Verhältnisse zugrunde legte, indem er z. B. das Jahr in 19 Monate zu 19 Tagen, jedes Buch in 19 Kapitel, jede Maßeinheit in 19 Teile zerlegte, u. dgl. Diese Verirrungen nahmen nach seinem Tode so überhand, daß es Mirza Kazem Beg im Jahre 1866 schien, als hätten sie die schlicht-heiligen Lehren

[1]) ebenda S. 500 über Judenbekehrungen.

des Bab ganz überwuchert. Heute scheinen sie dagegen dank den Bemühungen Behas († 16. Mai 1892) ebenso in den Hintergrund getreten, ja teilweise geradezu aufgegeben zu sein, wie die erbitterte Feindschaft der früheren Babisten gegen den persischen Staat und die Kadjarendynastie.

Diese Feindschaft hatte triftige Gründe — und damit komme ich von der neueren Entwicklung der Sekte wieder zu ihrem von Gobineau beschriebenen Heldenzeitalter zurück. Während der Bab in stiller Zurückgezogenheit erst in Schiras, dann in Ispahan der Ausgestaltung seines Systems lebte und zuletzt mehrere Jahre in Maku und Tschihrik im nordwestlichen Persien in leichter ehrenvoller Haft gehalten wurde, die ihm einen dauernden Verkehr mit seinen immer zahlreicher werdenden Anhängern ermöglichte, gingen einige von diesen, die im Gegensatz zu ihrem Meister ganz Entschlossenheit und Tatkraft waren, nach dem Tode Mohammed Schahs (6. September 1848) zur Propaganda der Gewalt über und entfesselten dadurch den Widerstand der bis dahin unschlüssig schwankenden Staatsregierung. Auf mehrere isolierte Zentren (Mazenderan, Zendjan, Niriz) verteilt und einheitlicher Organisation ermangelnd, wurden die Babisten schließlich nach monatelangem heroischem Widerstand unter ungeheuern Opfern überwältigt. Der Bab selbst, obwohl an diesen Vorgängen ganz unbeteiligt, besiegelte seine Lehre mit dem Tode: am 8. Juli 1850 wurde er mit einem Getreuen in Täbriz erschossen[1]). Nach einer Quelle hätte er, als der blutige Leichnam seines Jüngers zu seinen Füßen lag, lächelnd gesagt: „Du sollst mit mir im Paradiese sein"[2]).

Das Hauptbollwerk seiner Anhänger, das Fort von Scheikh

---

[1]) Dieses Datum verteidigt E. G. Browne gegen den 9. Juli in The New History of ... the Bab, S. 307, Anm. 1. Über die näheren Umstände des Todes siehe den Exkurs am Schlusse meines Buchs. [2]) Nach Haji Mirza Janis Bericht, s. New History S. 301, Anm. 2.

Tabarsi, war damals bereits gefallen; Zendjan kapitulierte, ein bloßer Trümmerhaufe, Ende Dezember 1850; der Nachfolger des Bab, Mirza Yahya, genannt Subh-i-Ezel, ging nach Bagdad; die Ruhe im Lande schien zurückzukehren. Da entflammte der Mordanfall dreier Babisten auf Nasiru'd-Din (16. August 1852) noch einmal die Rachsucht und den Fanatismus der Schiiten und der Regierung, und es wurde beschlossen, die Sekte in Persien bis auf den letzten Mann auszurotten. Eine Verfolgung setzte ein, gegen die alles bisherige Kinderspiel gewesen war: jeder, der sich zu der Sekte bekannte, wurde unter den ausgesuchtesten Martern hingerichtet. Es sind welche darunter, die man keinem zutraut, der Menschenantlitz trägt. Jetzt änderten die Babisten ihre Methode, und nahmen gleichfalls ihre Zuflucht zum Ketmân (s. S. 232 f.). Und damit hatten sie Erfolg. Da die Schlächtereien unmöglich so ins Endlose weitergehen konnten, willigte die Regierung stillschweigend darein, niemanden für einen Babisten zu halten, der es nicht selbst zu sein versicherte — und das tat keiner mehr. Vereinzelte Justizmorde kamen trotzdem von Zeit zu Zeit vor[1]), und erst der jetzige Schah Muzaffer-ed-Din scheint die Babisten grundsätzlich dulden zu wollen. In der Stille hat sich die Sekte mächtig ausgebreitet: Curzon schätzte ihre Zahl im Jahre 1892 auf eine Million[2]), etwa ebensohoch greift heute Greenfield, während andere von Millionen reden. Möglich, daß es dem Babismus nun doch noch vergönnt ist, für das nach dem Zeugnis von Kennern hochbegabte, aber ganz verlotterte Perservolk[3]) zu einer Kraft der Erneuerung und des Fortschritts zu werden; dann hätten wir noch Großes von ihm zu erwarten.

Vom Babismus nun und den durch ihn hervorgerufenen Wirren

---

1) s. Curzon, Persia and the Persian Question (1892) I S. 500 f. 2) ebenda S. 499. 3) vgl. C. Vollers, Über Panislamismus, Preußische Jahrbücher, Juli 1904, S. 27. Ebenso urteilte Gobineau.

hat Gobineaus Buch über Zentralasien zwar nicht, wie gelegentlich gesagt wird, die erste Kunde, aber doch die erste eingehende Schilderung dem Abendlande vermittelt. Allerdings behauptet der Religionshistoriker Cl. Huart[1]), schon 1857, also acht Jahre früher, sei in Paris eine Schrift von Mirza Kazem Beg erschienen, betitelt: Bâb et les Bâbis, ou le soulèvement politique et religieux en Perse, de 1845 à 1853. Aber diese Behauptung ist unrichtig. Die genannte Arbeit erschien vielmehr erst 1866, ein Jahr nach Gobineaus Buch, und zwar zunächst im Journal asiatique, 6. Serie, Band VII, S. 329—384, 457—522, und Band VIII, S. 196—252, 357—400, 473—507, und erst 1867 in Buchform[2]), wie denn auch Text und Anmerkungen unwiderleglich dartun, daß sie erst in den sechziger Jahren entstanden sein können. Gobineau kann das Buch also nicht benutzt haben. Läge das zeitliche Verhältnis anders, so könnte man denken, er polemisiere an einigen Stellen stillschweigend dagegen, so bei der Bewertung des Titels Seïd, bei der Einschätzung der Erziehung des Bab, besonders bei der Beurteilung der Polizei in Teheran[3]). Umgekehrt, hat aber auch Kazem Beg Gobineaus Buch noch nicht gekannt, sonst würde er wohl sicher an zahlreichen Stellen ausdrücklich hervorgehoben haben, daß er es berichtige. Gobineau ist nämlich über die Lebensgeschichte Mirza Ali Muhammeds nur mangelhaft unterrichtet gewesen: von seinen Beziehungen zu den Scheichiten, seiner heimlichen Pilgerfahrt nach Mekka, seiner Verhaftung in oder bei Bender-Buschir, seinem Aufenthalt in Ispahan und Maku, seinem ersten Verhör vor dem Prinzen Nasiru'd-Din weiß er nichts, an chronologischen Angaben fehlt

---

[1]) Cl. Huart, La religion de Bâb, in der Revue de l'histoire des Religions, 1888, S. 279, Vorbemerkung. [2]) Paris, Imprimerie impériale, 8⁰, wie mir die Verwaltung der Bibliothèque nationale zu Paris liebenswürdigerweise mitteilt. [3]) Gobineau S. 143, 144, 285; Kazem Beg Sektion I Kap. I § 1 und Kap. 2 § 20.

es fast ganz. Kazem Beg ist in diesen Punkten zuverlässiger. Dagegen treten in der Erzählung der kriegerischen Verwicklungen in Mazenderan und Zendjan einzelne Verschiedenheiten ganz zurück hinter der überwältigenden Masse des Übereinstimmenden. Dies beweist am deutlichsten, daß beide Schriftsteller dieselbe Hauptquelle benutzt haben. Es ist die von beiden häufig angeführte amtliche Darstellung der neueren persischen Geschichte[1]) von Mirza Tagi, der als Geschichtschreiber den Ehrentitel Lessan-el-Mulk, als Dichter den Decknamen Supihr führte[2]); Gobineau kannte ihn persönlich und schätzte sein Wissen sehr hoch[3]). Er beruft sich daneben noch auf die mündlichen Angaben persischer Gewährsmänner, Kazem Beg auf schriftliche Berichte europäischer Augenzeugen. Doch benutzte Gobineau auch babistische Originalmanuskripte, die er sich trotz ihrer Unzugänglichkeit zu verschaffen gewußt hatte. Eines davon hat er übersetzt und unter dem Titel „Le livre des préceptes" im Anhang seines Buches veröffentlicht. Vermißt auch ein Fachmann wie Barbier de Meynard an diesen „interprétations par à-peu-près" die wünschenswerte Genauigkeit und das Gepräge der Zuverlässigkeit, so bleibt ihnen immer das Verdienst, zum erstenmal ein babistisches Werk in einer abendländischen Sprache zugänglich gemacht zu haben. Merkwürdig genug, hat Gobineau das hauptsächlichste babistische Geschichtswerk, betitelt Nuktafu'l Káf, von Mirza Jani, zwar besessen, aber anscheinend, oder man darf sagen: sicherlich, nicht benutzt. Daß er es besaß, hat es zwar für die Wissenschaft gerettet; denn während alle asiatischen Exemplare von den Behaisten beseitigt und durch eine Überarbeitung in ihrem Sinne

1) Der Titel lautet bei Gobineau: Nasekh-Attewarikh, bei Kazem Beg Nasik-out-Tavârikh, bei Browne Násikhu't-Tawáríkh, bei Greenfield Nasegh-el-Tevarich. 2) Browne schreibt Lisánu'l-Mulk und Sipihr; Gobineau braucht nur jenen, Kazem Beg nur diesen Namen. 3) vgl. Trois ans en Asie, S. 432 (neue Ausgabe).

ersetzt wurden, blieb Gobineaus Manuskript auf der Bibliothèque nationale erhalten, wo es der englische Orientalist E. G. Browne Ostern 1892 auffand[1]). Hat er sich aber dadurch, daß er es nicht benutzte, nicht selbst eine Quelle reicher Belehrung vorenthalten, und kann sein Buch trotzdem für zuverlässig gelten? Die Antwort hängt von dem Werte der bevorzugten und der vernachlässigten Quelle ab. Das Ergebnis scheint für Gobineau ungünstig genug. Mirza Tagi war ein Hofhistoriograph, also in hohem Grade befangen und abhängig. Browne spricht von seinen ungenauen und einseitigen Berichten[2]), während er Mirza Janis Geschichte unschätzbar (invaluable) nennt und meint, ohne ihre Erhaltung würde es unmöglich sein, die früheste Geschichte des Babismus getreu und im einzelnen zu erzählen. Die behaistische Überarbeitung derselben durch Mirza Huseyn von Hamadan hat er ins Englische übersetzt und unter dem Titel „The Táríkh-i-Jadíd, or, New History of Mírzá ʿAlí Muhammad the Báb", veröffentlicht[3]), auch im Anhang über alle Abweichungen des Textes von dem Mirza Janis Bericht erstattet. Diese sind verhältnismäßig gering, um so größer aber die von Gobineaus Text. Wohl sind die großen Grundzüge überall dieselben, aber die Einzelheiten stimmen nirgends überein. Die Partie steht also übel für Gobineau. Und doch würde ich, vor die Wahl gestellt, welchen der beiden Bericht ich en bloc vorziehen sollte, mich unbedingt für den seinen entscheiden, und nur für die eigentliche Vita des Bab einen Vorbehalt machen. Browne selbst schätzt

[1]) Er sagt ausdrücklich, es sei seines Wissens keine andre Kopie davon in Europa oder Asien vorhanden. Ob er die Handschrift inzwischen publiziert hat, konnte ich nicht in Erfahrung bringen. [2]) „inaccurate and garbled accounts", New History of ... the Bab, S. XIV. [3]) Cambridge, 1893. Dort siehe auch weitere babistische Literatur, sowie interessante Handschriften-Faksimile, eine wunderschöne Photographie Subh-i-Ezels, und einen von ihm geschriebenen knappen Bericht über die Anfänge der Sekte, in persischer und englischer Sprache (übersetzt von Browne).

diesen, von Mirza Jani so verschiedenen Bericht nicht gering. Er nennt ihn „eine meisterliche Skizze der Geschichte und der Lehren“ der Babisten, das ganze Werk einmal „klassisch“, ein andermal „monumental“[1]), und beruft sich an zahlreichen Stellen auf seine Angaben; nur einmal, soviel ich sehe, berichtigt er es ausdrücklich[1]). Die Hauptsache aber ist, daß Gobineaus Erzählung — Irrtümer im einzelnen selbstverständlich vorbehalten — als Ganzes durchaus den Eindruck der Glaubwürdigkeit und Unbefangenheit macht, die der persischen Gewährsmänner aber durchaus nicht. Abgesehen von der Dispositionslosigkeit ihrer Berichte, sind sie von einer Wundersucht besessen, die den kritischen Abendländer von vornherein bedenklich macht. Namentlich das Wahrsagen betreiben die babistischen Heiligen fast als täglichen Sport. Nun können, wie die Evangelien und zahlreiche Heiligenleben erweisen, auch wundergläubige Berichterstatter wertvollen geschichtlichen Stoff übermitteln; aber die Details wird man stets mit Mißtrauen betrachten, sofern sie nicht anderweit beglaubigt sind; und gerade diese sind es, worauf es hier ankommt. Mirza Jani und seine Überarbeiter — denn es haben zahlreiche Hände bei der Revision mitgeholfen — sind ferner durch und durch Partei, und sehen alles im Lichte der Partei, suchen das auch gar nicht zu verhehlen. Ganz anders Gobineau. Obschon seine Quelle der Sekte durchaus feindlich war, verleugnet er selbst seine Sympathie für sie keinen Augenblick, und überträgt sie auf den Leser. Ihre Taten und Leiden betrachtet er mit dem Ernst und der Teilnahme, auf die sie berechtigten Anspruch hat, und mit unverkennbarer Bewunderung und Ergriffenheit schildert er ihre Glaubenstreue und ihren Märtyrerheroismus; erinnert doch, wie Barbier de Meynard sagt, der Heldenkampf der Babisten wirklich durch Züge von erstaunlicher Größe an die Werdezeit des Christentums. Von der Barbarei und Treu-

[1]) New History of . . . the Bab S. XXIX u. 318; Berichtigung S. 301 Anm. 1.

losigkeit der Regierenden wird nichts verschwiegen. Man kann kaum glauben, daß auch nur die Tatsachen so in Lessanu'l Mulks Geschichtswerk verzeichnet sind[1]). — Dies die Gründe, die mich — soweit der Nichtorientalist hier urteilen darf — bestimmen würden, einer Darstellung der Babistenbewegung Gobineaus Buch zugrunde zu legen, solange nicht und insoweit nicht der Mehrwert anderer Berichte durch genaue Einzeluntersuchungen erwiesen wäre[2]).

Auch die Vollendung der Form ist, wenigstens für den Nichtfachmann, durchaus nicht zu verachten. Die, sechs von sieben Kapiteln umfassende, Erzählung der Vorgänge ist behaglich plaudernd, sehr anschaulich und von großer stilistischer Schlichtheit. Die Gobineau eigene Neigung zur Ironie, die in seinen asiatischen Novellen so köstliche Blüten treibt, äußert sich hier in gelegentlichen, fast schalkhaften Bemerkungen, gleich dieser Definition der orientalischen Schildwache: Suivant un usage immémorial en Orient, usage en vigueur au siège de Béthulie comme autour du tombeau de Notre-Seigneur, une sentinelle est un guerrier qui

---

1) Browne hat über ihn gehandelt auf S. 173—192 des zweiten Bandes von „The Traveller's Narrative" (persisch und englisch), Cambridge 1891, ein Werk, das mir nicht zugänglich war. 2) Diese Auffassung von der Sachlage hatte wohl auch Herr Dr. F. C. Andreas, früher Dozent am Orientalischen Seminar in Berlin, als er 1896 sein Büchlein „Die Babis in Persien. Ihre Geschichte und Lehre quellenmäßig und nach eigener Anschauung dargestellt. Leipzig, Verlag der Akademischen Buchhandlung (W. Faber)", 68 S. 8⁰, herausgab. Wir erfahren durch das Vorwort des Herrn Pastors W. Faber, daß der Verfasser unbestritten der erste Kenner Persiens und ein Fachgelehrter ersten Ranges, und das Büchlein eine gründliche Spezialuntersuchung ist. Dies ist ein Irrtum des Herrn Pastors. Das Büchlein ist zwar nicht von Anfang bis zu Ende, aber doch zu einem sehr großen Teile Exzerpt, und seitenlang wörtliche, nur hier und da etwas gekürzte Übersetzung aus Gobineaus Werk (s. Exkurs am Schlusse dieses Buchs), nur daß der Verfasser vergessen hat, diesen Umstand anzudeuten. Der Sachverhalt ehrt Gobineau; den „Fachgelehrten ersten Ranges" weniger.

dort de son mieux auprès du poste qu'il est chargé de garder (S. 202)[1]). In jeder Beziehung steht er nicht, wie die persischen Berichterstatter, in den Dingen, sondern darüber. Daß er den Babismus, diese eigentümliche und bedeutsame, rein aus asiatischem Geiste herausgeborene Reformbewegung auf Grund reicher Sachkenntnis zuerst eingehend, mit liebevollem Verständnis und in schön gerundeter Darstellung geschildert hat, würde allein genügen, um seinem Werke einen mehr als vorübergehenden Wert zu sichern. Und auch wenn es eines Tages veraltet sein wird, wird die Wissenschaft nicht vergessen dürfen, daß sie ein Vierteljahrhundert lang darüber kaum einen Schritt hinaus gelangt war.

Doch noch sind wir nicht damit zu Ende. Noch ein damals nur ganz ungenügend bekanntes[2]) Erzeugnis des Persertums stellt Gobineau in den vier letzten Kapiteln[3]) seinen Lesern vor, das nach europäischen Vorurteilen freilich mit Religion und Philosophie nichts zu tun hat, in Wahrheit aber ganz und gar religiösen Charakter trägt, das persische Theater.

KAPITEL IV. DAS PERSISCHE THEATER

Das persische Theater ist ein recht junges Gewächs. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts waren erst bescheidene Ansätze dazu vorhanden. Überraschend ist die Ähnlichkeit seiner Geschichte mit derjenigen der Ursprünge des griechischen Theaters, und Gobineau weist mit Recht darauf hin, in wie hohem Grade es

---

[1]) ebenso in Le Royaume des Hellènes (1878): ... des sentinelles qui dans tous les camps orientaux, depuis l'époque de Gédéon, ne manquent jamais de s'envelopper soigneusement de leurs capotes et de dormir de leur mieux (Deux études sur la Grèce moderne. 1905. S. 169). [2]) Durch Alexandre Chodzko, Le théâtre en Perse, 1844; so urteilt Barbier de Meynard, La poésie en Perse, S. 79, Anm. [3]) übersetzt von Glasenapp, Bayreuther Blätter, Jan.—Juli 1882.

unseres Interesses würdig ist, daß wir hier im hellen Lichte der Gegenwart die einzelnen Stadien derselben Entwicklung beobachten können, die sich vor dritthalb Jahrtausenden an den Gestaden des Ilissos vollzogen hat. Das persische Drama ist teils stark gepfefferte Farce[1]), teils Tragödie; nur von der letzteren ist hier die Rede. Ähnlich wie in Hellas, hat sich das eigentliche Spiel von Chorliedern losgelöst. Diese trug man in den zehn ersten Tagen des Monats Moharrem vor zur Erinnerung an den tragischen Untergang der Familie des Propheten, der Nachkommen Alis. Diese blutige Katastrophe mit ihrem unmittelbaren Vorher und Nachher war zu Gobineaus Zeit der einzige Gegenstand der Stücke, und nur in den immer beliebter werdenden und stets wechselnden Prologen und Einleitungsszenen sprengten schon damals die — übrigens ungenannten — Dichter die Enge dieses Stoffgebiets. Dafür konzentriert sich aber für den Perser auf jenen Gegenstand, abgesehen von seiner wirklich hochromantischen Natur, die leidenschaftlichste Teilnahme religiöser wie politisch-patriotischer Art. Denn in den Söhnen und Enkeln Alis, die dereinst in der Ebene von Kerbela verbluteten, sieht er nicht nur die rechtmäßigen Nachfolger des Propheten, sondern fast mehr noch, wenn auch historisch mit Unrecht, die Vertreter seines eigenen Volkstums und seiner eigenen Todfeindschaft gegenüber Arabern und Türken. „Man versteht daher wohl, daß, wenn die Perser einer Theatervorstellung beiwohnen, es sich für sie nicht im entferntesten um ein Spiel oder eine Zerstreuung des Geistes handelt. Nach ihrer Auffassung könnte kein Tun religiöser, ernster, wichtiger, verdienstlicher sein. Der Mensch befindet sich dabei dem gegenüber, was er nicht tief genug überdenken, sich nicht lebhaft genug vergegenwärtigen kann. Die Erregung, die sich seiner bemächtigt, ist geheiligt; bliebe er kühl, so wäre er kein Mensch, denn er würde sich unempfindlich

[1]) über sie einige Bemerkungen in Trois ans en Asie, S. 214.

gegen Grausamkeit und Ungerechtigkeit zeigen; er wäre kein Muselmann, denn er mißachtete die Familie des Propheten; er wäre kein Perser, denn er empfände nicht mit, was der gelitten hat, der die Verkörperung seines Landes ist, ja, was dieses sein Land selbst gelitten hat"[1]). Daher folgen die Zuhörer, gleichviel, welcher religiösen Richtung sie angehören, den Vorgängen auf der Bühne mit einer Spannung, wie sie nur innerlichstes Beteiligtsein erzeugen kann; ja, sie spielen selbst mit, sie werden von den Darstellenden angeredet, sie weinen, seufzen, schlagen sich die Brust, und schreien laut ihren Klageruf „O Hassan, o Husseïn!" Ihre Bewunderung, ihr Entzücken, ihre Hingebung und Ergriffenheit gilt nicht dem künstlerischen Wert der Stücke oder des Spiels — alles, was nach ästhetischer Kritik aussieht, ist vollkommen auszuschalten — sondern einzig der religiösen Bedeutsamkeit des Dargestellten. Ihre Illusionsfähigkeit ist grenzenlos, und in bezug auf Äußerlichkeiten, wie Echtheit der Lokalfarbe, der Kostüme, der Ausstattung, sind sie zu den weitgehendsten Zugeständnissen bereit. Sie lassen sich gern gefallen, daß auf der die Bühne bildenden Plattform zwei räumlich weit voneinander entfernte Örtlichkeiten angenommen werden, und begnügen sich bereitwillig mit einem Sinnbild anstelle des wirklichen Gegenstands. Ganz wie auf unserer mittelalterlichen Mysterienbühne, dient ihnen z. B. ein kupfernes Wasserbecken zur Bezeichnung des Euphrats. Dafür ist die eigentliche Mimik um so naturgetreuer, in solchem Maße, daß auf diesem Theater recht oft wirkliches Blut fließt. Gobineau schildert die Theatergebäude und die Vorstellungen mit ausführlicher Genauigkeit

[1]) S. 366 f., vgl. Barbier de Meynard, La poésie en Perse, S. 71 f.: Le drame dont Houçeïn et Ali Ekber sont les héros, est, à vrai dire, l'histoire de la Perse vaincue, pliée à un dogme étroit, humiliée dans ses plus chers souvenirs. Il est l'expression, sublime en sa simplicité, du patriotisme et de la nationalité, car il résume en lui, sous une allégorie transparente, la foi religieuse, l'amour du pays et la haine de l'oppression.

und erweckt im Leser einen äußerst lebendigen Eindruck von diesen uns teils seltsam, teils auch wieder vertraut anmutenden Dingen.

Von einigen Stücken hat Gobineau den Inhalt angegeben, eines, „Die Hochzeit des Kassem", hat er übersetzt[1]). Sie sind in der Mundart des gewöhnlichen Volks abgefaßt und sollen sich vor den sonstigen poetischen Erzeugnissen der Perser durch die Schlichtheit ihrer Sprache auszeichnen, was nicht hindert, daß diese nach unseren Begriffen immer noch unerträglich schwülstig ist, besonders in den Anredeformeln. Dramatische Kunstwerke in unserm Sinne sind es in keiner Weise; was ihnen Wert verleiht, ist der tiefe Gefühlsgehalt, auf den Gobineau mit Recht den größten Nachdruck legt. Wie mächtigen Eindruck sie durch ihn auf alle Schichten des persischen Volks ausüben, beweist vielleicht am besten der merkwürdige Umstand, daß sie auch die persischen Juden, welche die Geschichte der Aliden gar nichts angeht, zur Abfassung religiöser Dramen begeistert haben, die sie eifrig lesen, wenn sie auch nicht wagen, sie aufzuführen[2]).

Es ist Gobineaus wissenschaftlichstes Werk, das wir betrachtet haben: ein gänzlich unbefangener Engländer hat es ein klassisches und monumentales Werk genannt. Wenn es mir gelungen sein sollte, dem Leser von seiner Eigenart und seinem Reichtum einen Begriff zu verschaffen, so würde ich meine Aufgabe für gelöst ansehen.

---

1) Nach seinem französischen Text hat es dann wieder Glasenapp ins Deutsche übertragen s. o. S. 256 2) Ich bemerke noch, daß heute eine ziemlich reiche Literatur über das persische Theater vorhanden ist. Sie ist zusammengestellt bei Curzon, Persia and the Persian Question (1892) I S. 327 Anm. 1.

ANHANG

DREI JAHRE IN ASIEN, UND DIE ASIATISCHEN NOVELLEN

Gobineau hat seine in Asien gesammelten Erfahrungen noch in zwei weiteren Büchern verarbeitet. Sie heißen Trois ans en Asie[1]) und Nouvelles asiatiques[2]). Beide gehören zu Gobineaus liebenswürdigsten Büchern, und wer vorzüglich den fesselnden Erzähler, den humorvollen Plauderer kennen lernen möchte, greife in erster Linie zu ihnen. Im Rahmen dieses Buchs können sie nur in Form eines Anhangs behandelt werden.

Trois ans en Asie ist vor allen Dingen Reisebericht; dieser füllt drei Fünftel des Ganzen. Man liest ihn mit dem Interesse, das die Schilderung fremder und befremdlicher Gewohnheiten, Gegenden und Menschen naturgemäß in jedem erregt, der sie nicht selber kennt. Mit zahlreichen, amüsanten Anekdoten gewürzt, flott und anschaulich, doch ohne besondere schriftstellerische Kunst niedergeschrieben, bieten diese Schilderungen wenig oder nichts mehr, als was auch der Durchschnittsreisende auf dem gleichen Wege gesehen und beobachtet hätte.

Ein Teil des Restes bildet eine unmittelbare Ergänzung des Werkes über die Religionen und Philosophien Zentralasiens und ist in dieses nur deshalb nicht übernommen worden, weil es eben schon vorher der Offentlichkeit übergeben war; sachlich würden aber die Kapitel 2 und 3 des 2. Teils (La religion. — Les soufys. Les nossayrys) in dem genannten Werke viel besser am Platze sein. Gobineau betont hier stärker, als er es sieben

[1]) 1858; Neuausgabe besorgt von L. Schemann 1905. [2]) 1876.

Jahre später für gut fand, den nicht-mohammedanischen Charakter des persischen Schiismus, spricht geradezu von einer allgemeinen Heuchelei inbezug auf den formell bekannten Islam, und zieht die Verbindungslinien zwischen Schia und altiranischen Parsismus, insbesondere zwischen schiitischem Priesterwesen und Mobedentum tiefer und stärker. Den Abschnitt über die Sufisten nimmt fast ganz eine ergötzliche Mystifikationsgeschichte ein; dagegen erfährt die interessante Sekte der Nosseyrier eine eingehende und liebevolle Darstellung.

Selbständigeren Wert haben die Kapitel, die überschrieben sind: La nation. L'état des personnes. Les caractères. Les relations sociales. Was Gobineau hier über die ethnische und soziale Schichtung der persischen Bevölkerung und das gegenseitige Verhältnis der Bestandteile, über die Regierung und Verwaltung, Rechtsprechung und Besteuerung, über das Militär, die geschäftlichen und geselligen Verhältnisse, die Frauen erzählt, das ist alles nicht nur äußerst anregend und höchst vergnüglich zu lesen, sondern auch wertvoller Stoff für den Kulturhistoriker. Eine Vergleichung mit den entsprechenden Angaben in dem gründlichen Buch von Greenfield, „Die Verfassung des persischen Staates“ (1904) ergab durchgehend sachliche Richtigkeit von Gobineaus Angaben und fast stets auch Übereinstimmung des Urteils; nur daß bei ihm nichts systematisch ist. Gobineau offenbart hier wieder sein feines völkerpsychologisches Verständnis. Er begnügt sich nicht damit, das Tatsächliche der Vorgänge und Zustände zu ermitteln; sein Blick dringt tiefer. Er sucht zu erfassen, warum das Volk sich gerade diese und keine anderen staatlichen, sozialen, wirtschaftlichen Zustände geschaffen hat, warum und wie es sie pflegt oder duldet, und wie sie auf den Einzelnen und das Volksganze zurückwirken. Man sollte diese Abschnitte durch eine billige Übersetzung weiteren Kreisen zugänglich machen: an Lesern würde es ihr kaum fehlen.

Es ist, wie schon bemerkt, aufgefallen und muß auch auffallen, mit welch überraschendem Wohlwollen Gobineau sich über Zustände äußert, die den europäischen Beurteiler vielfach zur schärfsten und absprechendsten Kritik herausfordern. Seillière stellt den Schilderungen Gobineaus die etwa gleichzeitigen des englischen Diplomaten Eastwick gegenüber und vergleicht sein nachsichtiges Verstehen-Wollen, seine unverkennbare, wennschon leicht ironische Sympathie mit dem übellaunigen Zanken des Briten und seiner durch keine Spur des Verständnisses gemilderten, unbedingten Verdammung alles Persischen. Der Sohn Albions ist eben ein Typus der von Gobineau gezeichneten Leute, die jeden verachten, der sich anders kleidet, anders ißt und anders spricht als sie selbst[1]), und Seillière findet den Grund seiner gehässigen Urteile ganz richtig in dem Mangel an Teilnahme für das, was ihn umgibt[2]). Diese Teilnahme besaß Gobineau im höchsten Grade, und darin liegt doch wohl ein großer Vorzug, dessen man sich freuen sollte. Gibt sie doch von vornherein wesentlich andere, sachlichere Maßstäbe an die Hand, als die kalte Gleichgiltigkeit des gänzlich Unbeteiligten. Wer sie besitzt, wird mit Gobineau fragen, wie sich denn die Perser unter den uns unerträglich dünkenden Zuständen befinden — denn auf die Perser, und nicht auf uns sind sie ja berechnet — und wird sein endgiltiges Urteil von der Antwort mit abhängig machen.

Gerade von Gobineau, dem Barden der Arierherrlichkeit und Verächter alles Völkermischmaschs, konnte man freilich am wenigsten solch tiefe und sympathische Einsicht in das Wesen des durch hundertfache Blutkreuzung bastardierten, heute mehr semitischen als arischen Volkes von Iran erwarten. Seillière erblickt denn auch nichts anderes darin als eine aus der Disharmonie

[1]) Trois ans en Asie, S. 267. [2]) S. 193: Il éprouve un morne ennui faute de s'intéresser à ce qui l'entoure.

des Verstandes und des Blutes erklärliche schnöde Inkonsequenz, und schließt boshaft auf semitische Ursprünge des „Gascogners“. Wenn nun auch zuzugeben ist, daß die Eindrücke des Morgenlandes in Gobineaus Seele eine Empfänglichkeit auslösten, die in seltsamem Gegensatz zu der Herbigkeit seiner theoretischen Grundsätze steht, und daß dies bisweilen seinem Wohlwollen und seiner Nachsicht einen wider Erwarten warmen und herzlichen Akzent verleiht, so darf man doch zweierlei nicht außer Acht lassen: 1. Gobineau hat sich für diese Untersuchungen am lebenden Objekt durch einen ausdrücklichen Willensentschluß von den Maßstäben — und Vorurteilen — frei zu machen gesucht, die ihn als Rassentheoretiker geleitet hatten. „Ich habe versucht“, sagt er, „vollständig jede wahre oder falsche Idee einer Überlegenheit über die Völker, die ich studierte, fernzuhalten. Ich habe mich nach Möglichkeit ihren eigenen, verschiedenen Gesichtspunkten anpassen wollen, ehe ich ein Urteil über ihre Art zu sein und zu fühlen fällte“ [1]). 2. Gobineau hat trotzdem weder seine wesentlichen Überzeugungen verleugnet, noch das Häßliche beschönigt und das Dunkle hellgemalt. Daß und inwiefern die Perser ein Mischvolk sind, hat er wiederholt betont und in dem Abschnitt „La nation“ eingehend erörtert. Daß sie trotzdem hoch-, ja überkultiviert erscheinen — nur ganz anders, als unsere Kultur will — ist kein Widerspruch, sondern ganz dem System gemäß, das Rassenkreuzung für eine Vorbedingung der Kultur erklärt. Als Ganzes betrachtet, ist es kein jugendliches, sondern ein greisenhaftes Volk, das er schildert, wenn er auch, betroffen durch den idealistischen Schwung des Babismus und die Entstehung des neupersischen Theaters, nicht mehr wagt,

---

[1]) S. 208: J'ai tâché de répudier complètement toute idée vraie ou fausse de supériorité sur les peuples que j'étudiais. J'ai voulu me placer, autant que possible, à leurs différents points de vue, avant de prononcer un jugement sur leurs façons d'être ou de sentir.

wie einst als jugendlicher Theoretiker, ein Todesurteil auszusprechen. Keines von den Idealen, die er einst so hoch gepriesen hat, findet er bei den Persern verwirklicht, und es ist durchaus unwahr, daß er in sein Gemälde Schatten nur anbringe, um die Lichter dadurch mehr zu erhöhen[1]). Wenn er selbst der landesüblichen Korruption und der haarsträubenden Verwaltungstechnik eine Lichtseite abgewinnt, weil das Gesamtergebnis schließlich zu sein pflegt, daß alle Beteiligten leidlich zufriedengestellt sind, keiner allzuhart gedrückt wird, so hat er doch die sittlichen Verwüstungen, die sich aus solcher Praxis ergeben, mit tiefstem Ernste betont. Unbefangen erkennt er das Gute an, das trotzdem noch zustande kommt; aber er hat doch auch das strenge Wort gesprochen, den Persern fehle es vor allem an Gewissen, und jeder habe nichts anderes im Sinne, als das nicht zu tun, was seine Pflicht sei[2]). Wenn aber in dieser Hinsicht noch etwas zu sagen blieb, so hat er es in künstlerischer Form, aber darum nicht minder deutlich, gesagt in den „Asiatischen Novellen“[3]).

In der Einleitung vergleicht er sie mit „dem besten Buche, das über den Charakter einer asiatischen Nation geschrieben worden ist“, dem Roman Hadjy-Baba des britischen Gesandtschaftssekretärs Morier. Von diesem in der Tat glänzenden Schelmenroman, einem persischen Gil Blas von wunderbarer Vollkommenheit, sollen sie sich hauptsächlich durch ihre Mannigfaltigkeit unterscheiden. Morier habe nur einen einzigen Gesichtspunkt, diesen allerdings mit unvergleichlicher Treue, entwickelt, nämlich den Leichtsinn und die Unbeständigkeit, die Morallosigkeit und den Lügengeist der Perser darzustellen. Auch er wolle hiervon handeln; aber er wolle auch nicht vergessen „la bravoure des uns, l’esprit

---

[1]) Seillière S. 187. [2]) Trois ans en Asie S. 383. 449. [3]) größtenteils übersetzt von Schemann und bei Reclam, Nr. 3103/4, erschienen.

sincèrement romanesque des autres; la bonté native de ceux-ci, la probité foncière de ceux-là; chez tels, la passion patriotique poussée au dernier excès; chez tels, la générosité complète, le dévouement, l'affection; chez tous, un laisser-aller incomparable et la tyrannie absolue du premier mouvement, soit qu'il soit bon, soit aussi qu'il soit des pires". Ausdrücklich weist er eine moralische Beurteilung der „Asiaten" zurück, denn diese führe nur zur hochmütigen Phrase. Trotzdem ist es auch ihm unmöglich gewesen, nicht moralisch zu urteilen und durch die Art seiner Darstellung unser moralisches Urteil herauszufordern. Er selbst allerdings schweigt. Die Orientalen entwickeln in diesen Geschichten ihre Art zu sein ganz allein. Sie halten sich für die klügsten und besten Menschen und verachten die dummen, materiellen Abendländer aufs tiefste, sie finden alles natürlich, was sie, die Orientalen, tun oder was mit ihnen geschieht, haben für alles eine Erklärung, eine Entschuldigung, sei es auch nur die, daß der große und barmherzige Gott es in seiner unergründlichen Weisheit so gewollt habe, und zeigen sich bei dem allen als ein, solange weder der Fanatismus noch der Selbsterhaltungstrieb ins Spiel kommt, gutmütiges, hilfsbereites, unbeständiges und sehr zeremonielles Volk von Gaunern, wohl edler Aufwallungen und hochherziger Taten, aber keines sittlichen Entschlusses fähig, von vollkommener Unzuverlässigkeit, ein Volk, dem Lügen und Stehlen, Bestechen und Sich-bestechen-lassen so alltägliche Dinge sind wie Essen und Schlafen, und für das Pflicht und Ehre, Wahrhaftigkeit, Manneswort und Treue, bloße Worte sind, die keinen Begriff decken[1]). Gerade durch das völlige Zurücktreten der Persönlichkeit des Schriftstellers springt

[1]) Now the principal vice of the Persians is falsehood, which has gained such universal ascendancy and become so customary and so familiar that truthfulness and integrity are entirely abandoned and ignored, sagt die New history of Mirza Ali Muhammed the Bab, S. 5.

dies Gesamtergebnis mit vernichtender Bitterkeit hervor, und ich kann mir nicht denken, daß jemand die „Geschichte Gamber Alis“ oder den „Turkmenenkrieg“, die übrigens beide dem Leben nacherzählt sind[1]), lesen kann, ohne diesen Eindruck zu gewinnen. Daß dies auch Gobineaus Absicht war, scheint mir aus der leise verächtlichen, wunderbar fein abgetönten Ironie, die immer wieder durch die Erzählung durchschimmert, zur Genüge hervorzugehen.

Aber es gibt auch ehrliche Leute in Persien, wennschon nur sehr wenige. Der König? Dieu seul sait avec exactitude ce qui en est. Die „Säulen des Reichs“? Sie sind um so größere Gauner, je höher sie gestellt sind. Die Beamten? Sie müssen stehlen, um leben zu können. Die Offiziere? Sie verkaufen, ehe es in den Krieg geht, das Pulver und die Lebensmittel der Soldaten, und lassen diese vor Hunger sterben, während sie selbst zu Hause bleiben. Nein, diese und fast alle andern nicht: aber die Kaufleute, die das ihnen anvertraute Vermögen mit makelloser Ehrlichkeit verwalten, und die Karawanenführer, ohne deren Zuverlässigkeit es keinen Handel in Asien gäbe. „Certes, effendum“, sagt einer von ihnen in La Vie de Voyage, „il faut grandement remercier Dieu très-haut et très-miséricordieux, parce que, ayant créé tous les hommes voleurs, il n'a pas voulu permettre que les muletiers le fussent!“ (S. 391).

Von diesen Schilderungen, die einen ganz reinen Genuß nicht gewähren, weil unser sittliches Gefühl mit dem ästhetischen Wohlgefallen an der suveränen Beherrschung der künstlerischen Mittel in Streit liegt, hebt sich die „Tänzerin von Schamacha“[2]) schon bedeutend ab. Zwar fremd und wild erscheint uns auch

---

[1]) vgl. Trois ans en Asie S. 384—388 für den „Turkmenenkrieg“, S. 412 bis 415 für „Gamber Ali“. Eine leise anklingende Asilgeschichte kommt auch im dritten Bande von Hadjy Baba vor. [2]) Neuerdings auch übersetzt von Prof. R. Schlösser und bei Reclam, Nr. 4551, erschienen.

die Geistesart dieses Lesghy-Mädchens vom Kaukasus, aber nicht verächtlich, sondern, mit einer leisen Beimischung von Grauen, bewundernswert in der heroischen Unbedingtheit ihrer glühenden Leidenschaft, ihres fanatischen Stammespatriotismus. Und wenn Gobineau in der Einleitung den Satz „Der Mensch ist überall derselbe" empört zurückgewiesen hat, so scheint es, als wolle er dies in den „Liebenden von Kandahar" und im „Großen Zauberer" insoweit widerrufen, als die Liebe überall dieselbe sei. Sie ist der alleinige Gegenstand beider Novellen, der schönsten, so dünkt mich, unter allen. Schildert jene den feurigen Rausch jugendlicher Leidenschaft, die in jähen Wendungen des launischen Geschicks binnen wenigen Stunden die Liebenden aus der Seligkeit des Sich-Besitzens in den Tod treibt, so diese die stete, stille, unverlöschliche Flamme der Gattenliebe, die alles überwindet und den Tod verscheucht. Hat selbst ein Seillière „Die Liebenden von Kandahar" mit Romeo und Julia verglichen[1]), so hat der nüchterne Verstandesmensch dafür den „Großen Zauberer" gänzlich mißverstanden. Weil der Titelheld Fakirkunststücke treibt und aus Bleikugeln Gold macht, findet Seillière, daß Iran hier „intellectuellement ridicule" erscheine. Aber diese Mätzchen gehören nur zum Lokalkolorit. Der große Zauberer ist dennoch ein Wahrheitsucher, der aus reinem Wissensdrang um die höchste Weisheit wirbt, und die zauberhafte Einkleidung hat man eben als Einkleidung zu betrachten. Ebensogut könnte man Grimms Märchen intellectuellement ridicules nennen. Die Hauptsache in der Novelle ist aber gar nicht der große Zauberer, sondern die Liebe Kassems und Amynehs, und wo die weltüberwindende Macht reiner Liebe zarter und schlichter zu uns spräche, wüßte ich nicht zu sagen. Doch dies gehört zu den künstlerischen Vorzügen der Novellen, über die ein Streit nicht wohl möglich ist. Selbst die gegen Gobineau so krittelig ge-

[1]) S. 288 seines Buchs.

stimmten Franzosen erkennen sie an. Ich halte sie für das Schönste, was er geschrieben hat, stelle sie wegen der größeren Klarheit der Schilderungen auch über die von vielen, und mit Recht, hoch geschätzte Novelle Akrivie Phrangopoulo, die in den Souvenirs de voyage steht[1]). Hätte Gobineau nichts geschrieben als diese sechs Novellen, so würde das genügen, um ihm ein Anrecht auf einen Platz in jeder französischen Literaturgeschichte zu gewähren, den ihm bekanntlich bis jetzt noch keine eingeräumt hat. Worin besteht aber ihr Reiz? Vielleicht darin, daß hier ein Mensch aus dem tiefsten Verständnis des orientalischen Geistes herausschreibt, anscheinend fühlend und denkend wie ein Orientale, und doch im Grunde ein Betrachter von außen her, der in Wahrheit anders denkt und fühlt. Ohne jenen Umstand huldigte er nicht so unbefangen und frei dem, was in befremdendem Gewande groß und bewundernswert ist, ohne diesen fände er nicht die köstliche Würze seiner überlegenen Ironie.

Wie um nochmals in einem Gesamtbild die einzelnen Züge zusammenzufassen, beschließt den Band La vie de voyage, die einzige der sechs Erzählungen, die noch nicht ins Deutsche übersetzt ist. Sie zeigt ein junges europäisches Ehepaar auf einer Karawanenreise, und besteht im wesentlichen aus einer Reihe von Zustandsschilderungen und Personencharakteristiken. Zuletzt muß das Paar die Reise abbrechen und umkehren, weil die junge Frau urplötzlich von einem unüberwindlichen Grauen vor ihrer Umgebung befallen wird. Sie erkennt — und vergrößert in der Phantasie ins Ungemessene — die tiefe, unüberbrückbare Verschiedenheit des Fühlens und Empfindens, Denkens und Wollens,

---

[1]) Souvenirs de voyage. Céphalonie, Naxie et Terre-Neuve, par le Comte de Gobineau, Paris 1872, Plon, 222 S., ganz oder fast vergriffen, enthält drei Novellen, darunter Akrivie Phrangopoulo, übersetzt von W. v. G. und deutsch im „Kynast“, 2. Jahrg., Heft 1—3 (Okt.—Dzbr. 1899) erschienen.

die sie von den Orientalen trennt; sie fühlt sich tödlich vereinsamt und geängstigt unter Wesen, die sie nicht versteht, nicht erraten, nicht berechnen kann; sie flieht heim zu Menschen ihresgleichen — aber sie hat einen unauslöschlichen Eindruck für ihr ganzes Leben aus Asien mitgenommen, den sie nicht missen möchte. So, wie dieser Frau, geht es auch dem Leser der „Asiatischen Novellen". Er kann nicht beurteilen, ob hier alles korrekt und exakt abgeschildert ist[1]); er kennt auch das Recht des Dichters, die erweisliche Wirklichkeit künstlerisch umzugestalten, zuzusetzen und abzuziehen; aber das fühlt er, daß hier echte Lebenswahrheit zu ihm spricht, daß hier wirklich ein innerlich erschautes Stück Asien vor ihm auflebt, und das wird auch ihm einen bleibenden Eindruck vermitteln.

---

[1]) Das ist sicherlich nicht überall der Fall. Der romantische Schimmer z. B., den Gobineau in den „Liebenden von Kandahar" über Afghanistan breitet, zerfließt, wenn man Franz Kordons Schilderungen dieses Landes und Staates in den Grenzboten (64. Jahrgang, 1905, Nr. 24—34) liest.

V. ABSCHNITT

DIE RENAISSANCE

KAPITEL I. DIE GESCHICHTE DES WERKS ABHÄNGIG VON SEINER FORM

In demselben Jahre, in dem Gobineau genötigt wurde, den diplomatischen Dienst aufzugeben, 1877, erschien seine Renaissance bei Plon in Paris. Auf seinem letzten Gesandtschaftsposten im hohen Norden, in Stockholm, war sie entstanden. Von der Akademie 1878 mit dem Bordin-Preis ausgezeichnet, scheint sie doch in Frankreich keinen irgendwie bemerkenswerten Eindruck hervorgebracht zu haben, denn erst im letzten (7.) Bericht über die Gobineau-Vereinigung, der vom Februar 1905 datiert ist, konnte mitgeteilt werden, daß die Erstauflage endlich vergriffen sei, 25 Jahre nach dem Erscheinen, und lediglich dank der von Deutschland ausgehenden Gobineau-Bewegung. Schemann übersetzte das Werk unmittelbar nach den Asiatischen Novellen, veröffentlichte es zuerst in den Bayreuther Blättern (1891/94), dann, 1896, in Reclams Universalbibliothek (Nr. 3511—15), endlich 1903 in einer stilistisch wesentlich vervollkommneten vornehmen Ausgabe, der inzwischen eine dritte und vierte Auflage gefolgt sind[1]). In der Heimat preisgekrönt, bei uns binnen zwei Jahren — von der Reclam-Ausgabe abgesehen — in 4000 Exemplaren

[1]) bei Trübner in Straßburg; der verbesserte Text wird auch in die Reclam-Ausgabe übergehen.

verbreitet, neuerdings ins Magyarische[1]) und im Manuskript auch ins Italienische übersetzt[2]): über ein solches Werk, sollte man meinen, müßte wohl ein einhelliges, abschließendes Urteil möglich sein. Aber gerade über die „Renaissance" gehen die Meinungen mindestens soweit auseinander wie über das Rassenbuch. Man sehe selbst. Der Berichterstatter über die Konkurrenz um den Bordin-Preis, Camille Doucet, lobte das Werk, wenn auch mit erkennbarer Zurückhaltung, als „eine Reihe von Gemälden, die ihr Verdienst, ihre Anmut und ihren Reiz haben und als Ganzes angenehm und fesselnd zu lesen sind"[3]). Dann zwanzig Jahre Schweigen in Frankreich, und als die deutsche Gobineau-Bewegung dort ein Echo weckte, war es ein mißtönendes: André Hallays, der zuerst in Frankreich eine kritische Studie über Gobineau schrieb, nannte die Renaissanceszenen „Skizzen", allerdings „schöne Skizzen", denen aber die Farbe mangele, und der einförmige Stil erinnerte ihn an Schulaufsätze[4]). Mit Wonne machte sich Seillière diese Äußerungen zu eigen, um sie sogleich kräftig zu überbieten und allen Hohn, der ihm zur Verfügung stand, auf das Werk und seine deutschen Bewunderer zu ergießen. Es ist für ihn der Zeitvertreib eines alterschwachen Dilettanten, ein Grau in Grau, das ihn an die veraltetsten Seiten des historischen Dramas der Romantiker erinnert, und er kann sich nicht denken, daß wir Deutschen so arm an eignen Auffassungen der dargestellten Periode sind, daß uns dieses Zeug mit neuen Ideen befruchten könne. Was Seillière weiter sagt, beweist allerdings, daß ihm jede Spur von Verständnis für den innersten Gehalt des Werkes abgeht[5]). Ein einsichtigeres Urteil bahnten zuerst in Frankreich Eduard Schuré

---

[1]) von Professor Stephan Székely. [2]) von Dr. Alter. Die Übersetzung soll vorzüglich sein; trotzdem fand sich bisher kein italienischer Verleger. [3]) zitiert nach Dreyfus a. a. O. S. 297 Anm. 2. [4]) zitiert ebenda S. 298, und Seillière S. 354, aus dem Journal des débats, 6. Okt. 1899. [5]) a. a. O. S. 353 f., 357 f.

und Jacques Morland an, jener durch einen sehr sympathischen Artikel in der Revue bleue[1]), dieser durch eine Studie in der Revue des idées[2]), die er dann seiner Ausgabe der Pages choisies de Gobineau[3]) als Einleitung vorangeschickt hat. Der namhafte Literarkritiker Schuré gibt wohl zu, daß die „Renaissance“ kein vollkommenes Meisterwerk ist; doch sei sie zum mindesten eine Fundgrube von Gedanken und in ihrer Art eine geniale Schöpfung. Morland fügt hinzu, man finde darin einige der schönsten Seiten, die Gobineau geschrieben hat. Man denke bei diesem Urteil an Hallays' „Schüleraufsätze“ und an Seillières „Grau in Grau“. Noch weit wärmer, fast herzlich, könnte man sagen, äußert sich Robert Dreyfus. Er ist einer von denen, die das Buch, nach anfänglichem Widerstreben, überwunden hat. Noch immer empfindet er gewisse Ungleichmäßigkeiten der Form, aber er greift immer wieder zu dem „schönen Buch“ und jedesmal entzückt es ihn von neuem[4]). Er scheut sich nicht zu sagen, daß er dabei — „toute mesure gardée“ — an den Lorenzaccio Mussets oder an gewisse Dialoge Shakespeares denken müsse.

Shakespeare hatte auch Schemann schon zum Vergleich herangezogen, und Seillière hat weidlich darüber gespottet, daß der „große Bill“ wieder mal nach gutem deutschen Brauch bei einem „hoffnungsvollen Anfänger“ Pate stehen solle. Mussets Schatten dagegen beschwor ein deutscher Kritiker, Karl Gjellerup, herauf, um zu zeigen, warum die Franzosen sich der „Renaissance“ gegenüber so ablehnend verhielten. Nicht nur daß sie, „durch eine alte künstlerische Kultur ästhetisch geschult, etwas andere

---

1) 13./20. Juni 1903. 2) 15. Juni 1904. 3) 1905, Editions du Mercure de France. 4) Pour moi, je m'étais d'abort senti de fortes résistances à l'admiration ... Mais j'ai souvent repris ce livre. Et s'il m'est arrivé de sentir encore mon élan arrêté par d'évidentes défectuosités de composition et de forme ..., à chaque reprise, la force concentrée et resplendissante de certaines pensées, l'intelligenc et la beauté de certains fragments, m'ont émerveillé davantage. a. a. O. S. 299.

Forderungen an ein Kunstwerk stellen und sich in Sachen der Kunst kein X für ein U machen lassen", sie haben auch „die Vorbilder der Gobineauschen Renaissancebilder etwas zu nahe bei der Hand"; denn „wer diese mit den Szenen in Mussets Lorenzaccio vergleicht, der muß von allen Musen verlassen sein, wenn ihm nicht ein Lichtchen darüber aufgeht, wo man eine Dichtung, und wo man das Werk eines dichtenden Gelehrten vor sich hat"[1]). Herr Dreyfus mag sich's also gesagt sein lassen: „Du bist der Mann". Übrigens, fügt Gjellerup noch hinzu, sei Gobineau auch als Historiker nicht tadellos, und das Gemälde könne nicht ohne weiteres als treu bezeichnet werden. Gjellerup steht mit seiner Ansicht unter den deutschen Beurteilern sehr vereinzelt da. Sie sind fast einhellig des Lobes voll über die „Renaissance", und man wünschte angesichts mancher fast exaltiert klingender Hymnen und Dithyramben schon deshalb bisweilen etwas kühlere Besonnenheit, weil ein Übermaß der Begeisterung als natürliche Reaktion ein Übermaß des Widerspruchs hervorzurufen pflegt.

Der Leser hat wohl bemerkt, daß die Ausstellungen sich vorzugsweise gegen die Form der „Renaissance" richten. Diese interessiert uns hier nicht in erster Linie, aber gleichgiltig ist sie auch für uns nicht. In ihr liegt meines Erachtens ganz deutlich ausgesprochen, daß Gobineaus Absicht nicht war, ein poetisches, oder gar ein dramatisches Kunstwerk zu schaffen. Was er wollte, hat er selbst klar gesagt[2]): das Mark der Geschichte der Renaissance wollte er geben, das allgemein und dauernd Menschliche daran ins Licht setzen, und die politischen und sittlichen, künstlerischen und wissenschaftlichen Strömungen und Zustände, die sie charakterisieren, zu einem großen Gesamtbilde zusammen-

[1]) Beilage zur Norddeutschen Allgemeinen Zeitung, 22. Jan. 1901. [2]) in einem von Schemann mitgeteilten Briefe an den Grafen von Prokesch-Osten vom 25. April 1873.

fassen. Es sollte alles geschichtlich echt, es brauchte nicht alles durchaus urkundlich getreu zu sein. Auf das Historische im höchsten Sinne also kam es ihm zuerst an, auf den Geist der Zeit; auf den Leib, nämlich die von der Chronik gebuchten Tatsachen, nur insofern, als in ihnen dieser Geist sinnfällige Erscheinung wird. Und nicht über die Renaissancezeit wollte er schreiben etwa als geistreicher Essayist, sondern eben in sinnfälliger Wirklichkeit, in ihrem ganzen strotzenden, glühenden Leben wollte er die Renaissance selbst vor unser Auge zaubern. Insofern er dies wollte, stellte er sich allerdings, in zweiter Linie, auch eine künstlerische Aufgabe, und für deren Lösung galt es, eine geeignete Form zu finden. Solcher Formen gab es mehrere, denn das heute oft gepredigte Dogma, jedem Stoff sei nur eine einzige künstlerische Fassung angemessen, mag für eng umgrenzte Gegenstände und genau präzisierte Motive, wenn überhaupt, berechtigt sein, aber nicht gegenüber einer so weiten und großen Aufgabe. Warum hätte Gobineau nicht einen Roman, oder eine Folge von durch eine innere Einheit zusammengehaltenen Novellen schreiben sollen? Ihn aber mochte eine Gestaltung locken, bei der er selbst als Mittelsmann scheinbar ganz ausgeschaltet wäre und die Zeit sich in reinster Unmittelbarkeit selbst darzustellen schiene, das heißt aber: eine dramatische Gestaltung. Ein Drama aus der Renaissancezeit, wie es Mussets Lorenzaccio ist[1]) und wie wir sie in allen Kultursprachen zu Dutzenden besitzen, hätte aber den ungeheuren Stoff nie fassen können, der ja die Themata für eine ganze Reihe von Dramen in sich birgt. Ein dramatischer Zyklus also, eine Trilogie oder Tetralogie, je nach Bedürfnis? Gewiß wäre dies ebenso möglich gewesen wie ein Novellenzyklus, und Wilhelm Weigand hat diesen Weg mit seiner Tetralogie „Die Renaissance“ eingeschlagen.

[1]) oder auch nicht ist; denn es spielt ganz in der Epigonenzeit nach dem Sacco di Roma.

Gobineau hat auch diese Form verschmäht, wir wissen nicht, warum? aber wir können's uns leicht denken. Die dramatische Kunstform mit ihren rein ästhetischen Forderungen hätte ihn verhindert, den Stoff so, wie er wünschte, in seiner ganzen Fülle auszubreiten und zu belichten. Sie hätte ihn genötigt, vieles als geiles Rankenwerk wegzuschneiden, was er um der geschichtlichen Treue willen nicht missen wollte, und aus künstlerischen Gründen vielleicht Züge zu erfinden, die nicht nur nicht nachweisbar, sondern auch im höhern Sinne unhistorisch wären. Er brauchte mehr Freiheit, als ihm die Tragödie bot, und so wählte er die Form der historischen Szenen und verglich sein Werk selbst mit einem großen Wandgemälde in Fresko[1]).

Die historische Szene, „nicht Roman, noch Geschichte, noch Theater“, wie A. Hallays wegwerfend meint, ist freilich ein Mittelding von diesen dreien, eine Art Wildling, den die zünftige Ästhetik vielleicht noch nicht ausdrücklich approbiert, etikettiert und paragraphiert hat; aber das nimmt ihr noch nicht die Lebensberechtigung und drückt sie nicht, wie superkluge Rezensentenweisheit wähnt, zum Range einer schülerhaften Stilübung herab. Auch sie hat ihre Ästhetik und ihren Stil, die aber hier nicht zu untersuchen sind. Für die historische Aufgabe Gobineaus war sie die geeignetste Form, weil sie vor allem elastisch genug ist, um jede dem Gegenstand fremde Schablonisierung und Umstilisierung entbehrlich zu machen. „Formlos“ kann also das Werk nur schelten, wer einen von einer anderen Gattung entlehnten Maßstab daran legt — ganz abgesehen davon, daß es innere Form in jeder Zeile aufweist[2]).

[1]) Ich will damit kein Urteil darüber abgegeben haben, ob Gobineau überhaupt imstande gewesen wäre, den Stoff mit strafferer Beschränkung auch in Form einer Reihe guter Tragödien zu bewältigen; wer könnte sich anmaßen, dergleichen zu bejahen oder zu leugnen? Genug, wenn ich gezeigt habe, daß für seinen Zweck die von ihm gewählte Fassung tatsächlich die angemessene war. [2]) vgl. über die Form Prof. Max Diez

Die „historische Szene" ist ein so realistisches Genre, daß sie sicherlich auch in der Sprache starke Abweichungen von der Natürlichkeit nicht vertragen würde. Historische Szenen in Versen etwa scheinen mir nicht recht denkbar. Es ist daher ein sehr ernster Vorwurf, wenn Gjellerup (a. a. O.) behauptet, Gobineaus Szenen arteten oft zu geschichtlichen Dialogen aus, „in welchen die ganze Sachlage mittels seitenlanger Repliken in einer alle Individualisierung tötenden Büchersprache auseinandergesetzt wird". Das Urteil dünkt mich nicht nur äußerst scharf, sondern geradezu ungerecht. Seitenlange Repliken sind ganz selten und jedenfalls nicht charakteristisch für den Dialog. Ein gewisser Unterschied besteht zwischen den strenger historischen Hauptszenen und den völlig erdichteten Nebenszenen. In diesen ist die Sprache von naturalistischer Wirklichkeitstreue, handle es sich nun um die Gaffer bei der Hinrichtung Savonarolas, um französische Soldaten im Felde, um die mannigfachen Vorgänge während des Gottesdienstes im Dom zu Mailand, um die Spießbürger auf dem Monte Pincio oder um die kunstverständigen Pfaffen von Parma, die Correggio malen lehren wollen. In diesen Szenen kommt auch Gobineaus Humor gerade so vollendet zur Geltung wie etwa in den Asiatischen Novellen. Auf rein äußerliche sprachliche Mätzchen hat er dabei allerdings verzichtet; niemand charakterisiert sich durch einen stehenden Lieblingsausdruck, durch eine Neigung für Sprachfehler, und ähnliche billige Effekte. In den Hauptszenen, wo immer irgendwie der Menschheit große Gegenstände zur Verhandlung stehen, wird die Sprache naturgemäß gehobener und deshalb vielleicht hier und da einförmiger; von Ertötung aller Individualität kann man trotzdem ganz und gar nicht reden. Spricht Julius II. wie Leo X., Raffael wie Michelangelo, Franz I. wie Karl V., Marie Gaudin wie Vittoria Colonna? An einigen

in der „Wahrheit" Nr. 68 (1896, 2. Juli-Heft), und besonders Schemanns Einführung, S. XXXIII ff.

wenigen Stellen, wo, wie in dem Gespräch der Kardinäle Sadolet und Bibbiena, der sittliche Zustand des ganzen Zeitalters nicht in Taten, sondern im Bewußtsein der tonangebenden Männer zum Ausdruck gebracht werden sollte, kann man wohl etwas wie Büchersprache finden; aber das sind Ausnahmen, die das Urteil über das Ganze nicht bestimmen dürfen. Wie abwechslungsreich Gobineaus Sprache sein kann, dafür möchte ich mit den Worten aus Schemanns Einleitung — die überhaupt meines Erachtens das Beste enthält, was irgendwo über die „Renaissance" gesagt worden ist — das Beispiel „Julius' II."[1]) anführen: „Die Eingangsszene leidenschaftlich hinausstürmend, die Sprache bald jäh abgerissen, bald in anakoluthischer Häufung nach Ausdruck für diesen wilden Überdrang ringend; in der Schlußszene der babylonische Turm zusammengestürzt, wirre Brocken, die das ungeheure Genie des versinkenden Großen noch einmal aus Trümmern aufleuchten lassen: ein erschütterndes Memento für die Hinfälligkeit alles historischen Schaffens! Und dagegen im Herzen des Stückes die Raffael-Szenen, breit und voll ausklingend, von glückseliger Ruhe durchsättigt, aus Frieden und Wonne geboren, Frieden und Wonne erzeugend: ein leuchtendes Wahrzeichen der ewig beglückenden Kraft künstlerischen Schaffens!" Oder man stelle die schalkhafte Grazie, mit der Frau Marie Gaudin ihren königlichen Liebhaber um die Finger wickelt, neben die stille Sammlung und milde Abgeklärtheit, mit der in der Schlußszene des ganzen Werks eine Vittoria Colonna dem greisen Michelangelo das Fazit seines reichen Lebens ziehen hilft. Wer dafür keine Empfindung hat, der braucht die Musen auch nicht für sich allein zu reklamieren.

---

[1]) Das Werk besteht bekanntlich aus fünf Abteilungen: Savonarola, Cäsar Borgia, Julius II., Leo X., Michelangelo.

KAPITEL II. DIE ZUVERLÄSSIGKEIT DER GESCHICHTLICHEN EINZELHEITEN

Wir wenden uns von der Form dem Inhalte zu. Die Echtheit des von Gobineau entworfenen Zeitbildes hängt nicht davon ab, daß er für jeden Satz seines Werks eine Quellenstelle anführen könnte. Wie er selbstverständlich das für seinen Zweck besonders Geeignete auswählen, anderes ausschalten und dabei nach subjektiver Einsicht verfahren mußte, so konnte er auch gar nicht umhin, hier und da Auseinanderliegendes zusammenzuziehen und umzuordnen, Kompliziertes zu vereinfachen, noch ungelöste Probleme selbstherrlich zu entscheiden. Das ist das Recht des Dichters: genug, wenn nur die höhere geschichtliche Echtheit nicht darunter leidet. Man kann ihm auch unmöglich zumuten, jede solche Abweichung durch eine Anmerkung zu kennzeichnen, obschon dies in einigen Fällen vielleicht nützlich gewesen wäre. Selbst dies Buch, das die Bedeutung der „Renaissance" für die Wissenschaft untersucht, könnte davon absehen, solche belanglose Abweichungen von der Wirklichkeit nachzuweisen, wenn nicht von anderer Seite um ihretwillen der Vorwurf der „Verschiebung des historischen Bildes", ja sogar der „historischen Fälschung" gegen Gobineau erhoben worden wäre[1]). Damit erwächst die Pflicht, die Berechtigung dieser Behauptung zu prüfen.

Wir sahen schon wiederholt, daß Gobineau wenig Sinn für die Chronologie hat[2]). Auch in der Renaissance sind Verstöße gegen

---

[1]) von Georg Brandes im „Tag", 5. März 1904. Die Nummer ist vergriffen; ich konnte daher nicht feststellen, wie B. den Vorwurf begründet. [2]) s. o. S. 96 ff. u. 170 ff.

diese nützliche Disziplin die weitaus häufigsten, und um der Genauigkeit willen seien sie hier festgestellt. Zunächst, wenn ich mich nicht irre, vier falsche Altersangaben. Michelangelo war im März 1475 geboren, also, als die Medici vertrieben wurden (November 1494) nicht, wie ihm sein Vater vorhält, 22[1]), sondern erst 19, und im Jahre 1560 nicht, wie er selbst sagt, schon 89[2]), sondern erst 85 Jahre alt. Auf S. 107 (70) wird Giovanni Medici, der spätere Papst Leo X., als „dazumal 19 Jahre alt" bezeichnet. Da er im Dezember 1475 geboren war und, wie sein Nachfolger richtig bemerkt[3]), ein Alter von 46 Jahren erreichte († 2. Dezember 1521), so müßte die betreffende Szene ins Jahr 1495 fallen. In der Tat muß man aus den Reden der Brüder Piero und Giovanni schließen, daß ihre Vertreibung aus Florenz erst vor wenigen Wochen stattgefunden habe; andererseits setzt die Szene voraus, daß Karl VIII. schon tot, Savonarola aber noch am Leben ist; sie wäre also zwischen den 7. April und den 23. Mai 1498 anzusetzen, wo Giovanni schon 22 Jahre zählte. Drittens ist der Altersunterschied zwischen Tizian und Paris Bordone beträchtlich übertrieben. Er mochte reichlich zwei Jahrzehnte betragen, aber keinesfalls war Bordone ein Bursche von 18 Jahren, als Tizian im hohen Greisenalter stand[4]). Man darf diese Versehen wohl als gänzlich belanglos bezeichnen, und auch der pietätvollste Herausgeber dürfte sie meines Erachtens einfach durch Einsetzung der richtigen Ziffern beseitigen. Ebenso gleichgiltig ist es, daß Gobineau Machiavell schon zwischen Lorenzos Tod (1492) und Pieros Verbannung (1494) verheiratet sein läßt, „in einem Alter, wo er erst darauf hätte denken

[1]) S. 22 (15). Ich führe die Renaissancestellen nach dem Original und, in Klammern, nach der neuen, Trübnerschen Ausgabe der deutschen Übersetzung an, und zwar die Seitenzahlen, da die Szenen nicht numeriert sind. [2]) S. 538 (360). [3]) S. 446 (294). [4]) S. 508 (338). Bordones Geburtsjahr ist unbekannt.

sollen, sich eine Lebensstellung zu schaffen", wie der alte Buonarroti mißbilligend bemerkt[1]). Tatsächlich ehelichte Machiavell die Marietta Corsini erst ungefähr zehn Jahre später, wahrscheinlich 1502, als er schon längere Zeit Kanzler der Zehn war[2]). Einigermaßen durcheinander geht auch die Chronologie Savonarolas. Nicht erst 1492[3]), nach Lorenzos Tode, ging er nach Florenz, sondern 1490 auf Veranlassung des Medizäers. Alexander VI. regierte damals noch nicht[4]), und wenn vor der Schlacht von Fornovo (Juli 1495) gesagt wird, Savonarolas Einfluß auf das Volk währe schon sieben Jahre[5]), so ist dies ganz willkürlich, denn es würde den Anfang seiner Wirksamkeit bis auf 1488 zurückschieben. Die beiden ersten Änderungen sind schwerlich bloße Versehen: Gobineau wollte sowohl Lorenzo, wie Innocenz VIII., als für die weitere Entwicklung bedeutungslos, von vornherein ausschalten, und tat wohl daran.

Ebenso unzweifelhaft hat sich Gobineau mit Bewußtsein von der historischen Wirklichkeit entfernt, wenn er Pescara, der 2./3. Dezember 1526 starb[6]), den Sacco di Roma noch erleben, Frundsberg, der vom Schlag getroffen in Ferrara lag[7]), an demselben teilnehmen, und Vittoria Colonna, die 1547 verschieden war[8]), noch 1560 mit Michelangelo in Rom sprechen läßt. Eine kurze Note, die dem Leser den historischen Sachverhalt mitteilte, wäre hier ja vielleicht am Platze gewesen. Gobineau bedurfte dieser Änderungen für einige seiner packendsten Bilder. Die Gegenüberstellung Pescaras und Bourbons, der Abschied Michelangelos von Vittoria gehören zum Ergreifendsten, was er geschaffen hat[9]):

---

1) S. 22 (16). 2) vgl. Villari, Niccolò Machiavelli, deutsch v. Mangold, Neue Ausgabe 1882, I, S. 269 u. S. 337, Anm. 4. 3) S. 3 (3). 4) S. 4 (4). 5) S. 66 (44). 6) s. Baumgarten, Geschichte Karls V., II S. 468. 7) ebenda S. 537. 8) vgl. Grimm, Leben Michelangelos, II S. 308 (ich zitiere Grimm nach der 10. Auflage). 9) Der letztere hat Fritz Lienhard zu einem schönen Sonett „Michelangelo" angeregt, das in seinen „Nordlandsliedern" (Straßburg 1899) und im „Kynast" II 1, zu lesen ist.

sollte er um einer gleichgiltigen chronologischen Tatsache willen, die dem entgegenstand, auf die Ausgestaltung dieser herrlichen Phantasieschöpfungen verzichten? Wiederum sage ich: da er kein quellenmäßiges Geschichtswerk schrieb, so tat er wohl daran, es zu unterlassen.

Ähnlich steht es mit dem Gespräch Karls V. und Hadrians VI. in Brügge. Es kann so nie stattgefunden haben, denn Hadrian erhielt die Nachricht von seiner Wahl zum Papste in Vitoria in Spanien, der Kaiser in Brüssel[1]).

Sehr auffällig erscheint zunächst, daß in die erste Abteilung des Werkes, vor den Tod Savonarolas, ein Gespräch zwischen Alexander VI. und Lukrezia Borgia eingeschoben ist, das auf „Juni 1500" datiert ist (Gobineau gibt nämlich ganz nach Gutdünken bisweilen ein bestimmtes Datum an). Es müßte richtig „Juli 1500" heißen, denn es findet nach der Ermordung von Lukrezias Gatten Alfonso statt, die am 18. dieses Monats erfolgte[2]); jedenfalls aber erst zwei Jahre nach der Hinrichtung Savonarolas. Gobineau brauchte aber schon in dieser ersten Abteilung eine recht packende Charakteristik Alexanders; und was konnte dazu besser dienen, als die Art, wie dieser Statthalter Christi die Tochter über die Ermordung ihres Gatten durch ihren Bruder tröstet? Dagegen mag es ein bloßer Zufall sein, wenn ein undatierter Brief Lukrezias, die am 24. Juni 1519 starb, hinter Raffaels Tod († 1520) eingerückt ist.

In zwei Fällen hat Gobineau absichtlich im Interesse strafferen Zusammenschlusses zeitlich auseinanderliegende Vorgänge auf einen Tag konzentriert. Ihm zufolge hätte Julius II. am Tage der Einnahme von Mirandola, d. h. am 20. Januar 1511, ebendort in Gegenwart des Herzogs von Urbino die Nachricht vom Falle

---

1) Baumgarten, Geschichte Karls V., II S. 69 u. 73. 2) Meines Erachtens wäre der Übersetzer und der Veranstalter der Neuausgabe des Originals zum mindesten berechtigt, solche offenbare Versehen einfach zu korrigieren.

Bolognas erhalten. In Wirklichkeit fiel diese Stadt erst am 21. Mai 1511, der Papst erfuhr es in Ravenna, und Urbino war nicht bei ihm, sondern im Felde, wo er sich in großer Unordnung zurückzog[1]). In der langen Szenenfolge des vierten Teils, die an einem Tage spielt[2]), sind aber sogar Ereignisse aus den Jahren 1518 und 1520 zusammengezogen: denn in jenem Jahr vermittelte Miltitz zwischen Rom und Wittenberg, in diesem aber, am Karfreitag, verschied Raffael[3]). Auch diese „Unrichtigkeiten“ halte ich für hinreichend durch künstlerische Zwecke gerechtfertigt.

Die überwältigende Darstellung von der Vergiftung Alexanders VI. hat dagegen Gobineau höchst wahrscheinlich für historisch getreu gehalten; wird doch die Geschichte gewöhnlich so erzählt; unter anderem finde ich sie ohne ein Wort des Vorbehalts so bei Grimm, Leben Michelangelos I S. 232, der das Gastmahl bei Corneto vom 5. auf den 15. August verlegt. Daß sie unhistorisch ist, weist Villari überzeugend mit Hilfe der Gesandtschaftsberichte nach, die erst sieben Tage nach jenem Gastmahl von einer fiebrigen Erkrankung des Papstes wissen[4]). Jedenfalls wäre Gobineaus Irrtum verzeihlich genug. Daß er auch aus künstlerischen Gründen der fest eingewurzelten Legende den Vorzug hätte geben müssen, ist eine Sache für sich. — Noch zwei Kleinigkeiten: Francesco da San Gallo verwechselt Gobineau mit Antonio da San Gallo[5]), und Correggio ist nicht der arme Schlucker gewesen, als den ihn Gobineau nach Vasaris unzuverlässiger Lebensbeschreibung darstellt: er besaß vier Häuser und ein ansehnliches Vermögen[6]).

---

[1]) vgl. Villari a. a. O. II, S. 127 f. [2]) S. 408—438 (267—288). [3]) Michelangelo war damals in Florenz, konnte also die Todesnachricht nicht in der von Gobineau angenommenen Weise erhalten. [4]) a. a. O. I, S. 383 ff. Die skandalösen Vorgänge bei der Beerdigung hat Gobineau richtig wiedergegeben, S. 233 (150). [5]) S. 525 (351). [6]) so Saitschick, Menschen und

Durch alle bis jetzt festgestellten, teils absichtlichen, teils versehentlichen Abweichungen von der geschichtlichen Wirklichkeit — und durch alle dergleichen, die man möglicherweise noch aufstöbern könnte — wird m. E. der von G. Brandes erhobene Vorwurf in keiner Weise erhärtet. Das geschichtliche Gesamtbild der Renaissance wird durch sie nicht störend verschoben, der Geist des Zeitalters nicht verfälscht.

Etwas anders liegen die Dinge in den folgenden drei Fällen. Gobineau stellt Machiavelli als Anhänger Savonarolas dar; er wird in dessen Sturz verwickelt, muß 250 Gulden Strafe zahlen[1]), ergeht sich nach der Hinrichtung in einem melancholischen Selbstgespräch über den ethischen Optimismus des „armen Girolamo"[2]), und muß sich später, als er, alt und verbittert, seine Vergangenheit verleugnen möchte, von Michelangelo sagen lassen: „Der Glanzpunkt eures Lebens, Herr Niccolo, es wird der Irrtum eurer Jugend sein"[3]). Wenn eine Vermutung erlaubt ist, so möchte ich annehmen, Gobineau der Dichter wollte den etwas trockenen Lebenslauf des politischen Theoretikers Machiavell durch einen Funken des göttlichen Enthusiasmus, der allein dem Dasein Reiz verleiht, beseelen und ihn nicht als von Natur nüchternen Verstandesmenschen, sondern als durch die Härte der gemeinen Wirklichkeit ernüchterten Feuergeist erscheinen lassen. Er hat damit seinem Charakter nicht gerade etwas Fremdes zugesetzt, denn der Verfasser des Principe war wirklich von einem hohen Idealismus getragen; aber für Savonarola hat er nie geschwärmt, vielmehr zu seinen ausgesprochenen Gegnern gehört[4]).

Kunst der italienischen Renaissance, Ergänzungsband S. 129, mit Berufung auf Bigi, Della vita e delle operi di Antonio Allegri S. 28. [1]) S. 134 (86). [2]) S. 143 ff. (92 ff.) [3]) S. 376 (245). [4]) H. Grimm, Leben Michelangelos I, S. 200, sagt von ihm: „Er gehörte zu denen, die Savonarola für einen bewußten Lügner hielten und nach Rom über ihn in diesem Sinne berichteten. Das älteste Schriftstück, das wir von Machiavelli haben, ist ein Brief über Vorgänge aus jenen stürmischen Tagen. Gründlicher Haß

Eine wenn auch für das große Ganze unwesentliche Verschiebung des Zeitbilds liegt hier allerdings vor; und zwar eine in meliorem partem. Geradezu zu einer „Rettung" gestaltet sich der gleiche Vorgang hinsichtlich des Connetable von Bourbon. Schemann hat in seiner Einleitung auf das Unhistorische dabei hingewiesen, und die Möglichkeit angedeutet, daß in den Worten des Connetable „Schmerzenslaute aus dem eigenen Leben des von seinem Vaterlande mit Undank und Verkennung belohnten Meisters widertönen". Soviel ist gewiß, daß er die Angelegenheit des Connetable zum Anlaß nimmt, um in Pescaras Äußerungen über den despotischen Begriff der „hohlen und lächerlichen Drahtpuppe, die man das Vaterland nennt"[1]), Überzeugungen zu wiederholen, die er, Gobineau, schon über zwanzig Jahre früher als die seinen bekannt hatte[2]), und die durch seine Lebenserfahrungen sicherlich noch gefestigt worden waren. Ihrer verletzend schroffen Form entkleidet, scheinen sie mir die Wahrheit zu enthalten, daß die Vaterlandsliebe ein bloßer natürlicher Trieb ohne höhere sittliche Berechtigung bleibt, wenn das Vaterland nicht der Hort unserer wertvollsten Geistesgüter ist. Für den Connetable kam dieser Gesichtspunkt freilich nicht in Frage, doch erinnere ich daran, daß auch C. F. Meyer geneigt ist, sein Verbrechen aus den Voraussetzungen der Renaissance heraus milder zu beurteilen als die Zeitgenossen taten[3]). Es handelt sich hier im großen und ganzen also um subjektive Bewertungen, und man kann Gobineau diese „Rettung" nicht als Fälschung anrechnen.

---

atmet aus diesem Schreiben". Bei Villari finde ich das Schriftstück merkwürdigerweise nicht erwähnt, doch sagt auch er: „Freilich war es ihm ... sehr zuwider, daß die Republik durch die Beredsamkeit eines Mönchs geleitet wurde, und er neigte zu denen, die ihn zur Hinrichtung führten; doch ließ er sich später in seinen Schriften Worte der Bewunderung, die freilich nicht ganz frei von Ironie sind, entschlüpfen". (a. a. O. I S. 267 f.). [1]) S. 461 (306). [2]) im Essai, s. o. S. 135. [3]) C. F. Meyer, Die Versuchung des Pescara, S. 87.

Das Gegenteil einer Rettung ist, wie er Tizian behandelt; Gjellerup hat dies sehr scharf getadelt (a. a. O.) Tizian, „der einige der erhabensten Schöpfungen tiefster, weltentrückter Andacht hervorgebracht hat — vor allem sein letztes Werk, die Pietà — der dürfte nimmer als eine durch und durch schmutzige Seele karikiert werden, um die Glorie der idealisierten Gestalt Michelangelos durch Kontrastwirkung zu erhöhen“ [1]). Dies ist ganz meine Meinung; wie der Historiker, so muß meines Erachtens auch der Dichter, der geschichtliche Stoffe bearbeit, die Ehre der historischen Personen wie ein anvertrautes Pfand betrachten, mit dem fein säuberlich umzugehen ist. Gjellerups Beweisführung möchte ich mir trotzdem nicht aneignen. Vom Künstlerneid, und selbst von Profitsucht, haben auch sehr große Künstler sich nicht immer frei gehalten, und „die Gegensätze zwischen dem menschlichen und dem künstlerischen Charakter eines Individuums sind keine Widersprüche“ [2]). Es fragt sich also lediglich, ob der historische Tizian wirklich solch gemeiner Filz und Ehrabschneider gewesen ist, wie er bei Gobineau erscheint. Da zeigt sich denn, daß die mancherlei Anekdoten über Tizians Eifersucht und Mißgunst gegenüber anderen Künstlern durch glaubwürdige Bezeugungen des Gegenteils so ziemlich entkräftet werden, daß ihn aber vom Vorwurf des Geizes nichts freisprechen kann, und auch das ist historisch, daß er seine intime Freundschaft mit Aretin geschäftlich ausgenützt hat [3]). Gobineau hat also nur den vorhandenen Schatten um einige Nüancen vertieft.

Was in Gobineaus „Renaissance“ mit der Geschichte nicht genau übereinstimmt, dürfte im Vorausgehenden ziemlich vollständig aufgezählt, aber zugleich der Beweis erbracht sein, daß

---

1) Was Gjellerup ebenda über Cellini sagt, übergehe ich, da dieser bei Gobineau nur ganz flüchtig auftaucht. 2) E. Große, Kunsthistorische Studien, S. 91. 3) Ich stütze mich hierbei auf G. Gronau, Tizian (Geisteshelden, 36), S. 206 ff.

diese Unrichtigkeiten die geschichtliche Treue des Bildes nur in wenigen, für den Gesamteindruck durchaus belanglosen Einzelheiten verletzen, den Zweck des Werkes aber, la moelle de l'histoire zu geben, nicht beeinträchtigen und daher auch seinen wissenschaftlichen Wert nicht verringern. Ist mir dies gelungen nachzuweisen, so will ich das „ebenso leichte wie zwecklose Beginnen“ solcher Arbeit nicht bedauern.

Zu dem Vorigen aber eine positive Ergänzung zu schreiben und darin alle richtigen Einzelheiten zu registrieren muß ich dagegen als undurchführbar ablehnen. Auf Schritt und Tritt begegnet man wohlbeglaubigten Details. Selbst so komplizierte Dinge, wie z. B. die politischen Vorgänge unter Julius II., sind größtenteils mit buchstäblicher Genauigkeit wiedergegeben: die Ereignisse in und vor Bologna, die Einnahme von Mirandola, die Ermordung Alidosios und die Wirkung auf den Papst, die Plünderung von Brescia durch die Franzosen, die Vorgänge nach der Schlacht bei Ravenna und die Verhandlungen über die Rückkehr der Medici nach Florenz. Die Verbündeten unter Urbino und Cordona zogen z. B. wirklich über Barberino; man forderte von Florenz wirklich nur, daß die Medici als Privatleute dorthin zurückkehren dürften. In Prato befehligte wirklich Luca Savelli, und es fehlte den Verbündeten wirklich an Geschützen, da sie nur zwei hatten. In einem Falle finde ich zufällig, wie genau sich Gobineau an seine Quelle anlehnte, wenn's ihm gut schien; man vergleiche folgende beiden Stellen:

Commynes, Mémoires VII, 6:	Renaissance S. 26 f. (19):
Et de là alla le Roy à Turin, et emprunta les bagues de madame de Savoye, . . . et les mist en gaige pour douze mil ducatz. Et, peu de jours après, fut à	Nous avons été reçus à bras ouverts à Turin; et là . . . nous avons emprunté les diamants et pierreries de madame la duchesse Blanche. Elle a re-

Casalz, vers la marquise de Montferrat . . . Elle presta ses bagues, qui aussi furent engaigées pour douze mil ducatz. (Ausgabe von Mandrot, 1903.)

chigné un peu; mais nous avons tout mis en gage . . . Voilà douze mille bons ducats de gagnés. A Casal, la marquise de Montferrat nous a donné le bal, la sotte, et a montré aussi ses joyaux. Même affaire qu'à Turin, nous avons fait rafle.

Stimmen solche Äußerlichkeiten schon, um wieviel mehr die Verflechtungen der Handlungen, die Beziehungen der Personen zueinander, kurz, das eigentlich Tatsächliche der Vorgänge, was natürlich nicht ausschließt, daß die Situationen im einzelnen zum Teil erfunden sind, und daß anonyme Personen eingeführt werden, die nicht historisch beglaubigt sind. Doch hängt von dieser Art Zuverlässigkeit, so erwünscht sie ist, der wissenschaftliche Wert des Werkes nur zum geringsten Teile ab. Die Hauptsache in dieser Hinsicht ist vielmehr die Zeichnung der historischen Charaktere und die Darstellung und Wertung der die Zeit beherrschenden Ideen und Tendenzen. Betrachten wir diese.

KAPITEL III. DIE MENSCHEN DER RENAISSANCE UND IHR LEBENSINHALT

Über die hauptsächlichsten Menschen, die Gobineau darstellt, läßt sich kaum noch etwas Neues sagen; ich begnüge mit damit, einige Andeutungen über ihr Verhältnis zu ihren historischen Vorbildern zu geben. Beginnen wir mit der Geistlichkeit. Da ist Savonarola. Kein gelehrter Forscher könnte ihn echter zeichnen: den streng orthodoxen Katholiken, der von der Ketzerei

mit dem tiefsten Abscheu spricht und nur die Art von Reformation will, die seit zweihundert Jahren der Wunsch aller wahren Christen war; den Verächter des Humanismus, den Todfeind der Renaissancekunst mit ihrem Kultus des Nackten. Wie richtig in seiner Predigt die Mischung von Religion und Politik, von staatsmännischer Einsicht und utopischen Vorschlägen (Festsetzung des Kornpreises), die Verbindung von prophetischer Größe und kleinlicher Sittenrichterei. Das wahre Gegenstück zu ihm bilden die üppigen Kardinäle des vierten Teils, die nicht weniger scharf, als er, den Zusammenbruch der Religion in der Kirche erkennen, aber weit entfernt sind, seine hochherzigen Illusionen zu teilen. Dann die drei Statthalter Christi, jeder ein Prachtstück historischer Porträtierkunst. Diese heitere Unbekümmertheit um Gut und Böse, die namentlich das klassische Gespräch mit Lukrezia Borgia durchzieht, war wirklich das Eigentümliche, fast Imponierende an der Ruchlosigkeit Alexanders VI. Wenn Agostino Chigi Julius II. einen unauslöschbaren Herd von Kraft nennt, draus wirbelnd Flammen, Funken und Rauch hervorkommen, so faßt dies Wort nur in eine Sentenz zusammen, was dieser Papst war und wie er bei Gobineau vom ersten Wort an, das er spricht, bis zu seinem Tode erscheint: ein Feuergeist, glühend von „heroischer Ungeduld“, maßlos in allem Tun und Planen, brutal und völlig skrupellos in seiner Politik, aber voll hochgespannter Leidenschaft, geadelt durch echte Liebe zur Kunst und herrliches Verständnis für den Künstler und sein Schaffen. Dagegen nun Leo X. Von dem oberflächlichen Granacci schon als der Mäcen gepriesen, als den ihn die Nachwelt lange feierte, von den scharfsichtigeren Augen Michelangelos und Machiavells aber sofort als bloßer Freund des Luxus ohne künstlerische Einsicht durchschaut, enthüllt und verkörpert er mit seiner Behandlung des lutherischen Streites, die nichts als den Geldpunkt ins Auge faßt, jene absolute Verständnislosigkeit des damaligen Papsttums für die reli-

giösen Nöte der germanischen Menschheit, die die Kirchenspaltung unvermeidlich gemacht hat. Aber selbst unter solchen Häuptern hat die Kirche noch fromme Priester: man denke an den Dominikaner, der die Frauen vom Hause Borgia tröstet, an die Mönche auf dem Monte Pincio, aus deren Worten es wie Frühlingsahnung zittert, und schließlich an den beschränkten, aber ehrlich frommen Adrian, der von seinen drei Vorgängern so völlig abstach, daß ihn an der Kurie kein Mensch begriff. Und nicht anders ist es mit den Fürsten und Staatsmännern, den Künstlern, den Frauen. Oft genügen Gobineau wenige Szenen, ja eine einzige, um die historischen Charaktere wie mit Blitzlicht zu beleuchten: etwa den ritterlichen Phantasten Karl VIII. mit seinem Stich ins Groteske, den „königlichen Leichtfinken" Franz I., den vom Ehrgeiz verzehrten, Verwandtenmord sinnenden Lodovico Moro, dessen biedermännisches Getue jedermann durchschaut, oder die beiden Habsburger, die ihre furchtbare Aufgabe, die Freiheit in der Welt auszurotten, mit düsterem Ernst, in freudloser Pflichttreue erfüllen. Selbst Nebenpersonen, wie Commynes, der mißvergnügte Warner und Tadler, sind mit ein paar Worten in dem, was historisch bedeutsam an ihnen war, trefflich kenntlich gemacht. Um wieviel mehr gilt dies von den Hauptpersonen, auf die Gobineau all seine reife Kunst verwendet hat. Es genügt, mit Übergehung aller anderen an das wundervolle Paar Raffael und Michelangelo zu erinnern, das in ergreifender Lebensechtheit, treu bis in die kleinsten Kleinigkeiten hinein, vor jedes Lesers Seele steht. Hier ist Wirklichkeit und Wahrheit in einer höchsten Einheit zusammengefaßt.

Was von den einzelnen Personen gilt, gilt auch von den Kollektiveinheiten der Nationalitäten und Berufe. Man vergleiche zu der burlesk-fatalen Geschichte des Hauptmanns Folciera und zu Anguillaras Gespräch mit Querini[1]) die amüsante Schilderung in H. Grimms „Leben Michelangelos", S. 107—117, und man

[1]) S. 55—62 (37—42), dazu noch S. 317 (206).

wird finden, daß Gobineau die Landplage der Söldner und Condottieri und ihres Treibens gar nicht schlagender veranschaulichen konnte, als durch jene Episoden. Oder man sammle die zahlreichen Stellen, wo der Dichter seine eigenen Landsleute und ihr Auftreten in Italien nicht ohne Strenge darstellt: ihre Vorliebe für Damengesellschaft, ihre Selbstgefälligkeit und Ruhmsucht, ihre anfängliche Kunstbarbarei, die nach sechs Monaten Italien in Kunstbegeisterung umzuschlagen pflegt, ihre barbarische Kriegführung[1]). Sollten solche Offenherzigkeiten mit dazu beigetragen haben, daß die „Renaissance“ in Frankreich nicht durchschlug? Und doch sind gerade die übelsten Dinge als für die Franzosen jener Tage charakteristisch bezeugt, z. B. die scheußliche Behandlung Rapallos, wo sie sogar die Kranken im Hospital ermordeten, „zum allgemeinen Entsetzen aller Italiener, die an diese Art der Kriegführung nicht gewöhnt waren“[2]), bezeugt durch den Franzosen Commynes, und nicht nur in der von Villari angeführten Stelle: „Il ne sembloit point aux nôtres que les Italiens fussent hommes“, sondern in einer längeren Auslassung am Schluß von Buch VII Kapitel 8 der Mémoires. Übrigens hat Gobineau auch die Typen der andern Nationen Europas mit flüchtigem Stifte skizziert. Das hat sein Mißliches, weil es notwendig ein Zerrbild gibt, und Gobineau selbst wird sich des Schemenhaften der drolligen Silhouetten am besten bewußt gewesen sein. Der Leser lächelt belustigt und verzeiht, weil er doch auch hier einen Augenblick die Illusion des Lebens hatte. Und dieses Lob wird man auch noch mancher andern Gruppe spenden dürfen, die hier aufzuzählen zu weit führen würde.

Und nun endlich und zuletzt der Lebensinhalt dieser Renaissancemenschen[3]). Eine gewaltige Synthese tritt immer wieder beherr-

---

1) S. 19 (15), 179 (117), 418 (275), 241 (156), 317 (205), 398 (261), 27 (20), 270 (175), 438 ff. (289 ff.). 2) Villari a. a. O. I, S. 221. 3) Auch hierüber ist Schemanns ausgezeichnete Einleitung zu vergleichen.

schend in den Vordergrund: das Schwelgen der Geister und das Darben der Herzen, oder, um Schemanns Worte zu gebrauchen, Geistestrunkenheit und Gottvergessenheit. Höher ist der Geist wohl nie und nirgends, auch in dem Heimatlande des Esprit nicht, um seiner selbst willen geschätzt worden als damals, wo ein Lionardo einem der skrupellosesten politischen Schachspieler der Weltgeschichte in aufrichtiger Bewunderung mit den Worten huldigen konnte: „Was ist doch der Geist eines Mannes wie ihr, gnädiger Herr, für eine gewaltige Schöpfung aus der allerheiligsten Tiefe des Geistes Gottes“[1]), oder wo ein ehrlicher Mann wie Machiavell zu einer ausbündigen Teufelei Cesare Borgias nichts zu bemerken wußte als: „Die Welt ist doch ein wahrhaft interessantes Studium“[2]). Tugend im alten Sinne kann es für solche Menschen nicht mehr geben, sondern nur eine moralinfreie virtù, die „einzig im Gelingen besteht“[3]). Wenn dies das Oberhaupt der christlichen Kirche offen ausspricht, und zwar nicht ein Alexander VI. — der sich natürlich als jenseits von Gut und Böse stehend betrachtet[4]) — sondern ein Mann wie Julius II., dann werden die Taten der Weltleute, der Condottieri und der Soldateska, der Diplomaten und ihrer Werkzeuge, der Bravi und andrer Ehrenmänner niemanden mehr wundernehmen. „Die Welt ist grauenvoll“, mit diesen Worten spricht Michelangelo der Renaissance das Urteil. Und ebenso wenig wie er, wird sich die Nachwelt irremachen lassen durch die beispiellose Blüte der Künste, und durch den Kunstenthusiasmus und die Kunstkennerschaft dieser furchtbaren Menschen. Wenn ein Cesare, nachdem er der Erdrosselung seiner Hauptleute beigewohnt hat, um „ein

---

1) S. 18 (14). 2) S. 186 (121). 3) S. 266 (172). 4) S. 105 (69): „Gut und Böse rücken anders wohin, höher hinauf, in eine andere Sphäre“, eine Stelle, die benutzt wird, um Nietzsches Abhängigkeit von Gobineau zu beweisen; z. B. von Seillière, Apollo oder Dionysos? (deutsch von Th. Schmidt, 1905).

wenig Vergnügen nach soviel Arbeit" zu haben, in der süßen Melancholie der neuen Musik schwelgt, und Befehl gibt, französische Plünderer zu vierteilen, während er den Widerschein des Mondes auf den bewegten Wellen mit „entzückten Sinnen" bewundert[1]), so erscheint er uns ohne Zweifel noch viel entsetzlicher, als wenn er für die Schönheit von Natur und Kunst kein Verständnis hätte, und wir stimmen Schemann darin bei, daß die Kunst nicht die Seele der Renaissance war, sondern lediglich ein Kostüm. Und doch: in diesem allgemeinen Schiffbruch aller sittlichen Begriffe, in diesem Taumel wüster Leidenschaften, deren Entfesselung keine Schranke des Gewissens mehr hemmt, in diesem unruhigen Szenenwechsel einer absolut ideenlosen Machtpolitik, thront die Kunst, erhaben über das Irdische, in lichter göttlicher Reinheit; der Schlamm der menschlichen Ruchlosigkeit reicht nicht an sie heran, und in den Herzen ihrer wahren Jünger wirken und wachsen neben ihr die Kräfte, die innerlich die Renaissance zu überwinden berufen sind, weil der Tod keine Macht über sie hat. Es ist das Leben Michelangelos, das diese Vorgänge verkörpert; und die Entwicklung dieses Größten, vor allem das friedevolle selige Ausklingen seines sturmbewegten Daseins hat Gobineau mit hingebender Liebe ebenso historisch getreu wie poetisch ergreifend nachgedichtet. Alles dies ist echt und gut und schön; und doch ist meines Erachtens hier, und nur hier, der Punkt, wo auch eine Kritik des Werks einsetzen kann und einige Bedenken sich nicht abweisen lassen.

Niemand wird von einer solchen Arbeit äußere Vollständigkeit fordern. Es wäre töricht, dem Dichter zu verübeln, daß er auch bedeutende Vertreter des Zeitalters, wenn er ihrer zur Charakterisierung desselben nicht bedurfte, übergangen hat; ja man wird sogar urteilen dürfen, er hätte in solcher Beschränkung noch weiter gehen und manches Intermezzo — etwa die Correggio-

1) S. 195 ff. (126 ff.)

szene, namentlich aber Einschiebsel wie den jungen Kupferstecher, der mitten in die Savonarola-Tragödie mit seiner Dürerschwärmerei hineinplatzt — beiseite lassen können. Obschon auch sie ihre Berechtigung haben, hätte doch wohl das Ganze ohne sie an Einheitlichkeit gewonnen.

Anders steht es, wenn ein für das Zeitalter wesentlicher und bezeichnender Teil des Lebensinhaltes unberücksichtigt gelassen ist: und dies ist in der Tat der Fall. Die literarische Seite der Renaissancekultur tritt bei Gobineau nicht zurück, sondern sie fehlt. Und doch haben die Italiener jener Tage nicht nur, in zwei Sprachen, eine fast beispiellose literarische Fruchtbarkeit entfaltet, und wenigstens auf einigen Gebieten der poetischen wie der wissenschaftlichen Darstellung große Meisterwerke geschaffen: sie haben auch, neben vielen ererbten oder von den Alten abgeleiteten, neue dichterische Ausdrucksformen erfunden, sie haben die Erde und den Menschen, den sie trägt, die sinnliche und die geistige Welt mit neuen Augen angesehen und ihre neuen Eindrücke, Erkenntnisse und Wertungen vorzüglich in ihren literarischen Erzeugnissen niedergelegt[1]). In ihnen kommen die positiven Errungenschaften des großen Befreiungszeitalters, das die Renaissance denn doch gewesen ist, zu kräftigem Ausdruck; in ihnen enthüllt sich vielleicht noch klarer als in Taten, wenn auch mit oft recht absurden Gebärden, das neue Lebensideal der historischen Größe; von ihnen aus ließen sich die Beziehungen zum klassischen Altertum verfolgen, die auf keinem Gebiet so eng sind wie auf dem literarischen[2]). Und diese Literaturwerke standen im Vordergrunde des Interesses, ihre Vorzüge, besonders ihre sprachliche Formvollendung, bildeten einen Gegenstand des nationalen Stolzes, man traute sich zu, mit ihnen die Alten nicht nur zu erreichen, sondern zu überbieten, alle

---

[1]) vgl. J. Burckhardt, Die Kultur der Renaissance in Italien, Band II.
[2]) vgl. G. Voigt, Die Wiederbelebung des klassischen Altertums.

Welt überhäufte die Verfasser mit Beweisen der Hochschätzung, und die fürstlichen Mäcene jagten einander die Dichter und Gelehrten ebenso ab wie die bildenden Künstler. Fehlte es diesen nicht an Selbstgefühl, so nimmt sich doch selbst die Anmaßung eines Torrigiano und die Eitelkeit Benvenuto Cellinis fast wie simple Behauptung echten Wertes aus neben dem Größenwahn eines Poggio und Filelfo. Glaubten doch diese Literaten allen Ernstes, mit ihren Sonetten und Kanzonen, Satiren und Invektiven das Schicksal ihrer Zeitgenossen im Urteile der Nachwelt bestimmen zu können. Dieses ganze Treiben ist für das Zeitalter wirklich in hohem Grade charakteristisch; es darf in einem Gesamtgemälde, wie es Gobineau geben wollte, eigentlich nicht fehlen, und daß es doch fehlt, bezeichnet gerade, wenn man mit seinem eignen Maße mißt, einen Mangel, der allerdings dadurch zum Teil erklärt und auch eingeschränkt wird, daß Gobineau sich nur die Hochrenaissance zum Vorwurf genommen hat; denn die eigentliche Hochflut des humanistisch-literarischen Betriebs hatte sich im 16. Jahrhundert bereits verlaufen. Aber es ist doch eine Folge dieses freiwilligen Verzichts, daß Gobineau nun den gesamten Lebensgehalt der Renaissance in das Joch des großen Gegensatzes von Politik und Kunst, oder, anders gefaßt, von Geistesfülle und Gemütsleere, einspannen kann, der dem Zeitalter zwar nicht Gewalt antut, aber es auch nicht völlig ausschöpft.

Noch eine zweite Folge, die man bedauern kann, ergibt sich aus jener Begrenzung des Themas: sie nimmt dem glänzenden Bilde die Folie. Man möchte an eine üppige Landschaft denken, über der am stahlblauen Himmelsgewölbe die Sonne im Zenith steht: eine solche Landschaft hat scharfe Konturen, leuchtende Farben, aber keine Schatten. Oder man könnte auch sagen: die „Renaissance“ Gobineaus liegt vor uns wie ein Stück Geschichte, das durch den Wink eines Zauberers auf einem vorher toten

Gestirn aus dem Nichts entsprungen, aber nicht entstanden, nicht allmählich geworden ist aus einer andersartigen Vergangenheit her. Die Folie und der Schatten der Renaissance ist das Mittelalter, aus dem und im Kampf mit dem sie sich emporgerungen hat. Dieser Prozeß vollzieht sich teils in langsamer Umbildung, teils in schroffen Brüchen im Trecento und Quattrocento und verleiht diesen Jahrhunderten den eigentümlichen, frühlinghaften Reiz aller geschichtlichen Werdezeiten. Ihn hat sich Gobineau entgehen lassen, da im 16. Jahrhundert der Prozeß im wesentlichen abgeschlossen war und auch Savonarolas Auftreten nur eine, allerdings imponierende, aber vorübergehende Reaktion der im Grunde schon überwundenen mittelalterlichen Weltanschauung bedeutet. Gewisse Bestandteile davon sind ja, wie man bei Jakob Burckhardt nachlesen kann, auch in die der Renaissance übergegangen und haben vielleicht die Gegenreformation vorbereiten helfen, aber Gobineau hat wohl gut daran getan, diese Dinge (Dämonen- und Zauberglauben, Astrologie u. dgl.) auf sich beruhen zu lassen. Sicherlich stand es ganz in seinem Ermessen, wie er die Grenzen seiner Aufgabe abstecken wollte, und es wäre hier kein Wort darüber zu verlieren, ergäbe sich aus dem gänzlichen Ausscheiden der Frührenaissance nicht eine Gefahr, der er nicht ganz entgangen ist. Denn hätte er uns nicht nur das Ergebnis, sondern auch das Werden dieser ewig unvergeßlichen Welt, den Kampf des Neuen mit dem Alten vor Augen geführt, würde dann nicht auch sein Gesamturteil eine Milderung erfahren haben? Oder konnte er seiner ganzen Art nach nur die eine Seite sehen? Ich möchte das nicht annehmen. Gobineaus Auffassung von der Renaissance, der sein Werk einen, ich zögere nicht zu sagen: klassischen Ausdruck gibt, ist zweifellos berechtigt, aber sie fordert eine Ergänzung, wie sie etwa die folgenden prachtvollen Sätze Hermann Grimms bieten: „Es gibt sogenannte ruhige Zeiten, innerhalb deren dennoch die besten

Handlungen wurmstichig erscheinen und ein geheimes Mißtrauen einflößen, wo Friede, Ordnung und unparteiische Gerechtigkeitspflege Worte ohne echten Inhalt sind und Frömmigkeit sogar wie Blasphemie klingt, während in andern Epochen offen daliegende Verdorbenheit, Fehler, Unrecht, Laster und Verbrechen nur die Schatten eines großen, erhebenden Gemäldes bilden, dem sie erst die rechte Wahrheit verleihen. Je schwärzer die dunkeln Stellen, je heller die leuchtenden. Eine unverwüstliche Kraft scheint beide zu bedingen und zu bedürfen. Wir werden nicht hinters Licht geführt, das ist unsre innigste Überzeugung. Es ist alles so klar, so deutlich, so verständlich. Der Kampf der unabwendbaren finsteren Notwendigkeit mit dem Willen, dessen Freiheit nichts besiegen kann, ergreift uns. Auf beiden Seiten sehen wir große Kräfte sich erheben, die Ereignisse gestalten, in ihnen untergehen oder sich über ihnen emporhalten. Wir sehen das Blut fließen, die Wut der Parteien durchzuckt uns wie ein Wetterleuchten noch von längst verrauschten Gewittern, wir stehen hier und dort und kämpfen mit in den alten Schlachten noch einmal. Aber Wahrheit wollen wir, keine Verheimlichung der Zwecke und der Mittel, mit denen man sie erreichen wollte"[1]). Wer stimmte diesen Worten, die noch nicht einmal alles sagen, nicht freudig zu? Wem ginge es mit der Renaissance nicht wie mit dem 18. Jahrhundert, dem viel gescholtenen, dessen Unzulänglichkeiten ja auch am Tage liegen, und das wir mit all seinen Schwächen, aber auch seiner Tapferkeit, seiner Siegeszuversicht, seinen Gewinnsten für die Freiheit des Menschengeistes doch auch keinen Augenblick aus der Geschichte unseres Geschlechtes ausgelöscht sehen möchten. Auch Gobineau hätte, glaube ich, jenen Worten nicht widersprochen. Er hat die Renaissance verdammt, aber er hat ihre Größe nicht verkannt. An drei Stellen hat er mit ausdrücklichen Worten der Herrlichkeit der so herb

[1]) H. Grimm, Leben Michelangelos I S. 4 f.

verurteilten Epoche gehuldigt: in dem „wundervollen Hymnus" Raffaels[1]), in Machiavells erbittertem Rückblick auf seine Jugend, wo „die Plünderungen, die Blutbäder, die Gewalttaten jeder Art Italien, das gleich uns jung war, mit nichten hinderten groß zu werden und mit neuen Kräften neue Reize zu gewinnen"[2]), und endlich in der unfreiwilligen Selbstironie Federigo Zuccheros, der im Jahre 1559 sagt[3]): „Ich habe von meinem Vater gehört, daß zu seiner Zeit Italien immer in Flammen stand; man schlug sich um eine Lappalie; jedermann hatte tausend Interessen zu verfechten. Heutzutage lebt man ruhig, dank dem Kaiser, dank der wundervollen Ordnung, die seine Armeen hergestellt haben; man verdient Geld und hat nichts mehr zu wünschen". Ich weiß nicht, ob nicht die unbeabsichtigte Huldigung dieses selbstzufriedenen Philisters von den dreien die feinste ist.

Die letzten Bemerkungen dürften zur Genüge erweisen, daß die vorher erhobenen kritischen Einwände bei genauer Prüfung auf ein sehr geringes Maß zusammenschrumpfen und daß Gobineau seiner von ihm selbst gestellten Aufgabe, die Quintessenz der Geschichte der Renaissance, genauer: der Hochrenaissance, in einer Reihe von Fresken zu geben, gerecht geworden ist. Man kann wohl, aus sachlichen Gründen wie aus individuellem Geschmack, hier etwas weg, da etwas dazuwünschen; man muß zugeben, daß, durch ein anderes Temperament gesehen, die Dinge hier und da ein etwas anderes Spiegelbild geworfen, die Lichter sich erhöht hätten, die Schatten matter geworden wären. Alles in allem genommen aber bleibt Gobineaus lebensprühendes Werk eine der großartigsten und getreuesten Verkörperungen, die die Renaissance je gefunden hat, und ihre Kenntnis auch für den Historiker von höchstem Werte. Keine gelehrte Darstellung, und kaum eine andere Dichtung, vermag ihn so unmittelbar in diese

---

1) S. 337 f. (218 f.). 2) S. 486 (324). 3) S. 524 (349 f.).

untergegangene Welt mitten hinein zu versetzen, daß er in ihrer Luft zu atmen vermeint: und ein Buch, das dies vermag, trägt seine Rechtfertigung in sich selbst.

KAPITEL IV. DIE RENAISSANCE IN GOBINEAUS LEBENSWERK

Ein einziges Mal nur, soviel ich weiß, ist behauptet worden, die „Renaissance" stehe in näherer Beziehung zur Rassentheorie. Kretzer „erscheint die ganze Dichtung als Illustration der Hypothese durch einen charakteristischen Einzelfall"[1]), ein „tieferer Sinn", den allerdings nach seinen eigenen Worten vor ihm noch niemand bemerkt hatte. Er begründet die merkwürdige Ansicht wie folgt: „Beides, die künstlerische Höhe, die sittliche Tiefe der Renaissancemenschen, hat die gleiche Wurzel: den Zustand und Grad der Rassenmischung, wie Ort und Zeit ihn aufweisen. Das germanische Element, wodurch die Völkerwanderung Italien regeneriert hatte, war endgiltig erschöpft und paralysiert: das römische Völkerchaos mit all seinen Lastern und Greueln hatte die leitende Stellung zurückerobert. Aber gleichzeitig war eine für die Erschließung einer Blüte der Kunst im höchsten Grade günstige Konstellation eingetreten in dem kunstschöpferischen Zustande des Verhältnisses der der schwarzen und der weißen Rasse entstammenden Elemente der Bevölkerung zueinander: eine Konstellation, der in der Blütezeit der griechischen Kunst vorliegenden, nicht minder vergänglichen in den entscheidenden Beziehungen durchaus vergleichbar". Man muß unbedingt zugeben, daß dies im Sinne des Rassenbuchs gedacht ist, ja sogar, daß es durch die beiden einzigen Stellen darin, wo Gobineau die

[1]) Kretzer, Graf Gobineau, S. 232.

Renaissance erwähnt[1]), gerechtfertigt wird. Denn die künstlerische und literarische Herrlichkeit dieser Zeit, sowie die Vergänglichkeit dieser Herrlichkeit erklärt die eine dieser Stellen mit der Aufsaugung des germanischen Bluts, die andere wenigstens indirekt durch das Wiederhochkommen des römischen Bodensatzes (résurrection du fond romain). Fraglich ist nur, ob Gobineau nach zwanzig Jahren gerade über diesen Punkt noch genau so gedacht hat wie zur Zeit der Abfassung des Rassenbuchs. Denn wie fest ihm auch die Theorie als Ganzes stand und welche Gründe er auch haben mochte, den Wortlaut nicht abzuändern: daß er über Einzelheiten anderer Meinung geworden war, ist daneben unzweifelhaft gewiß. Zu diesen Einzelheiten gehört bestimmt seine kuriose Ansicht, Kunst entstehe nur bei einer mit Negerblut gemischten Bevölkerung. Er selbst war ja seit seiner Athener Zeit unter die Künstler gegangen und betätigte sich mit fast jugendlichem Eifer und, wie versichert wird, mit schönem Erfolge als Bildhauer[2]). Sollte er da wirklich Neigung gehabt haben, eine Theorie wieder aufzufrischen und in einem besonderen Werke zu versinnlichen, die ihn selbst, den angeblichen Abkömmling Odins, als Sprößling von Negermüttern brandmarkte? Wir haben gesehen, daß er viele Widersprüche in sich zu vereinigen wußte, und vielleicht hätte er, wenn man ihn drängte, die alte Behauptung nicht förmlich preisgegeben, aber lebendig war sie in ihm wohl nicht mehr. Nicht die leiseste Andeutung erinnert in der „Renaissance“ an sie. Eher scheint mir dieses Werk eine Offenbarung seiner vielleicht durch die eigene künstlerische Tätigkeit gewonnenen neuen Einsicht von der Hoheit und befreienden, beglückenden Kraft der Kunst. Was nun den sittlichen Tiefstand der Renaissancemenschen anbetrifft, so ist an sich glaubhaft, daß ihn Gobineau noch immer

[1]) VI 6; B. 4 S. 208 u. 223 f. [2]) Seine Bildhauerarbeiten sind aufgezählt bei Kretzer, Graf Gobineau, S. 260 f.

auf die Überwindung der germanischen durch die romanischen Volksbestandteile zurückführte; denn über den Rassenwert der lateinischen Völker Europas hat er bis zuletzt pessimistisch geurteilt, wie sowohl die Schrift Le Royaume des Hellènes[1]) (1878) als auch die nach seinem Tode, und zwar merkwürdigerweise in der Revue du monde latin (1885), veröffentlichte Studie „Ce qui se passe en Asie“ beweist. Daß ihm aber dieser Gedanke bei der Abfassung des Werkes als Leitmotiv vorgeschwebt, ja daß er auch nur nebenbei richtunggebend dabei mitgewirkt habe, dafür findet sich in dem Buche selbst nicht der mindeste Anhalt, und ebensowenig ist es meines Wissens durch Aussagen des Verfassers oder anderer irgendwie bezeugt. Der einzige Hinweis auf die Wirkung des Blutes, der sich in dem ganzen Werke findet, liegt in den Worten Michelangelos: „Wenn meine Familie nicht von den Grafen von Canossa entsprossen wäre, so wäre ich nicht, was ich bin“[2]) usw. Damit läßt sich aber nichts anfangen, da es historisch ist, daß Michelangelo auf seine, nicht ganz notorische, aber von der gräflichen Familie anerkannte Abstammung von den Canossa stolz war. Es bleibt also von Kretzers Aufstellung nur soviel übrig, daß sie den Ideen des vierzigjährigen Gobineau entsprochen und denen des sechzigjährigen nicht gerade widersprochen hätte. Ob man sie für zutreffend halten will, ist beinahe eine Sache des Geschmacks. Mir widerstrebt es, mir Gobineau sein ganzes Leben lang das Rassenpferd zu Tode hetzend vorzustellen; ich denke ihn mir lieber so reich, daß er auch ohne den Ansporn seiner Theorie den großen Gedanken dieses Werkes fassen konnte. Ich will übrigens bemerken, daß Dreyfus die „Renaissance“, wie die Asia-

[1]) besonders S. 265 . . . les peuples latins dont l'extrême mélange est trop complexe pour avoir conservé une pondération indispensable, et qui, dans leur masse, tendent à n'avoir plus de principe dominant.
[2]) S. 248 (160).

tischen Novellen, zu den Schöpfungen Gobineaus rechnet, welche die Hierarchie der Individuen schildern[1]). Widerlegen läßt sich's nicht, da selbstverständlich die famosen vier Menschenklassen in beiden reichlich und in allen Schattierungen vertreten sind; aber glaublich ist's auch nicht, daß Gobineau aus dem geistreichen Grundgedanken der „Plejaden" eine nüchterne Schablone für die Renaissancemenschheit gemacht habe. Jedoch in anderem Sinne gehören die beiden Werke allerdings zueinander. Beide beherrscht eine tief pessimistische Stimmung: „die Welt ist grauenvoll", und die „Königssöhne", die Höhenmenschen sind einsam, ganz einsam. Es ist derselbe Gedanke, der Gobineaus Jugendtragödie Alexandre le Macédonien trägt. Er zieht sich durch sein ganzes Leben, und durch sein ganzes Dichten, bis zum Amadis.

Für uns steht die Frage nach seiner wissenschaftlichen Bedeutung im Vordergrunde. Dankbarer als der von Kretzer erstrebte Nachweis wäre da wohl die Aufgabe, zu forschen, ob nicht die „Renaissance" irgendwo einen Schritt hinaus über ältere Vorurteile Gobineaus bedeute. Diese Frage ist zu bejahen in bezug auf das konfessionelle Gebiet.

Die Katholiken nehmen Gobineau gern als den ihrigen in Anspruch, und insofern mit Recht, als er stets ein treuer Sohn seiner Kirche war, der unter anderem einmal seine Verehrung für das viel angefochtene Dogma von der unbefleckten Empfängnis öffentlich bezeugt hat[2]). Sie möchten ihn auch gern zum spezifisch katholischen Schriftsteller stempeln, und seine oben gekennzeichnete Abdankung der Vernunft und wissenschaftlichen Einsicht vor dem Buchstaben des Alten Testaments scheint dies zu rechtfertigen[3]). Angesichts der „Renaissance" läßt sich dergleichen nicht

---

[1]) Dreyfus a. a. O. S. 22. [2]) Histoire des Perses II, S. 630. [3]) vgl. oben S. 89 f. „Ultramontan" ist er übrigens deshalb noch lange nicht; F. Hertz, der ihn völlig grundlos so schimpft (Moderne Rassentheorien S. 351) sollte den Sinn dieses Wortes doch kennen.

mehr aufrecht halten. Mit wundervoller Unbefangenheit, frei nicht nur von jeder Gebundenheit der Auffassung, sondern auch von allen Opportunitätsrücksichten, schildert er hier, wie in jenem Zeitalter auch die römische Kirche, und gerade sie verdorben war bis ins Mark, wie der Widerspruch zwischen dem von ihr behaupteten Beruf und Amt und der Wirklichkeit vielleicht die schrillste aller Disharmonien bildete. Das Auftreten des Mönches von Wittenberg begrüßen die besten ihrer Vertreter als das Morgenrot einer besseren Zukunft, und als von den hunderten von Kirchen der ewigen Stadt das Angelus ertönt, knieen die frommen Mönche auf dem Monte Pincio nieder und beten um die Erneuerung der Kirche, ohne die es um das Christenvolk geschehen sei[1]). Der dies schrieb, war frei geworden von konfessioneller Einseitigkeit, und der von dem dumpfen Kadavergehorsam, wie ihn Karl und Philipp der Welt aufzwingen wollten, ein so unheimliches Gemälde entwarf, den könnte die moderne Jesuitenkirche wohl nicht für sich reklamieren; vielmehr müßte sie ihn auf den Index setzen wie Ranke. Wenn aber in dieser Kirche Strömungen und Persönlichkeiten lebendig und wirksam bleiben, die ihn so, wie er geworden ist, freudig anerkennen, so sollen und wollen auch wir uns dessen freuen, denn es bezeichnet einen Sieg der Wahrheit und ist ein neuer Beweis für die zwingende und verbindende Macht menschlicher Größe.

---

1) S. 396 (260).

EXKURS ZU SEITE 255

Um den auf S. 255 gegen Herrn Dr. Andreas erhobenen Vorwurf des Plagiats zu begründen, setze ich im Folgenden die betreffenden Stellen aus Gobineau und Andreas nebeneinander.

Gobineau S. 267.

. . le lendemain, de grand matin, les gens de Hamzé-Mirza ayant ouvert les portes de la prison, en firent sortir le Bâb et ses deux disciples. On s'assura que les fers qu'ils avaient au cou et aux mains, étaient solides; on attacha de plus au carcan de chacun d'eux une longue corde dont un ferrash tenait le bout, puis, afin que chacun pût bien les voir et les reconnaître, on les promena ainsi par la ville, dans toutes les rues et dans tous les bazars, en les accablant d'injures et de coups. . .

Les bâbys, les demi-bâbys, répandus de tous côtés, tâchaient d'exciter, chez quelques-uns des spectateurs, un peu de commisération ou quelques autres

Andreas S. 28.

Am Morgen des 8. Juli 1850 wurden die Pforten des Gefängnisses geöffnet und der Bab nebst seinen beiden Schülern aus demselben herausgeführt. Man prüfte noch einmal die Stärke der Eisenfesseln, die sie um den Hals und die Handgelenke trugen, und befestigte an dem Halsring eines jeden einen langen Strick, an dem die Gerichtsdiener sie durch die Straßen und Bazare der Stadt führten, damit jeder sie betrachten könne. Man überschüttete sie mit Schimpfworten und Schmähungen (!), und vergebens versuchten die in der Volksmenge vorhandenen Babis Teilnahme für ihren Meister zu erwecken.

sentiments dont ils auraient profité pour sauver leur maître.

(Es folgen 14 Zeilen über das Verhalten der einzelnen Volksbestandteile.)

Après les avoir ainsi montrés à toute la ville, on les conduisit chez Hadjy Mirza-Bagher, théologien, où les musulmans assurent que le Bâb, interrogé sur ses doctrines, les renia. Ensuite, le cortège entra dans la maison de Moulla Mohammed Mamgany, un des membres les plus importants du clergé de Tebriz. Là, disent les ennemis du Bâb, il ne se contenta pas de renier tout ce qu'il avait enseigné, il pleura et demanda grâce.

Nach diesem Gange durch die Stadt brachte man die drei Gefährten zu zwei der hervorragendsten Geistlichen von Tebriz, von denen sie verhört und befragt werden sollten. Die Gegner des Bab behaupten, er habe bei dieser Gelegenheit nicht nur tatsächlich den Widerruf geleistet, sondern auch geweint und um Gnade gefleht.

Au sortir de la maison d'Aga Seyd-Zenwézy, un des deux disciples, Seyd-Housseïn Yezdy, se laissa tomber par terre en pleurant amèrement, demanda pardon et avoua que ses forces étaient à bout.

On le remit sur ses pieds et, le secouant . . ., on le mit en face du Bâb et on lui dit que, s'il le maudissait, ses crimes seraient effacés et qu'il lui serait

Als ihnen dann das Todesurteil verlesen wurde, fiel der eine der beiden Jünger des Bab, Aka Seyyid Husein, von ihm ab. Er warf sich weinend auf die Erde, bat um Verzeihung für seine Lehren und erklärte, daß er am Ende seiner Kräfte sei. Es wurde ihm bedeutet, er werde begnadigt und sofort freigelassen, wenn er den Bab verfluchen und ihm in das Gesicht

fait grâce. Seyd-Housseïn maudit le Bâb. On lui dit encore que, s'il lui crachait au visage, on le mettrait à l'instant en liberté. Seyd-Housseïn cracha au visage du Bâb. Alors, on le détacha, on lui ôta ses fers et on l'abandonna. Quand le cortège se fut éloigné et qu'il n'y eut plus personne dans la rue déserte, Seyd-Housseïn se releva, et, sortant de la ville, s'éloigna dans la direction de Téhéran, où nous le retrouverons.

Les bourreaux, encouragés par ce succès, voulurent éprouver si l'autre disciple, Moulla Mohammed Aly, ne pourrait pas être amené à quelque conversion semblable. Ils crurent qu'ils avaient prise sur lui par la présence de sa famille à Tebriz, et parce qu'il était riche, jeune et habitué à une existence fort douce. On envoya donc chercher et on amena au milieu du bazar la jeune femme du prisonnier et les petits enfants qu'il avait, et on essaya de l'ébranler par leur épouvante, leurs pleurs, leurs supplications,

speien wolle. Dem Bab gegenübergestellt, fluchte er ihm zitternd[1]) und spie ihm ins Gesicht, worauf die Ketten ihm abgenommen und er freigegeben wurde. Er verließ sofort die Stadt und wandte sich nach Teheran, wo wir ihn später wiederfinden werden.

Man bemühte sich nun, auch den zweiten Schüler zur Verleugnung seines Meisters zu bewegen, und der Umstand, daß seine Familie in Tebriz anwesend war, sein Reichtum und seine Jugend schienen das Vorhaben zu begünstigen. Seine junge Frau, umgeben von ihren kleinen Kindern, wurden ihm in der Mitte des Bazars (!) vorgeführt; sie beschwor ihn jammernd, seinem Glauben zu entsagen, doch er blieb unerschütterlich und bat nur, daß

1) Zusatz des Übersetzers.

mais il resta froid. On n'en put tirer autre chose, sinon que, si l'on voulait se montrer humain envers lui, on le ferait périr avant son maître.

Voyant . . ., on ramena les martyrs, au moment où le soleil allait se coucher, à la citadelle d'où on les avait tirés; là, on les conduisit sur le rempart qui est d'une hauteur excessive . . . On leur passa sous les aisselles des cordes très fortes, et on les descendit à l'extérieur du mur de façon qu'ils restèrent suspendus à quelques pieds audessus du sol. En face, sur une immense place, se pressait la foule, et chacun pouvait voir parfaitement les deux condamnés.

Alors les officiers du prince firent avancer une compagnie du régiment de Béhadéran. Ce corps était composé de chrétiens, et les musulmans prétendirent ensuite qu'il ne s'était porté qu'avec une extrême répugnance au service qu'on lui commandait.

Les bâbys, au contraire, assurent qu'on eut recours à des

man ihn vor seinem Meister töten möge.

Endlich gegen Sonnenuntergang geleitete man beide auf den Wall der Zitadelle, zog einen Strick unter ihren Achseln durch, und ließ sie dergestalt daran herab, daß sie einige Fuß über dem Boden schwebten. Auf dem offenen Platz vor dem Wall, auf den Dächern der umliegenden Häuser[1]), drängte sich das Volk und beobachtete das Schauspiel.

Den beiden Gefährten gegenüber war eine Abteilung des aus Christen bestehenden Regiments Behaduran aufgestellt; nur höchst ungern hatten sie sich dem an sie ergangenen Befehle gefügt.

1) Zusatz des Übersetzers.

chrétiens parce qu'on se défiait des soldats musulmans. Cependant, quand les deux condamnés eurent été suspendus à côté l'un de l'autre, on entendit distinctement Moulla Mohammed-Aly qui disait au Bâb: „Mon maître, est-ce que tu n'es pas content de moi?" Dans ce moment, la décharge eut lieu. Le disciple fut tué sur le coup, mais le Bâb ne reçut aucune blessure, et la corde qui le retenait en l'air fut coupée par une balle. Il tomba sur ses pieds, se releva rapidement et se mit à fuir; puis, tout à coup, apercevant un corps de garde, il s'y précipita.

Si, au lieu de ce mouvement, sans doute irréfléchi, il s'était jeté au milieu de la foule, stupéfaite de ce qu'elle venait de voir et applaudissant au miracle, il n'ya aucun doute, et les musulmans en tombent d'accord, que la population de Tebriz aurait pris immédiatement, et sans hésiter, son parti. Pas un soldat, ni chrétien ni musul-

Zu muslimischen Truppen besaß man indessen in diesem Falle nicht das genügende Vertrauen. In dem Augenblick, wo die Soldaten Feuer gaben, hörte man deutlich den Jünger zu seinem Meister sagen: „Mein (!) Meister, bis du mit mir zufrieden?" Da trafen die Kugeln den Sprechenden und töteten ihn sofort. Der Bab dagegen blieb unverletzt, nur der Strick, an welchem er hing, war von einer Kugel durchschnitten worden, so daß er auf seine Füße niederfiel. Sofort erhob er sich und wollte entfliehen, und da er in der Nähe ein Wachthaus erblickte, stürzte er halb unbewußt[1]) in dasselbe hinein und suchte dort eine Zuflucht[2]).

Hätte er sich statt dessen in die versammelte Volksmenge geworfen, so wäre er wahrscheinlich gerettet gewesen; denn Truppen wie Volk waren durch die einem Wunder gleichende, plötzliche und unerwartete Wendung der Dinge so überrascht, daß weder unter den Muslims

[1]) Übersetzung von: sans doute irréfléchi. [2]) Zusatz des Übersetzers.

man, n'eût osé faire de nouveau feu sur lui;

il y aurait en révolte, insurrection générale, et dans une cité de l'importance de Tebriz, seconde capitale de l'empire, c'eût été encore bien autre chose que l'affaire du Zendjân. La dynastie Kadjare y eût probablement succombé.

(Es folgen sechs Zeilen über die Verwirrung des Bab und die anfängliche Angst der Henker.)

Mais quand le Bâb fut dans ce corps de garde, un capitaine d'infanterie ou sultan . . . entra après lui et le chargea de coups de sabre. Le Bab tomba sans prononcer une parole; alors les soldats le voyant noyé dans son sang et par conséquent vulnérable, s'approchèrent et, de quelques coups de fusil tirés à bout portant, l'achevèrent. Le cadavre fut promené ou plutôt traîné pendant plusieurs jours dans les rues de la ville; en-

noch unter den Christen sich irgend jemand gefunden hätte, der zum zweiten Male auf ihn hätte feuern mögen. Einen Augenblick lang hielt ein abergläubisches Entsetzen die Zuschauer gefangen; in der nächsten Sekunde wäre wahrscheinlich ein allgemeiner Tumult entstanden, und die Menge hätte die Partei des so sichtlich unter dem Schutze des Himmels Stehenden ergriffen. Ein Aufstand in Tebriz aber, der zweitwichtigsten Stadt des Landes, hätte die weitgehendsten Folgen haben, ja dem Babismus sofort zum Siege verhelfen können.

Da eilte ein Offizier in das Wachthaus und hieb den Bab nieder; und als die Soldaten sahen, daß er verwundbar sei, töteten sie ihn mit einigen Flintenschüssen vollends. Sein Leichnam wurde während mehrerer Tage durch die Straßen der Stadt geschleift und dann in den Stadtgraben geworfen, um den halbwilden Hunden und den Schakalen[1]) als Beute zu dienen.

[1]) Ausmalung des Übersetzers.

suite, on le jeta hors de l'enceinte des murs et on l'abandonna aux bêtes.

Besonders die Reflexionen des letzten Abschnitts beweisen, daß hier Gobineau, und nicht etwa dessen Quelle übersetzt wird. Mit derselben Gewissenhaftigkeit folgt Andreas seiner Vorlage in der Erzählung vom Attentat auf den Schah und vom Tode Seyd-Husseïns (S. 31, Z. 17—33, 21 und S. 37 f., nach Gobineau S. 279 unten—284, Z. 9 und S. 300), während die meisten anderen Partien seines Textes knappe Auszüge aus dem Gobineaus sind, soweit dieser reicht: so die Berichte über die kriegerischen Ereignisse in Masenderan und Zendschan. Für das Spätere hat er natürlich andere Quellen, die er auch nicht nennt. Ein solches Verfahren widerspricht allen wissenschaftlichen und literarischen Gepflogenheiten und kann nicht scharf genug verurteilt werden.

VERZEICHNIS DER EIGENNAMEN IN TEXT UND ANMERKUNGEN

[1]) im Text irrtümlicherweise Grotenfeld geschrieben.

[1]) im Text fälschlich ohne h.

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.



